Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/neuesteerzhlunge01hani

Neueste

Erzählungen

von

Carl Hanisch.

Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen,
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.
Schiller.

Stuttgart,
Julius Weise.

1835.

Gedruckt bei Carl Hoffmann in Stuttgart.

RBR
Jantz
#1427

Inhalt.

	Seite
Die Pelzkappe und das Taschentuch	1
Das Duell	71
Der Herr Vetter	100
Des Malers Gattin	186
Der Sorgensessel	242
Felseck und Stahleck	290
Die Frau Muhme	343
Der Blitz als Arzt	468
Der Christbaum	488
Das Eiland der Liebenden	502

Die Pelzkappe und das Taschentuch.

Der Förster Rohrbach kehrte in Begleitung seines Sohnes zur einsamen Jägerwohnung zurück, die auf einem von Lerchbäumen und Schwarztannen bekränzten Hügel recht einladend mit ihren auf dem Firste befestigten Hirschgeweihen winkte. Der aufsteigende Rauch aus dem Schornsteine verkündigte ein warmes Stübchen, und obgleich Vater und Sohn als tüchtige Waidgesellen sich aus Kälte, Schnee und Regen wenig oder gar nichts machten, so that ihnen der Gedanke an einen trockenen Sitz am patriarchalischen Tische der Hausmutter doch wohl: das bewiesen ihre starken Schritte.

„Da reitet der Amtmann," sagte Fritz, auf den Weg am Waldrande deutend.

„Laß' ihn reiten," antwortete mürrisch der Vater, nicht hinblickend.

„Ich möchte nur wissen, ob die Feindschaft zwischen Euch kein Ende nimmt."

„Bin ich schuld?"

„Ein freundliches Wort findet eine gute Statt."

„Soll ich den Anfang machen?"

„Einer muß es thun."

„So thu' er's."

„Er wird auch nicht wollen."

„So läßt er's bleiben."

„Der Klügste gibt nach."

„Der Amtmann will alle Weisheit allein haben, so thu' er's."

„Im Grunde bist Du doch schuld daran."

„Wie?"

„Freilich. Warum schossest Du ihm seine Leibkatze todt?"

„Warum mauste sie im Donenstrich?"

„Und nun trägst Du sogar von ihrem Felle eine Kappe, gleichsam zum Hohne des Amtmanns."

„Zum Hohne? — Nein, das gerade nicht, ob mir's gleich lieb ist, wenn der Federfuchser sieht, daß ich mich nichts um ihn schere."

„Es muß ihm doch wehe thun."

„Mir thut's wohl, denn die Kappe ist warm und leicht."

„Ich trüge sie nicht, um den Zankapfel zu beseitigen. Man kann nicht wissen, wo man den Amtmann braucht."

„Die Katze wird doch nicht lebendig, wenn ich auch ihr Fell ablege."

„Ich thät's doch."

„Ich nicht."

Fritz schwieg, wie gewohnt, denn er wußte, daß die Fortsetzung des Gesprächs zu nichts führte, als den Vater zornig zu machen, und das wollte der gute Sohn nicht; aber herzlich gern hätte er gesehen, wenn der unselige Streit der Väter vermittelt worden wäre, der sich wie ein böser Wehrwolf zwischen ihn und seine Hoffnungen stellte. An Nachgeben von Seite des Amtmanns war nicht zu denken, denn er hielt sich in so fern für den Beleidigten, als er der Meinung war, der Förster hätte sein Eigenthum in Person der Katze ehren, und sie nicht wie jede gemeine wildernde Bauernkatze niederschießen sollen. Der Förster dagegen meinte: den Dieb müsse man strafen, wo man ihn erhasche; ob er dem Herrn von Hinz oder Kunz schlechtweg gehöre, und er mochte recht haben; denn wirklich hatte sich der Kater des Amtmanns im Walde Freiheiten herausge-

nommen, die schwerlich eine wohlerzogene Bauernkatze gewagt hätte. Der Förster war übrigens wirklich geneigt, eine im Diensteifer begangene That bei dem Amtmanne damit zu entschuldigen, daß er seinen Kater für einen andern angesehen habe; als aber der Amtmann im Zorn die Aeußerung ausstieß, daß es schlecht genug sey, wenn ein Jäger in den Tag hinein schösse, ohne zu wissen auf was, so setzte der Förster einen höhern Trumpf ein und sagte, er hätte den graustreifigen Wilddieb vom Amthofe wohl gekannt, und es freu' ihn, daß der Schelm von seiner Hand gefallen sey. Zum Ueberflusse ließ er den Pelz des Murners gerben und sich eine Winterkappe davon machen, die er nun gleichsam als Siegeszeichen trug.

Fritz hätte sich aus der Feindseligkeit des Amtmanns eben auch nicht viel gemacht; denn ihm selbst war der räuberische Kater schon oft in's Gehege gekommen, vor dem kein Taubenschlag und kein Vogelnest sicher war, und so billigte er das ausgeübte Strafrecht seines Vaters vollkommen. Aber der Amtmann hatte ein schmuckes Töchterlein, Rosine genannt, mit der Fritz früher harmlos im Walde herumgesprungen, Erdbeeren und Vergißmeinnicht gesucht, oder auf dem Amthofe Versteckens gespielt hatte; beide waren mit einander aufgewachsen, wie zwei schlanke Tannen,

die ihre Zweige zusammen neigen, umschlungen von dem Zauberbande der reinsten Liebe.

Seit dem unseligen Zwiste der Väter kamen sie selten zusammen; denn der Amtmann hatte streng befohlen, alle Kommunikation mit der Försterfamilie abzubrechen.

Die Kirche war fast der einzige Ort, wo sie sich sahen, und Fritzens Wangen glühten in seliger Freude, wenn der Blick des Mädchens von dem Herrn Pfarrer auf ihn herabglitt, und es dann erröthend die Augen auf's Buch sinken ließ.

So standen die Sachen. Fritz hatte oft schon die Saite der Versöhnung angeschlagen, aber stets gab sie einen Mißton an und schien für immer verstimmt.

Die Försterin empfing ihren Alten, wie sie den Förster nannte, freundlich wie immer; der aber warf die Pelzkappe mürrisch an die Rehbockzinken, die statt der Nägel im Zimmer dienten, und zog den Rock aus, während Fritz die Gewehre aufhing und die Waidtaschen leerte.

„Was hast Du, Alter?" frug die besorgte Hausmutter, den Suppennapf auf den Tisch stellend.

„Nichts!" murrte der, sich hinsetzend.

„Ach, nichts!" entgegnete die Försterin, ihm die wollene Nachtmütze bringend und das Haar aus der

Stirn streichend: „um nichts zieht man keine so tiefe Falten. Was hast Du wieder? Ist Dir ein Wilddieb aufgestoßen? oder sind die Wellinger Bauern zu Schaden gegangen? Nun, ärg're Dich nicht. — Konrad! Margarethe! zum Essen!" und die Gerufenen erschienen und setzten sich, nachdem die Försterin — Komm Herr Jesu — gebetet hatte, still an den Tisch.

Nach eingenommener Nachtmahlzeit ging Konrad, der Jägerbursche, und Margarethe, die Hausmagd, an ihre abendlichen Verrichtungen; Fritz langte das Schreibzeug aus der Kommode, um das Nöthige in's Buch einzutragen und Holzfuhrzettel zu schreiben. Der Förster setzte sich in den Sorgensessel am Ofen, und die Försterin an die Kunkel.

„Weißt Du —" begann diese nach einer langen Pause, „daß Amtmanns Rosine eine Braut ist?"

„So?" sagte der Förster ohne große Theilnahme.

Fritz, dem der Name Rosine, so leise er auch gesprochen wurde, nicht entgangen war, horchte hoch auf.

„Mit wem denn?" fragte der Förster.

„Mit dem Verwaltersohne von Neuwalde."

„Nun, der hat Geld; sonst ist nicht viel an ihm."

„Aber an der Amtmannstochter desto mehr."

Fritz stand auf vom Schreibtische, denn es flimmerte ihm vor den Augen. Er nahm Flinte und Jagdtasche, und wollte hinaus.

„Wohin?" frug der Vater.

„An den Wolfsgraben," war die Antwort, „nach den Fallen sehen."

„Das kann ja Konrad."

„Der hat anderes zu thun; ich kann's auch."

„Sieh' im Vorbeigehen nach dem Waldthore; die Schlingel von Bauern lassen's gern offen."

„Gut!"

„Und nimm Dich in Acht," erinnerte die Mutter.

„Es ist ja mondhell," sagte Fritz und ging.

„Ich muß Dir nur sagen," fuhr die Försterin fort," daß mich's recht schmerzt."

„Was?"

„Nun, daß Rosine Braut ist."

„Ich wüßte nicht warum?"

„Aber ich. Das Mädchen ist so lieb und so brav; ich habe immer die Hoffnung genährt, unser Fritz sollte sie dereinst heimführen."

„Brav ist sie, das ist wahr."

„Und hübsch und reich. Sie sind so mit einander aufgewachsen, ich dachte immer —"

„Der Mensch denkt, Gott lenkt."

„Ei, schon recht; aber wir hätten's auch lenken

können, wenn die verzweifelte Katzengeschichte nicht dazwischen gekommen wäre."

„Aha! jetzt bin ich schuld."

„Das sag' ich nicht; aber die Feindschaft des Amtmanns rührt doch von dort her."

„Der Amtmann ist —" er verschluckte, was er sagen wollte.

„Der Amtmann ist ein Ehrenmann, nur ein wenig zu eigensinnig; aber ich kenne mehr solche Leute."

„Richtig!"

„Wenn man zu rechter Zeit eingelenkt hätte, so wär's nicht so weit gekommen; aber da hat jeder seinen Kopf von Euch."

„Gottlob! des Amtmanns Kopf könnt' ich nicht brauchen; meiner paßt mir besser."

„Sage, was Du willst; ich wollte aber, Du hättest statt des verzweifelten Katers etwas anderes geschossen."

„Ich wollt's auch!" sagte verdrießlich der Förster.

„Was das hübsch gewesen wäre, wenn der Fritz das Mädchen bekommen hätte! Nichts weiter mehr auf der Welt hätt' ich mir gewünscht."

„So wünsche Dir jetzt etwas anderes."

„Und dem Fritz wird's auch arg seyn; er hat

Rosine immer gern gesehen. Mit Freuden denk' ich d'ran, wie sie so munter mit einander herum gesprungen sind, denn sie waren ein Herz und eine Seele; was sie einander an den Augen ansehen konnten, das thaten sie sich zu Gefallen. Weißt Du noch, wie er sie oft an Weihnachten auf dem Schlitten herübergeholt hat, um ihr seinen Christbaum zu zeigen? Wie er ihre Hände zwischen den seinigen warm hauchte, wenn sie fror? Das liebe Kind machte sich aus Frost und Hitze nichts, wenn sie mit Fritz zusammen war; und wie schön ist sie seitdem geworden! Meine beste Kuh gäb' ich darum, könnt' ich ändern, was geschehen ist."

„Höre Mutter!" sagte sanft der Alte: „was man nicht ändern kann, das nehme man geduldig an."

Die Försterin erwiederte seufzend: „ach es wäre wohl zu ändern gewesen, hättest Du nur nachgegeben. Und vielleicht wär's noch zu ändern, wenn Du nur wolltest."

„Nun, was sollte ich denn wollen?"

„Dich mit dem Amtmanne versöhnen."

„Hab' ich das nicht schon lange gewollt?"

„Aber nicht gethan."

„Ich soll mich doch nicht anbetteln?"

„Das gerade nicht; aber es gibt eine Manier, eine Art, — wie soll ich nur sagen — eine Weise,

wie man, ohne sich etwas zu vergeben, doch dem Gegner zeigen kann, daß man von Herzen wünscht, mit ihm in Fried' und Freundschaft zu leben."

„Es war mein Wunsch und Wille, aber bei einem unmanierlichen Manne hilft keine Manier. Und, siehst du Mutter, es ist ein schlimmes Ding um verjährten Haß. Ich möchte wohl sagen, der Haß habe Aehnlichkeit mit der Liebe: je weniger man seinen Gegenstand sieht, desto eifriger wird man. Also laß' Du's gehen und denke, es muß so seyn. Fritz ist ohnehin noch zu jung zum Heirathen, und bis dahin findet sich ja wohl auch etwas für ihn, was seinen und unsern Wünschen angemessen ist."

Der Förster zündete sein Pfeifchen an, und die Försterin fuhr fort zu spinnen und mitunter zu seufzen.

Spät kam Fritz nach Hause, und die Familie ging still zu Bette.

Den guten Fritz hatte die Nachricht von Rosinens Brautstande überrascht, wie ein Donnerschlag aus blauer Luft. Er hätte es im Zimmer nicht ausgehalten, so enge und drückend wurde es ihm. Darum eilte er hinaus in's Freie, und warf sich am Abhange eines Waldhügels auf das feuchte Gras. Das Gefühl seiner herzinnigen Liebe zu Rosinen erwachte mit voller Gewalt in seinem kräftigen Her-

zen, und ließ ihn den drohenden Verlust im schrecklichsten Lichte sehen. Eine nie gefühlte Wehmuth bemächtigte sich seiner und preßte ihm die hellen Zähren aus.

Tausend Pläne durchkreuzten seinen Kopf, aber alle wurden verworfen, weil der Haß der Väter wie ein Gespenst überall in den Weg trat.

Endlich ermannte er sich. Hin will ich morgen, sagte er zu sich selbst, ich will dem Amtmann sagen, wie sehr ich Rosine liebe, und daß ich ohne sie nicht leben mag. Was kann der Sohn für den Vater? Ich habe keinen Tropfen Haß in meinen Adern, das will ich ihm sagen.

Mit diesem Entschlusse kehrte er heim und suchte die Ruhe, die ihn leider floh.

Früh' sprang er auf vom Lager. Der Himmel war trübe, wie seine Seele.

„Ich will dem Hainінger Müller die Eiche zum Wellbaum anweisen," sagte er zum Vater, und warf Gewehr und Tasche über die Schultern.

„Was ist denn Dir, Fritz?" frug die Mutter, „Du siehst ja aus, als wenn Du die Nacht auf dem Tanzboden verschwärmt hättest?"

„Ich habe nicht gut geschlafen," antwortete dieser.

Der Förster gab ihm noch einige Aufträge und Fritz ging.

Aber die schlaflose Nacht hatte seinen gestrigen Entschluß ziemlich matt gemacht. Was hilft mich alles, seufzte er, wenn sie Braut ist?

In tiefen Gedanken verloren, kam er, ohne es zu wollen, nach Buchholz, dem Wohnsitze des Amtmanns. Er ging in das Wirthshaus, setzte sich still nieder und ließ sich Brod und Wein geben, mehr um eine Ursache zu haben, da zu sitzen, als etwas zu genießen; ihm lag daran, die Wahrheit des Gerüchts zu erforschen.

Kaum war er einige Minuten da, so trat der Wundarzt des Orts in's Zimmer, ein aufgeweckter Mann, der mit den Kontingentstruppen des Fürsten den famösen Feldzug nach Rußland mitgemacht, die Füße erfroren, den Abschied erhalten und sich hier niedergelassen hatte.

„Guten Morgen, Herr Fritz!" redete er diesen an, — „wie geht's, wie steht's? Was macht der alte Herr? Die Frau Mutter? Alles wohl und gesund? Feucht Wetter, trüb Wetter, wie die Jahreszeit mit sich bringt. Wird bald Schnee geben, meine Barometer in den Stiefeln jucken. Sonst nichts Neues?"

So ging's fast in einem Athem fort; denn Herr Balbeck war der redseligste Mann des Orts, aber eben so dienstfertig und gefällig.

Er legte seinen Apparat zurecht, um den Wirth zu rasiren, der sich bereits mitten im Zimmer sehr breit niedergelassen hatte.

Herr Balbeck seifte ihn unter steten Fragen und Anmerkungen ein, strich das Messer und behauptete, des Herrn Amtmanns Bart sey der härteste im Dorfe, er koste ihm jedesmal ein Messer; aber der des Wirths gäbe ihm nicht viel nach.

„Aus dem Barthaar —" fuhr er fort — „läßt sich auf den Charakter schließen; glauben Sie das, Herr Fritz? Die Kosacken sollen mich holen, wenn's nicht wahr ist! Starrer Bart, starrer Sinn; bitte nicht übel zu nehmen, Herr Gevatter, aber wahr ist's. Wo das Messer über das Kinn fährt, wie die Sense durch feuchtes Gras, da ist weicher Sinn und Biegsamkeit des Willens; wo's aber rauscht, als ging's über Stoppeln, da kann man darauf zählen, daß der Sinn eben so rauh und widerstrebend ist. Ich habe das in Praxi erfahren. Unser Oberst hatte einen Bart, wie Besenreiser; ich mußte ein eigenes Messer, einen wahren Haudegen halten, um durchzukommen. Der fing aber auch seinen Tag mit Donnerwettern an, und ging mit Donnerwettern zu Bette. Gegen mich nur hatte er Respekt, so lange er mir unter der Klinge saß. Ja, Herr! es ist etwas Großes um das Studium der Bärte. Unser

Lieutenant dagegen hatte einen Bart, wie Flachs, mit dem Federmesser hätte man ihn rasiren können; dabei ein weiches Gemüth wie eine Mamsell; wenn man die Trommel rührte, wurde er blaß, und bei'm ersten Kanonenschuß fiel er fast in Ohnmacht, bis er das Ding ein bischen gewohnt wurde. Der arme junge Mann! Weiß Gott, wo der begraben liegt; so viel ich weiß, ist er auf der Retirade in die Berezina gefallen und wahrscheinlich nicht wieder heraus gekommen."

Das Geschäft war unter schmerzlichen Grimassen des Wirths endlich zu Stande gekommen.

„Der Herr Gevatter hat mich dießmal arg mitgenommen," sagte er, das Gesicht von Seife und Blutstropfen sich reinigend.

„Thut nichts, thut nichts!" entgegnete der Bartkundige, „es gilt für eine halbe Aderlaß und düngt die Haut, daß der Bart noch einmal so lustig wächst. Legt einige Stückchen Zunder darauf statt des englischen Pflasters, so ist dem Schaden geholfen. Euer Bart steht auf feuchtem Grunde, da gehen oft einige Wurzelchen mit, hat aber nichts zu sagen. Holt mir nur mein Frühstück, Gevatter! für den bösen Nebel."

Der Wirth stellte ihm ein Glas Liqueur hin und ging.

Herr Balbeck wendete sich nun zu Fritz, der bisher schweigend vor sich hin geblickt hatte: „Warum so still, Herr Fritz? Was fehlt Ihnen? Sind

Sie nicht wohl? Erlauben Sie mir den Puls. Ei, ei! ein bischen hart, fibrilisch; — müssen 'was brauchen, will 'was verordnen —"

„Ich bin nicht krank," sagte dieser.

„Ei, das soll Niemand auf der Welt sagen, am wenigsten in Gegenwart eines Arztes, dem keine irregulatio in natura entgeht. Haben Sie Alteration gehabt?"

Fritz schüttelte den Kopf.

„Richtig ist's nicht," fuhr Herr Balbeck fort; „Sie sind sonst so munter, heut' sind Sie's nicht. An Pflanzen, die am aufgerichtetsten stehen, merkt man am ersten, wenn sie den Kopf hängen. Hat's zu Hause etwas gegeben? Ja, ja, wie's geht! Der Papa hat auch sein Köpfchen. Ein Ehrenmann, der Herr Förster, aber ein bischen streng, wie die Forstleute alle sind. Müssen's nicht zu Herzen nehmen: wenn's früh regnet, giebt's einen schönen Tag."

Er trank sein Kelchchen aus, bot Fritz die Hand und sagte: „Nun will ich in's Amthaus; dort ist auch das Wetter trüb' geworden."

„Wie so?" frug Fritz.

„Wissen Sie nichts? Ei, Sie sollten's doch wissen, haben ja sonst eine große Anhänglichkeit gehabt, ehe sich der Herr Förster mit dem Amtmann überworfen. Die verzweifelte Geschichte! sie ärgert

mich, so oft ich daran denke. Zwei so gute Freunde wegen einer schlechten Katze! Da sind, mit Erlaubniß, ein Paar harte Köpfe an einander gerannt. Ich habe mir oft Mühe gegeben, den Herrn Amtmann auf andere Gedanken zu bringen, aber der gibt so wenig nach, wie ein eichener Pfosten. Ich habe immer geglaubt, der Herr Fritz habe ein Auge auf die Jungfer Amtmännin, ihr waret ja sonst so freundlich mit einander? Schade darum! ein liebes Mädchen, das Rosinchen, hübsch wie ein Maientag, und lustig, wie ein Bachstelzchen. Jetzt hängt sie auch das Köpfchen. Je nun, mein Mann wär's auch nicht, der Herr Bräutigam."

„Ist sie denn wirklich Braut?" frug Fritz leise und zitternd.

„Noch nicht, aber sie soll's werden. Der Verwalter von Neuwalde hat für seinen Sohn um Rosinen angehalten; der Amtmann ist nicht dagegen, seine Tochter scheint es aber desto mehr zu seyn. Kennen Sie den Verwaltersohn?

„Ich hab' ihn einigemale gesehen."

„Er wäre so von außen nicht übel, bis auf einige kleine Gebrechen — nun, die deckt das Geld zu. Aber ein Knauser ist's, ein Knicker, ein Pfennigfuchser, der den Groschen sechsmal umdreht, eh' er ihn ausgiebt. Sie würde mich dauern, müßte sie ihn

nehmen; der schnitt' ihr das Brod zu, was sie essen dürfte. Ich verdenk' ihr's nicht, daß sie ihn nicht mag."

„Ist er denn hier?"

„Gewesen, Vater und Sohn. Gestern Abend sind sie wieder fort."

„Und es ist richtig geworden?"

„Wahrscheinlich, sonst würde Rosine keine so roth geweinten Augen gehabt haben, wie mir der Schreiber sagte. Sie dauert mich. Ihr wäret ein hübsches Paar gewesen, die Kosaken sollen mich holen! Herr Fritz, Herr Fritz! die hätten Sie nicht hinauslassen sollen. Aber freilich, die verwünschte Katze! — Ich will nur gehen und sehen, wie's aussieht; ich bin verzweifelt neugierig zu hören, was der Alte sagt."

„Ich wäre doch auch begierig", sagte Fritz so ruhig, als es ihm möglich war, während es in seinem Innern tobte.

„Wissen Sie was? „versetzte Herr Balbeck, — „ich will sondiren; ich will dem Vater den Puls fühlen — ich krieg's heraus. Halten Sie sich noch ein Stündchen auf, so sollen Sie Rapport haben."

Fritz versprach, nach besorgten Geschäften hier wieder einzusprechen, und beide trennten sich — Herr Balbeck auf's Amt, und Fritz in den Wald schreitend.

Im Freien entleerte sich die gepreßte Brust des Jünglings durch einen tiefen Seufzer! O könnte ich Rosine nur eine Minute lang sprechen! könnte ich ihr sagen, wie herzlich ich sie liebe, wie unglücklich ich bin! — Noch ist sie nicht Braut. Vielleicht —! Schmerz und Zweifel wogten in seinem Gemüthe, und durch die zerrissenen Wolken einer dunkeln Zukunft blickte nur manchmal ein kleiner Hoffnungsstrahl, die Fluth beleuchtend.

Er verrichtete so schnell als möglich seine Aufträge, und eilte dann zurück nach Buchholz, um sein Schicksal zu erfahren.

Herr Balbeck erwartete ihn schon im Wirthshause. Er nahm ihn beiseite.

„Es ist nichts," sagte er, — „der Sturm ist vorüber. Der Alte saß in seiner Schreibstube, und machte ein Gesicht, wie ein Baschkir. Ich griff das Ding pfiffig an. Darf man gratuliren? sagte ich. — Zu was? — Nun, zur Hochzeit; Jungfer Rosine ist ja Braut, wie verlauten will. — Braut? — Nun ja, so sagt man. — So weit ist's noch nicht, sagte er. Ich lobte den Bräutigam, um die leichten Truppen aus dem Busche zu locken, und er brummte etwas in den Bart, den ich ihm nun tüchtig einseifte. Während des Rasirens ging's still zu, wie immer, denn er fürchtet das Schneiden. Ich säbelte wacker

darauf los, und als ich fertig war, sagte ich so hingeworfen: so ist also an dem Gerede nichts? Sie wissen, ich nehme großen Antheil an allem, was Ihr Haus betrifft. — Er sah mich an, und sagte freundlicher als zuvor: Es ist nichts; der bekommt sie nicht. — Ich packte mein Rasirzeug ein und ging. Auf dem Hofe begegnete mir Rosine. Ich gratulire, daß es nichts ist mit dem Brautstande, sagte ich; das ist kein Mann für Sie; da wüßte ich einen bessern und hübschern. Sie wurde bluthroth. Ich dachte, Du mußt der doch auch ein bischen den Puls fühlen und sagte: wissen Sie, wo er wohnt? Drüben im Forsthause und heißt mit dem ersten Buchstaben Fritz. Sie schlug die Augen nieder, und ich glaube, die hellen Thränen stürzten ihr herab. — Jetzt, Herr Fritz, die Augen auf! Das Mädchen hat Sie lieb, sollen mich die Kosaken holen! Mit dem Alten wollen wir schon fertig werden; ich gelte 'was bei ihm und steh' zu Dienste. Aber der Herr Förster muß auch das Seinige thun. Trotzen hilft da nichts, verstehen Sie mich; der Kluge giebt nach. Das will ich ihm bei Gelegenheit selbst sagen. Wie lange wird's dauern, so haben Sie einen Försterdienst, und dann Hurrah! frisch darauf los. Auf Ihrer Hochzeit tanze ich vor, holen mich die Kosaken! so lahm meine Füße sind. Es bleibt übrigens alles

unter uns. Jetzt muß ich dem Schulzen zur Ader lassen, damit ihn der Schlag nicht rührt; er hat gestern für die halbe Gemeinde getrunken. Adieu, à revoir!"

Er ging, und Fritz eilte nach Hause mit dem festen Entschlusse, den Eltern das Geheimniß seines Herzens zu offenbaren. Er zweifelte keinen Augenblick an Rosinens Liebe zu ihm, obgleich dieses Capitel nur mit den Augen zwischen ihnen verhandelt worden war. Das gefürchtete Unglück war abgewendet, es galt nun, allem anderen durch offene Handlung zuvorzukommen, und vor allen Dingen das gute Verhältniß zwischen den Vätern herzustellen.

Er traf die Mutter allein; der Förster und Konrad waren noch im Walde. Er eröffnete ihr sein ganzes Herz und beschwor sie bei ihrer Mutterliebe, den Vater zu vermögen, daß er mit dem Amtmanne Frieden schließe. Die gute Frau, deren Wünsche mit den Wünschen des Sohnes im Einklange standen, vergoß Thränen der Freude über die aufblühende Hoffnung, und versprach, all' ihre Gewalt auf das Herz des Vaters anzuwenden, ihn zu versöhnenden Schritten zu bewegen.

Das Mittagsmahl versammelte alle Hausgenossen am Tische.

Nach dem Essen nahm die Mutter Gelegenheit,

den Vater in's Nebenzimmer zu rufen, während Fritz herzklopfend zurückblieb.

„Höre, Vater, ich habe Dir ein Geheimniß zu entdecken" begann sie.

„Nun, hast Du einen Schatz gefunden?"

„Nein! Aber Fritz hat einen gefunden."

„Alle Welt! wo?"

„In Buchholz."

„Warum nicht gar!"

„Gewiß. Es gilt nur ihn zu heben."

„Ich glaube, Alte, Du hast mich zum besten."

„Nicht im geringsten."

„Schwatze vernünftig. Wo hat er ihn gefunden?"

„Im Amthause zu Buchholz."

„Bist Du klug?"

„Fritz soll Dir's selber sagen. Komm herein, mein Sohn; der Vater will Deinem und unserm Glücke nicht im Wege seyn."

Fritz entdeckte mit kindlichem Freimuthe seine Wünsche, und Mutter und Sohn bestürmten den Vater so lange mit Bitten, bis er endlich, alles Widerstrebens ungeachtet, versprechen mußte, einen entscheidenden Schritt zu thun, und den Amtmann zu besuchen.

„Ich will gern Jahre lang warten," sagte der

Sohn," wenn ich nur die Hoffnung habe, Rosine mein zu nennen."

Der Förster schüttelte freilich noch einigemale den Kopf, besonders über die Behauptung des Sohnes, daß Rosine ihn liebe, während beide noch kein Wort deshalb gewechselt hatten. Aber Fritz bewies ihm aus den gewechselten Blicken mit der Klarheit eines Verliebten, daß gar kein Zweifel obwalten könne.

„Nun, auf den Sonntag nach der Kirche will ich den Versuch machen," versprach der Vater; „aber, wie es auch ausfallen möge, versprich mir, Fritz, ruhig zu seyn und Dich der Nothwendigkeit zu fügen. Ich werde redlich und offen mit dem Amtmanne sprechen, aber Ihr kennt den Starrsinn desselben, und meiner Ehre vergebe ich nichts, das sag' ich Euch."

Fritz versprach alles, und ging frohen Muths an seine Geschäfte.

Der Sonntag kam. Der Förster, sonst gewohnt, die famöse Pelzkappe aufzusetzen, bedeckte sich mit dem Uniformshute, obgleich es ziemlich kalt war.

„Ich wünsche Dir Glück," sagte die Mutter, die Hände des Gatten drückend, „Gott gebe, daß Du zur guten Stunde gehst; er segne Deinen Aus- und Eingang."

„Ich habe wenig Hoffnung," sagte dieser.

„Aber ich!" erwiederte der Sohn; „denn was der Vater mit Ernst und gutem Willen thut, das gelingt immer."

„Nun, wir wollen seh'n." Er ging, und heiße Wünsche der Seinigen begleiteten ihn.

In der Kirche angelangt, sah der Förster Rosine eintreten, und sein ganzes Herz wandte sich zu dem lieblichen Mädchen. Ihr Blick begegnete freundlich dem seinen, sie grüßte freundlich und eine sanfte Röthe übergoß das reizende Gesicht. Sie mochte wohl überrascht seyn, statt des Sohnes den Vater zu finden. Dieser schickte ein heißes Gebet hinauf zu Dem, der die Herzen der Menschen lenkt, wie Wasserbäche.

Der Gottesdienst war vorüber. Der Förster traf an der Kirchthüre auf Rosinen und fragte, ob der Vater zu Hause sey. Diese, eine leise Ahnung habend, weshalb er wohl kommen möge, bejahte die Frage, ging eine kleine Strecke mit ihm und entschuldigte sich dann, ihn nicht nach Hause begleiten zu können, weil sie eine kranke Freundin besuchen müsse, und drückte scheidend dem alten Manne herzlich die Hand.

Je näher er dem Amthofe kam, desto beklommener wurde er. Zum Gukuk! sagte er, sich ermannend, gehst Du denn auf schlechten Wegen, daß Dir's

Herz so pocht? Der Amtmann ist ein Mensch und so gut Vater als Du; für seine Kinder thut man Manches, was man sonst so leicht wohl nicht thun würde. Er schritt festen Fußes weiter und trat in das Haus, das er seit Jahren nicht mehr besucht hatte.

„Ist der Herr Amtmann zu Hause?" frug er ein Dienstmädchen.

„Er ist oben," war die Antwort.

Der Förster stieg hinauf, klopfte an die bekannte Thüre, und auf das herein! des Amtmanns, öffnete er rasch und stand vor ihm.

Dieser machte eine Bewegung, als wolle er in's andere Zimmer gehen.

„Guten Morgen, Herr Amtmann!" sagte fest aber freundlich der Förster, „und dürft' ich sagen, alter Freund! so wäre mir's noch eins so lieb."

„Was steht zu Dienste? „frug dieser in mürrischer Verlegenheit.

„Ich bin in der Kirche gewesen, der Herr Pfarrer hat über die Versöhnlichkeit eine schöne Rede gehalten; ich komme, meine Hand zur Versöhnung zu bieten."

„Wenn der Herr Förster nichts Amtliches bei mir zu verrichten haben, so muß ich bitten, mich zu verschonen."

„Es ist, so zu sagen, auch amtlich, wenn anders der Stand des Vaters ein Amt zu nennen ist; ich habe mit redlichem Herzen den Weg unternommen, und Ihr saueres Gesicht schreckt mich nicht ab.“

„Die Herren Jäger fürchten und scheuen freilich nichts, das weiß man.“

„Ohne Spitzfündigkeiten; ich fürchte das Unrecht und scheue mich nicht es zu bekennen, wenn ich Unrecht habe. Wir sind sonst gute Freunde gewesen.“

„Gewesen, ja!“

„Und sind's am Ende noch; wir haben nur eine drohende Maske vor's Gesicht genommen, und keiner will sie zuerst ablegen.“

„Mein Gesicht ist keine Maske.“

„Desto besser! so mag das meinige meinetwegen eine gewesen seyn; ich lege sie ab. Ich bin die unschuldige Ursache des Zwistes geworden, indem ich mich vom Amtseifer zu schnell hinreißen ließ. Ich bekenne, daß mir's leid thut, und ich glaube mit dieser aufrichtigen Erklärung Gehör bei einem Manne zu finden, der keine Freude am Haß haben kann.“

„Ich hasse Niemanden.“

„Aber thun doch so, als wenn Sie haßten: das ist im Grunde einerlei. Ich bekenne redlich, daß ich oft sehr aufgebracht gegen Sie war, aber nur deshalb, weil sie feindlich gegen mich handelten. Nun,

das ist alles vorbei und soll vorbei seyn. Hier meine Hand, ich thue mit aufrichtigem Herzen diesen Schritt, und hoffe, Sie werden mir eben so willig entgegen kommen.

Er reichte dem Amtmanne die Hand. Der aber steckte die seinige in die Tasche und sagte: „ich wüßte gar nicht, was wir einander zu verzeihen hätten."

„Desto besser," versetzte der Förster, „so ist die Sache im Reinen. Ein kräftiger Handschlag gelte für Brief und Siegel des erneuerten Freundschafts-bündnisses. Nun, lassen Sie mich nicht so lange warten; Ihre Hand her, alter Papa! ich habe dann noch etwas auf dem Herzen."

Der Amtmann verneigte sich höhnisch, und sagte: „das kann ich mir denken. Umsonst bietet man so leicht nicht Frieden."

„Sie können sich's denken? Auch gut. Denken Sie was Sie wollen, ich will reden, denn dafür bin ich hier."

„Ich höre und bitte, sich kurz zu fassen, ich habe Geschäfte."

„Ei, am lieben Sonntage soll man keine andere Geschäfte haben, als mit seinem Gewissen Rechnung abzuschließen und zu verbessern und nachzuhelfen, wo etwa gefehlt worden ist."

„Das wird Ihnen freilich viele Mühe machen; meine Rechnung ist im Reinen."

„Nun, auch gut. Wohl dem, der mit gutem Gewissen so sagen kann."

„Ich bedarf keines Gewissensraths."

„Das ist — mit Ihrer Erlaubniß — ein bischen stolz gesprochen. Ich mache es, wie der Zöllner im Evangelium, ich schlage an meine Brust und sage: Gott sey mir armen Sünder gnädig!"

„Somit wäre ich der Pharisäer?"

„Das will ich nicht sagen, auf Ehre nicht. Was hilft auch das lange Conversiren und um den Brei herumgehen; man verfitzt sich nur in's Garn. Also frisch von der Leber weg: ich habe einen Sohn, den Sie kennen, der brav und mir lieb ist. Dieser mein Sohn hat eine herzliche Neigung zu Ihrer Tochter, die ein ehrenwerthes und liebenswürdiges Frauenzimmer ist. Er wünscht sie zur Frau, und nun richte ich recht freundlich und ehrlich die Frage an Sie: wollen Sie ihm das Mädchen zur Gattin geben?"

„Ich weiß die zugedachte Ehre nach Würden zu schätzen, muß aber bedauern, hier nicht zu Willen seyn zu können."

„Ich habe mich auf eine solche Antwort gefaßt gemacht."

„Da haben Sie wohl daran gethan."

„Ich gebe aber mein Spiel nicht so leicht verloren. Das Glück meines Sohnes liegt mir am Herzen, und so lasse ich mir gern ein unsanftes Wort von dem Vater gefallen, der, wenn er der Mann ist, für den ich ihn trotz seiner Feindseligkeit gegen mich halte, gewiß der Vernunft Gehör geben und einen Antrag nicht von der Hand weisen wird, der das Glück zweier Familien begründet."

„Wie gesagt, ich weiß das mir und meiner Tochter zugedachte Glück zu schätzen, aber ich muß nochmals bedauern, daß sich der Förster einen vergeblichen Gang gemacht haben."

„Herr Amtmann! Es wäre von meiner Seite zu viel verlangt, wenn ich Ihnen zumuthen sollte, eine Sache von solcher Wichtigkeit so schnell abzuthun. Ich lasse Ihnen mit Vergnügen Zeit zur Ueberlegung, wenn Sie mir nur die Versicherung geben, daß Sie den Vorschlag in freundliche Berathung ziehen und mir gestatten wollen, wieder anzufragen; obgleich ich von Ihrer Seite eine eben so herzliche Bereitwilligkeit gewünscht hätte, als die mich hieher getrieben hat. Glauben Sie mir — ich rede ganz aufrichtig — daß es mich einige Ueberwindung gekostet hat, den Entschluß zu fassen, aber nachdem es geschehen ist, gestehe ich auch eben so gern, daß mich's keinen Augenblick reut, und daß ich die Stunde segnen will,

die mich einem Manne wieder näher bringt, der mir sonst Beweise von Achtung und Freundschaft gegeben hat. — Frisch, alter Herr! wir kommen nicht mehr so jung zusammen; reichen Sie mir die Hand, und knüpfen Sie ein Band wieder an, das im Grunde genommen durch eine recht miserable Ursache zerrissen wurde."

„Allerdings! recht miserabel." Er betonte das letzte Wort sehr hart. — Der blutige Schatten seiner Leibkatze mochte vor seiner Erinnerung schweben.

„Nun? — Besinnen Sie sich nicht lange; ich habe den ersten Schritt gethan, thun Sie den zweiten."

„Nun dann, Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit: meine Tochter heirathet — keinen Jäger."

„Das ist, mit Erlaubniß — nicht Ihr Ernst."

„Mein vollkommener, und somit bitt' ich abzubrechen."

Den Förster überflog eine Zornröthe, doch kämpfte er sie nieder. „Was haben Sie gegen meinen Stand?" frug er.

„Gegen Ihren Stand nichts, aber gegen Leute Ihres Standes. Kurz und gut: einen Jäger heirathet sie nicht."

„Das ist kurz und schlecht!" fuhr der Förster heraus — „so lassen Sie sie einen Schneider heirathen!"

„Lieber, als einen privilegirten Mörder!“

„Herr, Sie sind ein — ein Amtmann!“

„Das bin ich, und Herr in meinem Hause; daher bitte ich solches zu verlassen. Adieu!“

„Adieu!“ wiederholte der Förster, und wandte sich zornentbrannt gegen die Thüre. Doch besann er sich einen Augenblick, kehrte festen Schrittes zurück, faßte rasch den Amtmann an der Hand und sagte mit weicher Stimme: „ich kam mit redlichem Herzen hieher, ich glaubte ein gleiches zu finden. Zu Hause harrt Mutter und Sohn mit sehnlichem Verlangen auf günstige Nachricht, auch hier im Hause rechnet jemand auf's väterliche Herz — lassen Sie mich nicht so fortgehen.“

Der Amtmann suchte sich los zu machen.

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich dann,“ fuhr der Förster fort. „Ein Menschenglück ist leicht zerstört; bedenken Sie das und erfreuen Sie uns alle durch ein freundliches Wort.“

Der Amtmann schien bewegt. Auf seinem Gesichte wechselten sichtbar die kämpfenden Gefühle seines Innern. Doch plötzlich wurden seine Züge ernst und zogen sich endlich zurück in die Falten feindlichen Hohnes: „Fast hätte ich mich überlisten lassen,“ sagte er finster; „wir kennen uns, es bleibt bei meinem Bescheide. Und da ich nicht zu Ihnen

komme, so ersparen Sie mir auch Ihren Besuch für die Zukunft."

„Das erstere können Sie nicht so sicher behaupten," entgegnete der Förster, auf's Höchste beleidigt, aber ich komme gewiß nicht mehr, darauf können Sie sich verlassen. Geben Sie acht, daß es Sie nicht gereut. Gott befohlen!" Rasch verließ er das Zimmer.

„Ich werde auf meiner Hut seyn!" rief ihm der Amtmann nach.

Der Förster kam nach Hause. Fritz saß am Tische, und erblaßte, als er das Unglück weissagende Gesicht des Vaters sah.

„Nun, was ist's?" fragte die Mutter, mit Angst die Antwort erwartend.

„Nichts ist's," sagte der Förster, Hut und Hirschfänger ablegend.

Eine Pause von einigen Minuten erfolgte.

„So erzähle doch!" unterbrach die Mutter das Schweigen, — „was sagte er denn?"

„Ihr habt mich zu dem Schritt beredet," sprach der Förster, „von dem ich mir wenig versprach; ich that ihn aber gern, weil's meine Pflicht war. Du, mein Sohn, hast mir versprochen, ruhig zu seyn, es komme wie es wolle, und hast Du Ehre im Leibe, so wird Dir's nicht schwer werden. Der Amtmann

giebt seine Tochter keinem Jäger — keinem privilegirten Mörder, wie er sich ausdrückte, also schlage Dir's aus dem Sinne und sey ein Mann. Mich sieht er nicht wieder."

Fritz stand auf, nahm des Vaters Hand, drückte sie herzlich und sagte: „ich danke Dir, Vater, für Deine Mühe; ich weiß, was ich Dir und mir schuldig bin, aber Rosinen lieb zu haben kann er mir nicht wehren, und ich werde sie lieb behalten, so lange ich lebe." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Der Vater sah ihm nach und sagte: „die Zeit heilt alle Wunden, sie wird auch die seinige heilen. Wahr ist's, lieb ist das Mädchen; ich habe sie in der Kirche gesehen; — mit Freuden hätt' ich sie meine Tochter genannt. Das ist nun vorbei."

Die Mutter stand still am Fenster, und ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. „Vielleicht besinnt sich der Amtmann noch," sagte sie leise.

„Schwerlich! Jetzt kennt er eine Stelle, wo ich verletzbar bin, er wird sie zu treffen suchen, so oft er kann."

Er theilte ihr das ganze Gespräch mit, und beide kamen mit einander überein, die Sache Gott und der Zeit anheim zu stellen, und durch schonende Behandlung den Schmerz des Sohnes zu mindern.

Die trübe Stille des Hauses wurde wohlthätig unterbrochen. Ein Schreiben vom Oberst-Jägermeister-Amte verkündigte für die nächste Woche die Ankunft des Fürsten, der im Reviere von Buchholz jagen wollte.

Die Vorkehrungen hiezu machten Communicationen mit dem Amte nothwendig. Da waren Bestellungen wegen der Jagdmannschaft, wegen Vorspann, wegen Errichtung der Schießstände und dergl. mehr zu machen. Fritz mußte einigemal nach Buchholz, um persönlich die Anstalten zu betreiben, die der eigensinnige Amtmann zu verzögern schien, und so war es nicht zu vermeiden, mit ihm zusammen zu treffen.

Fritz betrug sich mit höflichem Anstande, und wurde vom Amtmanne zwar kurz, aber doch ziemlich artig behandelt.

Bei dieser Gelegenheit sah er Rosine. Sie drückten sich stumm die Hände, und Fritz kehrte mit Lieb' und Schmerz erfüllter Brust in die väterliche Wohnung zurück.

Doch das Jagdgetöse verscheuchte bald die Nebel seiner Seele.

Ein heiterer Morgen begünstigte die Ankunft des Fürsten, der sich in dem herrlichen Reviere viele

Freude versprach. Der Förster war ihm auf die Forstgränze entgegen geritten.

„Wie gehts, Rohrbach?“ frug der Fürst sehr gnädig, „wie ist der Wildstand?“

„Gott gebe Euer Durchlaucht einen lustigen Tag; es stehen Sechszehnendner im Thale, — eine wahre Freude!“

Unter fröhlichem Hörnerschall zogen die rüstigen Jäger hinab in den schneeglänzenden Grund.

Unterdessen die Büchsen knallten, schürte die Försterin munter das Feuer, um ihren Jagdgästen, einigen benachbarten Förstern, ein schmackhaftes Essen zu bereiten; sie kannte den Appetit der heimkehrenden Waidmänner, und wollte ihrem Herde Ehre machen.

Da sprengte ein Feldjäger auf den Hof. „Der Fürst will hier frühstücken, läßt aber bitten, keine Umstände zu machen, er hat alles bei sich.“ Und Hurrah ging's wieder hinab auf dem dampfenden Gaule, als flögen sie davon.

„Mein Gott!“ sagte die überraschte Försterin, „der Fürst kommt. Margarethe! ein anderes Tuch um, einen reinen Schurz vor! tummle Dich! den großen Tisch in die Mitte, des Vaters Sessel hingeschoben, der Fürst soll darauf sitzen. Ach, die Gnade! Der Fürst an meinem Tische, auf dem

Sorgenstuhle meines Alten! Flink, Margarethe! das ist ein Ehrentag."

Und sie öffnete Schrank und Kasten, nahm das glänzende Linnengeräthe heraus, und legte in freudiger Eile dem Fürsten zwei Tellertücher hin.

Nicht lange, so fuhr ein Beiwagen an, und die begleitenden Küchen- und Keller-Diener beschickten den Tisch, und wurden von der sorglichen Hausmutter ämsig unterstützt, die vor ängstlicher Freude nicht wußte, was sie zuerst angreifen sollte.

Da schallte Hörnerklang aus dem Forste, und im offenen Wagen fuhr der Fürst den Hügel herauf, umgeben von seiner Begleitung.

Die Försterin empfing den Landesherrn an der Thüre mit ehrerbietigem Verneigen.

„Mama!" sagte der heitere Fürst, „ich hoffe, keine Störung zu machen, und bitte mich zu behandeln, wie einen guten alten Bekannten, der Lust hat, im Vorbeigehen ein fröhliches Stündchen bei dem Förster Rohrbach zuzubringen."

„Euer Durchlaucht," sagte die besonnene Frau, „machen uns sehr glücklich; Sie werden auch zu Gnaden halten, wenn ich ja in der Herzensfreude den Fürsten über den hochwillkommenen Gast vergessen sollte."

Er nahm sie freundlich an der Hand und ließ sich in's Zimmer geleiten.

„Ich kann Euer Durchlaucht keinen bequemeren Sitz anbieten, als den Sorgenstuhl meines Alten —"

„Auf dem er so redlich sorgt für meinen Dienst," unterbrach sie der Fürst; „das ist ein Ehrenplatz, ich nehme ihn mit Vergnügen ein."

Die Försterin entfernte sich, bescheiden erwartend, daß man sie rufe, wenn's nöthig sey.

„Ist der Förster noch nicht vom Jagdplatze zurück?" fragte nach einiger Zeit heraustretend ein Jagdkavalier.

„Ich erwarte ihn jeden Augenblick," antwortete die Försterin.

„Der Fürst will ihn sprechen."

„O mein Gott! wenn er nur käme — er wird aber noch zu thun haben. Ich will gleich nach ihm schicken."

Eben sah sie sich nach einem Boten um, als Rohrbach mit Fritz und den Jagdgästen den Hügel heran schritten.

„Geschwind zum Fürsten," sagte sie eifrig; „o mein Himmel! er sitzt in Deinem Sorgenstuhle und frühstückt wie unser eins, und hat mir die Hand gegeben, und ist so gnädig — mache, daß Du hinein kommst!"

„Ei, warum nicht?“ sagte der gütige Fürst; „ich wünsche es zu wissen. Doch vielleicht scheuen Sie sich, vor Zeugen zu sprechen? treten wir in's Nebenzimmer.“

Er ergriff die Försterin an der Hand und führte sie hinein.

„Nun reden Sie.“

„Euer Durchlaucht! Gott gibt mir ein, zu reden, sonst würd' ich's nicht wagen. Mein Sohn liebt die Tochter des Amtmanns Born in Buchholz, ein braves hübsches Mädchen. Diese Liebe schreibt sich von der Kindheit her und ist mit ihnen herangewachsen. Der Amtmann verweigert meinem Sohne die Hand der Tochter, weil er mit meinem Manne um einer geringfügigen Ursache willen in Zwist lebt. Mein Mann hat umsonst die Hand zum Frieden geboten. Mein heißester Wunsch ist, meinen Sohn glücklich zu sehen. Wenn es nicht zu kühn wäre, so möchte ich Euer Durchlaucht wohl unterthänigst bitten —“

„Um das Mädchen für Ihren Sohn anzuhalten, nicht wahr?“

„Ich wage kaum, ja zu sagen, aber ich dürfte von dieser Gnade alles hoffen.“

„Nun wohl. Ich fahre durch Buchholz und werde mit dem Amtmanne reden. Aber, Sie wissen

wohl, der Fürſt muß das Recht des Vaters ehren. Ich kann nichts thun, als ihn zu bewegen ſuchen. Von ſeinem Willen allein hängt die Gewährung ab. Sind Sie damit zufrieden?"

Die Förſterin küßte mit innigem Gefühle die Hand des gütigen Fürſten, der wieder zur Geſellſchaft trat.

„Meine Herren!" ſagte er zu ſeiner Begleitung, „ich habe meiner Gemahlin verſprochen, zu rechter Zeit am Tiſche zu ſeyn; in Buchholz hält mich noch ein kleines, aber wichtiges Geſchäft auf, wir wollen uns auf den Weg machen."

Alles flog, den Willen des Gebieters zu erfüllen.

Der Fürſt ſchied mit der freundlichſten Herablaſſung von der Förſterfamilie, und verſprach der Mutter, von dem Erfolge Nachricht zu geben.

„Ach, ſo wirſt Du doch glücklich!" rief die Mutter, ihrem Sohne um den Hals fallend, und nun erzählte ſie, was ſie den Fürſten gebeten und was er ihr verſprochen habe.

Der Förſter ſchüttelte zwar den Kopf und war mit ſeiner Frau nicht ganz einverſtanden, denn, ſagte er, man muß ſich nie hinter die Macht eines Stärkern verſtecken, wenn man zu ſchwach iſt, Spitze zu bieten, ſonſt wird man vom Feinde verachtet. Indeß galt es das Glück ſeines Sohnes, und einem Weibe,

meinte er, könne man schon eher etwas vergeben, was beim Manne unverzeihlich wäre.

„Nun zum Essen, Mutter!“ rief er, „mein Magen ist um einige Zoll länger geworden. Wo sind denn unsere Gäste?“

Diese harrten indessen in einem hinteren Zimmer des Hauses bei Wein und Kuchen, die Abfahrt des Fürsten abwartend, und wurden nun von dem gastfreundlichen Försterpaare zum wohlbesetzten Tische geführt.

Der Hauptgegenstand des Gespräches war natürlich der Fürst: das glänzende Meteor des Tages. Einer rühmte dieß von ihm, der andere jenes, und endlich kamen alle in dem Urtheil überein, daß er die volle Liebe und Verehrung seiner Unterthanen verdiene. Der volle Becher kreiste auf das Wohl des Trefflichen!

Sie saßen noch in munterem Gespräche, als ein Leibjäger ansprengte und der Försterin ein Billet von der Hand des Landjägermeisters überbrachte.

Diese nahm es mit jener unschuldigen Eitelkeit, die guten Menschen eigen ist, wenn sie sich mit Auszeichnung behandelt sehen, nöthigte den reichuniformirten Pseudojäger an den Tisch, und öffnete dann, sich bei der Gesellschaft entschuldigend, das Schreiben.

Fritz hing mit der gespanntesten Aufmerksamkeit

auf dem Gesichte der Mutter, den Inhalt aus ihren Minen herausstudirend. Sie erbleichte ein wenig, ihr Auge füllte sich mit Wasser; dann rundeten sich die langgewordenen Züge in die behaglichen Linien einer sanften Freundlichkeit.

Schweigend reichte sie das Schreiben ihrem Gatten, der es mehr mit Gleichmuth las und es dann dem Sohn reichte.

„Mein Fritz ist durch die Gnade des Fürsten Förster geworden," sagte er, sich zu der Gesellschaft wendend, die mit stiller Neugierde auf etwaige Mittheilung harrten, „und ist mir zum Adjunct gegeben worden; das schreibt der Herr Landjägermeister auf Befehl Seiner Durchlaucht."

Man wünschte der Familie Glück und ergriff die Gelegenheit, auf das Wohlseyn derselben die Gläser zu leeren.

Der Leibjäger nahm Abschied und trabte weiter.

„Lies das Schreiben vor, Fritz," sagte der Vater, wir haben kein Geheimniß vor unsern Gästen.

Fritz las:

„„Höchsten Auftrags zufolge soll ich Ihnen
„„das Bedauern des Fürsten über den miß-
„„lungenen Versuch bei dem Amtmann Born
„„in Buchholz ausdrücken, zugleich aber auch
„„die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß

„„Seine Durchlaucht in Berücksichtigung der
„„guten Dienste des Vaters Ihren Sohn zum
„„Förster und Adjunct Ihres Mannes zu er-
„„nennen geruht haben, wozu ich von Herzen
„„Glück wünsche.““

„Der mißlungene Versuch“ — ergänzte der Förster,“ beruht auf einem vorschnellen Einfalle meiner Frau, den allzugütigen Fürsten mit dem gespannten Verhältnisse zwischen mir und dem Amtmanne Born bekannt zu machen und seine Vermittlung anzusprechen. Jedermann weiß die einfältige Veranlassung des Streits; ich habe die Hand zur Versöhnung geboten, und von Herzen, das weiß Gott! Er stößt sie zurück, und so habe ich mir nichts vorzuwerfen. Er thue, was er vor seinem Gewissen verantworten kann, ich hasse ihn deshalb nicht; das beweise ich, indem ich auf sein Wohl trinke.“

Er ergriff das Glas, und stieß ringsum an.

„Nun, besinne Dich nicht,“ sagte er zu seiner zögernden Gattin, „die Ohren sollen ihm klingen, daß wir so freundlich seiner gedenken.“

Fritz hatte auf dem Jagdplatze mit der Wild-Abfuhr noch Geschäfte und verließ die Gesellschaft, in deren Kreise die Munterkeit mit jeder frischen Flasche sich vermehrte, bis endlich bei einbrechendem Abende die fröhlichen Waidmänner glänzenden An-

tlitzes und mitunter wankenden Ganges von dem ehrenhaften Försterpaare Abschied nahmen und den Heimweg suchten.

Das Geräusch des Tages löste sich endlich auf in einsame Stille der Nacht. Dem Förster war's wohl, seine Uniform mit dem Hausrocke vertauschen und in die bequemen Pantoffeln schlüpfen zu können. Er stopfte sein Pfeifchen und setzte sich mit dem behaglichsten Gefühle in den Sessel, der seinem Fürsten zum Sitze gedient hatte.

„Daß doch kein Glück ungetrübt kommt," sagte er zur aufräumenden Hausfrau; „ich wäre heute so seelenvergnügt und hätte die größte Ursache hiezu, wenn nicht der Starrsinn des Amtmanns all' meiner Freude den Fang gäbe."

„O schweige mir von dem Eisbären; und wenn er noch so sehr aufgebracht auf uns wäre, was ihm allenfalls zu verzeihen ist, so vergebe ich ihm das nie, auch wenn es mich gar nichts angegangen hätte, daß er unserm gnädigsten Herrn, dem Fürsten, etwas abschlagen konnte. Ich hab' ihn bisher immer noch vertheidigt, aber nun seh' ich, daß es ein starrköpfiger, eigensinniger, selbstsüchtiger und bösartiger Mann ist, der eben alles durchsetzen will, was er in seinem hagebuchenen Schädel hat. Ich möchte nur wissen, was

er dem lieben Durchlauchtigen Herrn für eine Antwort gegeben hätte?"

„Eine abschlägige, Mutter — laß das gut seyn. Besser wär' es gewesen, Du hättest dem Fürsten kein Wort davon gesagt; jetzt triumphirt der Amtmann erst und mit Recht."

„Mit Recht?" entgegnete die eifernde Försterin, „ich möchte wissen, wo das Recht säße? Was kann er mit Recht an unserm Fritz aussetzen? Zumal jetzt, wo er Förster geworden ist? — Hör', Vater, die Uniform muß sich Fritz sogleich machen lassen, und in die Stadt muß er, um sich bei unserm gnädigsten Fürsten zu bedanken; auch dem Landjägermeister muß er seine unterthänige Aufwartung machen."

„Das soll er; erst wollen wir aber das Dekret abwarten."

Fritz unterbrach durch seine Heimkehr das Gespräch.

„Ist alles in Ordnung?" frug der Vater.

„Alles."

„Nun, so wollen wir uns zur Ruhe begeben; ich bin müde, wie ein gejagter Hirsch. — Eins will ich Dir noch an's Herz legen, lieber Sohn, ob ich gleich diesen Punkt nicht gern berühre. Du weißt, ich tadle Deine Liebe nicht, aber ein vernünftiger

Mann schwimmt nicht gegen den Strom. Der Amtmann hat sich einmal vorgesetzt, uns zu kränken. So lange wir merken lassen, daß uns sein Benehmen weh thut, so lange wird er nicht ablassen, uns wehe zu thun. Also schlag' Dir das Mädchen aus dem Sinne, und thu', als ob kein Amtmann in der Welt wäre. Das beste Mittel, den stolzen Gegner zu demüthigen, ist, sich gar nicht mehr um ihn zu kümmern. Versprich mir das."

„Was den Amtmann betrifft, gern, lieber Vater; aber verspräche ich, Rosinen zu vergessen, so wäre ich nicht aufrichtig gegen Euch, liebe Eltern. So lange ich lebe, werd' ich sie lieb haben; ich weiß es, daß ihr mir das nicht wehrt, und so laßt mich in Gottes Namen gewähren, und glaubt, daß ich nichts gegen Euern Willen thun werde. Gute Nacht!"

„Fritz ist ein herrlicher Bursche," sagte der Förster, „und der Amtmann ein Esel, daß er einen solchen Schwiegersohn nicht will."

Man ging zu Bette, und die Mutter schickte ein heißes Gebet hinauf zum Himmel, und flehte um Segen für den vielgeliebten Sohn.

„Wenn Du nach Buchholz hinüber kommst," sagte am andern Morgen die Försterin zu Fritz, „so horche doch, ob Du nicht herausbringen kannst, was der Fürst mit dem Amtmanne gesprochen und

was er geantwortet hat. Ich möchte es gar zu gern des lieben Fürsten wegen wissen.

Fritz versprach's und ging hinüber. Ihm selbst lag daran, die näheren Umstände zu erfahren. Er wußte sich an Niemand zu wenden, als an den Leibbarbier des Amtmanns, an den Herrn Balbeck.

Er klopfte an dessen Fenster und glücklicherweise war Balbeck zu Hause.

„Sie kommen mir just recht," sagte der freundliche Bart- und Heil-Künstler, „eben hab' ich mich hinsetzen und ganz kurz eine weitläufige Relation über das aufsetzen wollen, was gestern hier in Bezug auf Sie geschehen. Sie ersparen mir das Schreiben, was ohnehin, außer dem Recipiren, nicht meine Sache ist. Legen Sie ab, Herr Förster! — O ich weiß schon, daß Sie Förster geworden sind. Gratulire! Die Kosaken sollen mich holen, wenn das nicht aus des Herzens Tiefe kommt — Pectoral-Expectoration! — Das werden Sie auch wissen, Domine Forestikus! daß der Fürst mit dem Amtmanne wegen Ihnen gesprochen hat? Das lassen Sie sich erzählen, ich weiß jedes Wort, jeden Blick. Also setzen Sie sich. Ich würde Sie bitten, mit mir in's Wirthshaus zu gehen, wo sich's überhaupt leichter referirt und räsonnirt, als sonst irgendwo in der Welt; aber es ist mir, der Störung wegen, hier lie-

ber, und hinterdrein können wir ja doch thun, was wir wollen."

„Nun also: gleich nach Ein Uhr kam der Fürst angefahren und hielt vor'm Amthofe. Der Amtmann stiefelte ihm so hurtig, als ihm möglich, entgegen; auch ich säumte nicht, mich in die Nähe zu stellen, um Serenissimo im schicklichen Augenblicke meinen unterthänigsten Respekt zu bezeigen. Der Fürst stieg nicht aus, sondern winkte dem Amtmanne an den Wagenschlag; ich stand keine sechs Schritte davon, und konnte jedes Wort verstehen. Mein lieber Amtmann, sagte der Fürst sehr huldreich, ich habe heute einen neuen Förster gemacht, und wünsche, demselben zugleich auch eine junge Försterin zu verschaffen. Wären Sie wohl geneigt, ihm Ihre Tochter zu geben, auf die er ein Auge geworfen hat? — Der Amtmann machte einen Bückling, der steif genug herauskam, und sagte: Eure Fürstliche Durchlaucht haben zu befehlen. — Das will ich nicht, versetzte Serenissimus, Sie müssen es gern thun, hören Sie, lieber Born? gern, aus freiem Willen und freundlichem Herzen, sonst steh' ich ab von meiner Werbung. — Wie Eure Durchlaucht befehlen, replicirte der Amtmann, an den Terminus gewöhnt, und bückte sich wieder. — Nun? frug der Fürst. — Fürstliche Durchlaucht halten zu Gnaden, wie kann ich wollen, sintemalen ich

den Namen des Mannes nicht weiß? — Es ist der Sohn des Försters Rohrbach, Ihr Nachbar. — Nun hätten Sie das lange Gesicht des Amtmanns sehen sollen! Fürstliche Durchlaucht, begann er finstern Blickes, diesem kann ich mein Kind nicht geben, ein Gelübde bindet mich. — Sie leben in Mißverhältnissen mit dem Förster, wie ich mir sagen ließ, und wegen geringfügiger Ursache. Rohrbach ist ein ehrlicher Mann und treuer Diener; ich habe es nicht gern, wenn sich Beamte anfeinden. Besinnen Sie sich. — Fürstliche Durchlaucht, meine Schuld ist es nicht. Eure Durchlaucht können auch nicht zu wollen geruhen, daß ich dem Sohne meines Feindes und Widersachers die Hand meiner Tochter geben soll, die ich aus bemeldten Ursachen bereits abgeschlagen habe und immer abschlagen werde. Wenn Eure Durchlaucht jedennoch befehlen, daß gegen meinen Willen — Ihr freier Wille war die Bedingung, sagte der Fürst sehr ernst, der von mir bei Angelegenheiten dieser Art nirgend beschränkt werden soll, so lange nicht Willkühr Menschenglück untergräbt. Der junge Rohrbach liebt Ihre Tochter aufrichtig und ist ihrer werth. Geben Sie acht, daß Sie nicht Ihrem Eigensinne die Ruhe Ihres Kindes opfern. — Ich muß bedauern, brummte der Alte, sich tief verbeugend. — Der Fürst rief dem Landjägermeister, sagte

ihm einige Worte, und fuhr dann, sich gegen uns, nicht gegen den Amtmann verneigend, weiter. — Dieser stand während dessen wie verblüfft. Ei ei, Herr Amtmann, sagt' ich leise, das war nicht gut gethan. Seine Durchlaucht scheinen das zu Ungnaden aufgenommen zu haben. Er warf mir einen grimmigen Blick zu und sagte: jeder nach seiner Weise. Ich lasse mich nicht so leicht in's Bockshorn jagen. So schlau die d'rüben sind, bin ich zehnmal. — Ei, sagt' ich, ist denn das ein Schelmenstreich, wenn man für den Sohn um die Tochter wirbt, und die Einwilligung des Vaters zu erlangen sucht? Die jungen Leute haben sich eben gern. — Das danke ihnen der Kukuk und seine Großmutter! Nichts als Schelmerei! Stecken sich sogar hinter den Fürsten, um mich breit zu schlagen. Unterthänigster Knecht! Wird nichts gereicht. — Somit ging er in's Haus, und ich mit. — Wer weiß, wie das gekommen ist, sagte ich; Seine Durchlaucht können wohl wo anders erfahren haben, daß der junge Rohrbach die Jungfer Rosine liebt; sie kennen sich ja von Jugend auf. Er brummte die Treppe hinauf unverständliche Worte und rief, oben angekommen, mit überlauter Stimme seiner Tochter. — Rosine erschien. — Hast Du mit dem Försterssohne einen heimlichen Liebeshandel? fragte er mit

durchbohrendem Blicke. — Das arme Rosinchen erbleichte ein wenig, antwortete aber mit fester Stimme: „Nein. Denn daß ich Fritz lieb habe, ist nichts heimliches."

„O du liebes herziges Mädchen!" rief Fritz, den Erzähler unterbrechend.

„Nur Geduld," sagte dieser fortfahrend: „Du sollst ihn nicht lieb haben, schnaubte sie der Alte an. Rosine erwiederte schmerzlich lächelnd: läßt sich das nur so verbieten? — Allerdings! schrie er, und ich will Dir wohlgemeint rathen, zu gehorchen, sonst sollst Du mich kennen lernen. — Aber, versetzte sie, nimm nur selbst, Vater, wenn der Fürst, der doch gewiß mehr als Du zu befehlen hat, mir befehlen wollte, Dich nicht mehr zu lieben? könnte ich das? und wenn ich mich aus Furcht auch wirklich öffentlich so stellte, als liebte ich Dich nicht mehr, so würde ich Dich doch heimlich um so lieber haben. — Ich bin Dein Vater, von dem Du das Leben hast, das ist etwas ganz anders, schmollte er. — Nun ja, deswegen habe ich Dich auch lieb, sagte sie. Aber Fritz hab' ich auch lieb, weil ich mit ihm das Leben, was ich Dir zu danken habe, genießen möchte."

„O meine theure Rosine!" unterbrach ihn Fritz; „kein anderes Weib als Dich, so wahr mir Gott helfe."

„Nun, warten Sie nur, wie's kommt," fuhr Herr Balbeck fort: „Gut, sagte der Alte, Du meinst also, verbieten könne man das Liebhaben nicht? Wir wollen darüber nicht streiten, aber das sag' ich Dir, läßt Du mich oder andere Leute nur das geringste von dieser Liebe merken, so will ich Dir zeigen, wie weit die Gewalt des Vaters geht. — Lieber Vater, Du weißt ja, daß ich gern gehorche, und am liebsten, wenn Du kein so finsteres Gesicht machst; aber sag' mir nur, was Dir Försters Fritz gethan hat, daß Du solch' einen Widerwillen gegen ihn hast? — Soll ich Dir über meine Gesinnungen Rechenschaft geben? Genug, Du kennst jetzt meinen Willen und wirst Dich nach ihm fügen. — Allerdings! Gehorsam bin ich Dir schuldig, und ich habe Dir bisher immer gehorcht, wenn mir's auch manchmal ein bischen sauer ankam; denn ich sah wohl hintendrein den vernünftigen Grund ein, warum Du mir dieß und jenes befahlst. Daß Du mir verbieten willst, Fritz zu lieben, daß Du ihm meine Hand verweigerst: das ist etwas, wo, ich mag's überlegen wie ich will, ich keinen solchen Grund sehe. Indeß ist es Dein Wille, und so will ich auch in Geduld warten, bis Du Dich eines Bessern besinnst. Aber zwingen wirst Du mich zu nichts, lieber Vater, nicht wahr? denn ich hab' auch einen Willen, wenn's

mein Lebensglück betrifft, und Du kannst mir das nicht übel nehmen, denn ich bin Deine Tochter. Wir beide sind nun schon einmal ein bischen eigenwillig. Somit ging sie zur Thüre hinaus. — Herr Fritz — Herr Förster! wollt' ich sagen, Sie hätten das Mädchen sehen sollen — die Kosaken sollen mich holen! wenn sie nicht um einige Zoll größer aussah, als gewöhnlich. — Der Alte wurde roth wie ein Truthahn und kollerte ihr einige Drohungen nach, deren Schluß war: so lange ich lebe, bekommst Du ihn nicht; ich will Euch die Kabalen gegen mich vertreiben. — Ich suchte ihn zu besänftigen, aber er fertigte mich kurz ab, wie gewöhnlich, wenn er den Raptus hat, und sagte: es scheint, Sie neigen sich auch auf die Seite meiner Feinde? — Das ist also meine Relation, Herr Förster! und es thut mir leid, daß sie so ausgefallen ist."

„So müssen wir eben warten, bis Gott sein Herz in Liebe oder im Tode auflöst," sagte Fritz, „denn von Rosinen lasse ich nicht, so lange das meinige schlägt. Indeß meinen Dank, lieber Balbeck, und wenn Sie Röschen sprechen, so wiederholen sie ihr, was ich so eben sagte. Jetzt habe ich ein Geschäft in Hardtweiler zu besorgen; in einer Stunde kehre ich zurück, dann trinken wir eine Flasche mit einander."

Das geschah dann auch, und Fritz erzählte, heimgekehrt, den Eltern, was er von Balbeck erfahren hatte.

Alle drei beschlossen, ruhig der Zeit zu überlassen, entweder das Mißverhältniß auszugleichen oder zu heben.

Das Dekret für den neuen Förster war angekommen, und dieser machte sich fertig, in die Residenz zu gehen, um sich beeidigen zu lassen und dem Herrn Landjägermeister seine Aufwartung zu machen.

„Vergiß nicht, Seiner Durchlaucht Deinen unterthänigsten Dank darzubringen," erinnerte die Mutter.

„Wenn's angeht," sagte der Förster.

„Ei warum nicht? er ist ja so gnädig."

„Man hört's wohl, Mutter, daß Du die Welt nicht kennst. Wenn sich große Herren herablassen zu uns, so ist's wohl erlaubt, ein Wörtchen zu reden, aber hinandrängen darf man sich nicht; auch rechnen sie weniger auf unsern Dank, als auf den Genuß, den ihnen eine gütige Handlung gewährt. Fritz kann ja beim Landjägermeister anfragen, ob's schicklich ist."

„Ich will schon hören und sehen, wie's steht," sagte Fritz, sich auf's Pferd schwingend, „Gott behüte Euch!"

In Buchholz hielt er an Balbecks Hause einen Augenblick, um dem dienstfertigen Freunde zu sagen, daß er nach der Residenz gehe.

„Reisen Sie mit Gott, Herr Förster! und bringen Sie uns brav Neuigkeiten von dort her mit, wo sie nicht rar sind, wie in allen Residenzen, denn hier in unserem Winkel erfährt man nichts, und wenn man die Welt ehemals gesehen und gekannt hat, so will man doch auch von ihr etwas hören. Ich werde einstweilen hier Wache halten und schauen, was der Bassa auf dem Amthofe für Manöver macht."

Fritz drückte ihm die Hand, trug ihm einen herzlichen Gruß an Rosinen auf, und setzte seine Reise fort.

In der Residenz angekommen, legte er seinen Diensteid ab, machte dem Landjägermeister seine Aufwartung, und war, auf dessen Verwendung, so glücklich, dem Fürsten persönlich seinen Dank abstatten zu können.

„Ich bedaure, daß ich bei dem Amtmann Born nichts auszurichten vermochte," sagte der Herr am Ende des Gesprächs.

„Euer Durchlaucht sind sehr gnädig gewesen; ich kann schon warten."

„Auf was? Auf des Amtmanns Tod?"

„Auf seine Einwilligung im Leben, oder —

wenn's nicht anders ist — auf diesen Zeitpunkt, der übrigens so weit hinausrücken mag, als es der Natur nach seyn kann."

„Es gibt aber mehr hübsche Mädchen im Lande. Ein Mann wie Er hat das Aussuchen."

„Euer Durchlaucht! ich liebe nur einmal, und will bei der ersten Wahl bleiben."

„Das ist gut und ehrlich; ich wünsche Ihm einen baldigen und guten Ausgang der Sache. Grüße Er mir Seine Eltern. Adieu!"

Fritz kehrte, nachdem er seine eigenen Angelegenheiten und mehrere Aufträge seines Vaters besorgt hatte, am dritten Tage zurück.

Plötzliches Thauwetter war seit gestern eingetreten und hatte den Schnee in den Gebirgen geschmolzen; die Bäche, sonst leicht über die bunten Kiesel rieselnd, waren überall angeschwollen und brausten mit lautem Getöse über ihre niederen Ufer, hin und wieder sogar den Weg überschwemmend.

So kann ein Augenblick die ganze Scene umgestalten, dachte Fritz; vor einigen Tagen noch harte Eisrinde und krachender Schnee, jetzt tobendes Gewässer und unter ihm die keimende Hoffnung des Frühlings.

„Wo nur Fritz bleibt," sagte die Försterin, als die Nacht einbrach.

„Er wird sich eben verspätet haben," tröstete der Förster.

„Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist! höre nur, wie der Föhrenbach herabrauscht, — das Thal ist zur Hälfte überschwemmt, er muß ihn vor Buchholz passiren. Ich habe keine Ruhe, Konrad soll ihm bis an das Furth entgegen gehen."

„Thust Du doch, als ob Fritz ein Kind wäre."

„Ein verwegener Mensch ist's, der keine Gefahr scheut."

„Die Gefahr ist für den Furchtsamen am gefährlichsten."

„Der Furchtsame ist vorsichtig, der Furchtlose achtet der Gefahr nicht, und kommt darin um. Ich habe eine innerliche Angst, die ich mir nicht erklären kann, und Du magst mich auslachen oder nicht, ich sage, in diesem Augenblicke ist etwas geschehen. Ich bitte Dich herzlich, schicke den Konrad hinüber."

Der Förster gab der Bitte seiner Gattin nach, und Konrad wurde abgeordnet, nach dem Ausbleibenden zu sehen.

Es stand keine halbe Stunde an, so sah sie ihn zurückkehren; sie hörte, wie er mit Margarethen einige Worte sprach, wie diese in Jammertöne ausbrach, und vernahm ziemlich deutlich die Worte: er

wird schwerlich davon kommen, wenn er nicht schon todt ist.

„Gott im Himmel! was ist geschehen?“ rief die Försterin, in Todesangst dem eintretenden Konrad entgegenstürzend: „wer will sterben? doch nicht mein Sohn?“

„Gottlob, nein! aber der Amtmann. Er ist mit dem Roß gestürzt und man wartet auf sein Ende.“

Beruhigter zwar, aber von der unglücklichen Nachricht tief erschüttert, sagte sie zum Förster: „siehst Du, Vater, habe ich nicht recht gehabt mit meiner Ahnung? — Nun, und wo ist Fritz?“

„Den hab' ich nicht gesehen, aber er wird wohl auch drüben seyn; es ist ein arges Zusammenlaufen. Man hat den Amtmann eben in's Amthaus gebracht, er hat am Kopfe tiefe Wunden und ist vom Roß ganz zerquetscht.

„Wo ist ihm das Unglück begegnet?“ frug der Förster.

„Am Föhrenbacher Wege.“

„O du mein Gott!“ sagte die Försterin, „was wird die arme Rosine erschrocken seyn, wie sie ihren Vater so heimgebracht haben? denn er mag noch so rauh und eigensinnig gewesen seyn, er ist doch einmal ihr Vater. — Nun, wenn ihn Gott zu sich nimmt, so hat sie jetzt auch freie Hand.“

„Daß Ihr Weiber doch gleich an der Bahre wieder Hochzeiten stiftet?“ zürnte der Förster.

„Ich sage ja nur —“

„Fritz kommt!“ rief Konrad, und ging hinaus, ihm das Pferd abzunehmen.

„Bist Du endlich da? rief ihm die Mutter entgegen — weißt Du schon vom Amtmanne?“

„Ich hab' ihn gesehen,“ antwortete Fritz.

„Wie steht es mit ihm?“ frug der Vater.

„Gefährlich, doch giebt der Wundarzt die Hoffnung nicht auf.“

„Weiß Du nicht, wie er zu dem Unglücke gekommen ist?“

„Er muß durch das Furth am Föhrenbache den Weg verfehlt haben. Der Bach ist reißend, der Gaul mag wohl an einem Weidenstrunke gestolpert und gestürzt, und er unter ihn gekommen seyn; dort hat man ihn gefunden. — Mutter, gieb mir einen Trunk.“

„Du siehst so erhitzt aus, Du mußt Dich erst abkühlen. Wo hast Du Dein Taschentuch? trockne Dich ab. — Wo ist es denn? das hast Du auch verloren. Ei, wie naß und kothig Du bist! — und hier Blutflecken — ach! die schöne Uniform — wie kommst Du denn zu Blut?

„Ich habe mich an der Bügelschnalle verletzt und die Hand mit dem Tuche umwunden — wer weiß,

wo das hingekommen ist; der Riß ist nicht gefährlich, und bei dem Wege ist es kein Wunder, wenn man so aussieht."

„Das muß schön geblutet haben! nun, setze Dich, Fritz, und mache Dir's bequem, Du sollst gleich Essen und Trinken haben."

„Nur Trinken, Mutter! ich habe keinen Appetit."

Nach einer kleinen Erholung erzählte Fritz das Wichtigste über seinen Aufenthalt in der Residenz; absonderlich, was der Fürst gesagt hatte.

„Gott schenke ihm das höchste Wohlergehen," sagte die Försterin; „sein Wunsch für Dich könnte in Erfüllung gehen."

„Nicht doch, Mutter!" entgegnete Fritz; „das ist nicht Dein Ernst. Ich wünsche von Herzen, daß der Amtmann genese, denn auf Anderer Unglück möcht' ich mein Glück nicht bauen."

„Du hast recht," sagte gerührt die Försterin; „wir wollen den unglücklichen Mann in unser Abendgebet einschließen."

Am folgenden Morgen mußte Konrad hinüber und sich nach dem Befinden des Amtmanns erkundigen. Es hieß: er sey bis nach Mitternacht bewußtlos gelegen, habe dann einige Zeichen der zurückkehrenden Sinne gegeben, sey übrigens durch den Blutverlust so geschwächt, daß man über seinen Zustand durchaus

kein entscheidendes Urtheil fällen könne. — Das hatte Herr Balbeck gesagt, der vom Bette des Patienten nicht hinweggekommen war.

Fritz hörte es mit wahrer Freude, daß der Amtmann noch lebe; überhaupt war seit dem Unfalle des letzteren über sein ganzes Wesen eine stille Zufriedenheit ausgegossen, die mit jeder beruhigenden Nachricht von da her zunahm, so, daß die Mutter einigemal sagte: „ich weiß nicht, was mit dem Fritz vorgegangen seyn muß!"

Einige Tage schwebte das Leben des Amtmanns in wirklicher Gefahr, aber die vereinten Bemühungen des aus der Stadt geholten Arztes und Balbecks, hauptsächlich aber die kräftige Natur des alten Mannes widerstanden derselben und ließen vollkommene Genesung hoffen.

Rosine hatte indessen Gelegenheit gehabt, zu zeigen, was Kindesliebe und ein besonnener Geist vermag. Der heftige Schreck über das Unglück des Vaters, der blutend und leblos in's Haus gebracht wurde, konnte sie nur einen Augenblick unthätig machen. Mit der zärtlichsten Sorgfalt übernahm sie die Pflege des Mannes, den sein Eigensinn in dieses Unglück gestürzt hatte; denn man hatte ihm abgerathen, den Weg zu reiten, der des ausgetretenen Wassers wegen gefährlich geworden war. Als die Besin-

nung wiederkehrte, fiel sein erloschener Blick zuerst auf die freundlichen, von Hoffnung belebten Züge der Tochter. Drei Nächte wachte diese an dem Bette des Vaters, und gönnte der erschöpften Natur nur einige Minuten Ruhe während des Schlummers des Kranken; und nun saß sie mit himmlischer Freude vor dem Lager des Genesenden, und suchte ihm auf mancherlei Weise Unterhaltung zu verschaffen. Balbeck, der gutmüthige Plauderer, dessen Anordnungen bei dem ersten Verbande von dem städtischen Arzte vollkommen gebilligt und dem die fernere Abwartung des Verwundeten überlassen worden war, leistete ihr treulich Beistand.

Die Schmerzen an der Hauptwunde minderten sich täglich, und schon konnte der Patient aufrecht im Bette sitzen.

„Siehst Du es denn wirklich gern," sagte der Amtmann eines Tages zu der Tochter, „daß ich wieder gesund werde?"

Rosine, schmerzlich überrascht von dieser Anrede, ergriff die Hand des Vaters, netzte sie mit ihren Thränen und schluchzte laut.

„Das hätten Sie nicht sagen sollen, Herr Amtmann," zürnte Balbeck; „eine Tochter, die für das Leben ihres Vaters so besorgt ist, daß sie des ihrigen fast darüber vergißt, verdient keine solche Frage.

Drei Tage und drei Nächte ist sie nicht aus den Kleidern gekommen, hat kaum so viel genossen als nothwendig war, um's Leben zu fristen, und nun fallen Sie ihr mit der bösartigen Frage in's Centrum. Das ist, sollen mich die Kosaken holen! nicht väterlich, und man sieht wohl, daß Ihnen der Kopf noch nicht genug gewaschen worden ist."

Balbeck würde zu anderer Zeit nicht gewagt haben, solche Worte zu brauchen, aber seine Stellung als Arzt hatte ihm eine Superiorität über den Kranken gegeben, und er glaubte den Zeitpunkt benützen zu müssen, dem feindlichen Manne eine derbe Lection zu geben.

„Rosinchen! besorgen Sie doch die Umschläge," sagte Balbeck, „der Vater hat's nicht so böse gemeint; Sie kennen ja seine Manier. Nicht wahr, Herr Amtmann? — Nun, geben Sie Ihrer Tochter ein freundliches Wort."

Der Amtmann legte die Hand auf das Haupt des Mädchens und sagte mild: „Nein, es war nicht so böse gemeint, als es klang."

Rosine küßte die Hand des Vaters und verließ das Zimmer.

„Herr Amtmann!" begann Balbeck sehr ernst — „Sie sind so vieler Liebe nicht würdig, wenn Sie dem Mädchen nicht thun, was Sie ihr nur an den

Augen ansehen können, das sag' ich, ich, der Arzt, der Sie als blutige Leiche unter den Händen gehabt und gesehen hat, welche Todesangst das gute Kind um Sie ausgestanden hat. Ja, Herr! ich wünschte, Sie hätten sich selbst gesehen in dem Zustande der Vernichtung, Sie würden Ihren hochfahrenden Sinn herunterschrauben bis in's letzte Gewerbe. Ueberhaupt, daß Sie noch leben, verdanken Sie lediglich Gottes Gnade; denn hätten Sie noch zehn Minuten hülflos zugebracht in dem Wasserloche, so wär's aus gewesen mit Ihnen, und der Amtmann hätte Feierabend gehabt. Und das Wunderbarste bei der Sache ist, daß Gott eine Hand erwählte, um Sie aus den Armen des Todes zu ziehen, die Sie im gesunden Zustande so oft — Ja, Herr! wenn ich reden dürfte, Sie würden demüthig die Kniee beugen und rufen: Gott sey mir armen Sünder gnädig! Aber ich habe mein Wort gegeben, zu schweigen, und ich halt' es, bis die Noth mich allenfalls zwingt, zu reden."

Der Amtmann hatte der Predigt des eifrigen Freundes ganz ruhig zugehört und sagte nach deren Schlusse: „Ja, ja! ich mag freilich in Gefahr gewesen seyn, und ich bin nicht undankbar; — Sie sollen es erfahren, ich erkenne Ihre Mühe."

„Wetter noch einmal! ich rede nicht von mir," entgegnete Balbeck zornig; — „was ich gethan habe,

ist Schuldigkeit des Arztes, die können und werden Sie mir bezahlen, das weiß ich, denn Sie haben Vermögen genug; aber die Liebe und Freundschaft, mit welcher ich meine Pflicht gethan habe, die können Sie mit Gelde nicht wett machen, das läßt sich nur mit gleicher Münze zahlen. Die Kosaken sollen mich holen, wenn ich an mich dachte, sondern ich rede von der sonderbaren Fügung Gottes, und davon rede ich, daß Sie der Allmacht demüthig ein Opfer bringen, ein neues, freundliches Leben beginnen und allen Haß und Hader abwerfen sollen in die Föhrenbacher Furth, wo der Knochenmann Sie schon am Flügel hatte, wie der Kosak einen halberfrorenen Franzosen."

„Aha!" erwiederte der Amtmann, — „ich merke, wo das hinaussoll."

„Desto besser, wenn Sie's merken," versetzte Balbeck, „so machen Sie auch, daß es hinauskommt. Uebrigens wollen wir uns nicht alteriren, denn Sie sind noch nicht kapitelfest und müssen piano thun, wenn's kein Recidiv geben soll."

Rosine, mit den Umschlägen eintretend, unterbrach das Gespräch.

Balbeck besorgte den Verband, und fand alles in erwünschtem Zustande. „Sie werden eine gute Nacht haben, und will's Gott, in einigen Tagen das

Bett verlassen dürfen. Das herannahende Frühjahr soll dann vollends das seinige dazu beitragen, die fehlenden Kräfte zu ersetzen, und somit wäre der Herr Amtmann wieder auf einige Jahrzehende geflickt. Morgen ein Mehreres. Adieu Rosinchen.

„Setze Dich ein wenig zu mir her," sagte der Vater, nachdem Balbeck fort war.

Rosine gehorchte.

„Sage mir einmal, weißt Du nicht, wer mich nach dem Sturze zuerst gefunden und mir Hülfe verschafft hat?"

„Ich weiß es, Vater, aber ich darf's nicht sagen."

„So? wer hat Dir's verboten?"

„Herr Balbeck; es könnte Dich erschüttern, sagte er."

„Ich befehle Dir's aber; ich muß wissen, wem ich Dank schuldig bin."

„Lieber Vater, warte doch bis Balbeck kommt."

„Keinen Augenblick! Wenn Du mich lieb hast, wie Du sagst und wie es scheint, so gieb mir einen Beweis und sage mir, was Du Näheres davon weißt."

„Ja, Vater, ich will's. Ich will gar kein Geheimniß vor Dir haben. Aber aus meinem Munde sollst Du nichts erfahren, weil ich versprochen habe, zu schweigen; ich will Dir den Namen aber auf ein Stückchen Papier schreiben."

Sie sprang zum Tische, schrieb einige Worte und gab den Zettel dem Vater.

Dieser las, machte ein finsteres Gesicht, und sagte, sich auf die Seite legend: „Es ist schon recht!“

Die Witterung war äußerst mild geworden, der Frühling nahte mit raschen Schritten, vom freundlichsten Himmel begünstigt. Gleich einem grünlichen Schleier schwamm es auf den grauen Waldgebirgen, und im Thale blühten schon Veilchen und Vergißmeinnicht; die fröhliche Lerche trillerte über Saaten dahin und schien die Solostimme in dem großen Conzerte der zwitschernden Vögel und der summenden Käfer und Fliegen zu seyn, die Wald und Gefilde durchschwärmten.

„Wie schön ist Deine Schöpfung, lieber Vater im Himmel!“ rief Fritz aus, von der Waldhöhe die Gegend überschauend; „wie glücklich könnte der Mensch seyn, wenn Menschen sein Glück nicht hinderten!“

Er blickte auf das Amthaus in Buchholz, und ein bitterheißes Gefühl beschlich seine Seele. In Gedanken verloren kam er zum väterlichen Hause, wo man ihn bereits bei Tisch erwartete.

Fritz trat nach dem Mahle an's Fenster, und sagte, sich schnell umwendend: „Dort unten fährt der Amtmann vorüber.“

„Er zeigt sich, damit wir sehen sollen, daß er noch lebt," bemerkte die Försterin.

„Laßt ihn fahren!" sprach der Förster, „für uns ist er so gut als gestorben."

Margarethe trat schnell in's Zimmer und rief: „der Herr Amtmann kommt!"

Alles stand überrascht und wußte nicht, ob man ihm entgegengehen solle oder nicht.

Da öffnete sich die Thüre, und herein trat der Amtmann an Rosinens Hand, auf deren Antlitz ein himmlisches Lächeln strahlte.

„Ich muß um Verzeihung bitten," sagte er, „wenn meine Gegenwart stört; es ist mein erster Ausflug, und ich möchte ihn benutzen, um eine Schuld zu tilgen, die mich drückt." Er zog unter diesen Worten ein Paket in Papier geschlagen heraus, ging auf Fritz zu, gab es ihm, und sagte: „ich weiß durch dieses, wem ich mein Leben zu danken habe."

Fritz öffnete, und sein verlorenes Taschentuch nebst einem zusammengefalteten Papier lag darin.

„Haben Sie Groll gegen mich im Herzen?" frug er, den Förster und die Försterin, beide an den Händen fassend.

„Nein!" antwortete rasch der Förster, „und wäre es auch; Ihre Gegenwart gleicht alles aus."

„Sie haben uns weh gethan," setzte die Försterin

hinzu, „aber vergessen ist alles, seit ich mein liebes Rosinchen hier sehe.“

Sie wendeten sich zu ihr, und diese, entgegenkommend, sank an ihre Brust.

Fritz hatte gelesen; hohe Röthe übergoß seine Wangen — er stand verlegen da.

„Nun, lieber Herr Förster Fritz, genehmigen Sie meinen Dank?“

Fritz fiel ihm um den Hals, und schloß Mutter und Braut in seine Arme.

„Mein Gott! erklären Sie mir doch —“ wendete sich fragend der Förster zum Amtmanne.

„Das will ich; kommt Alle her und bildet einen Kreis, den Niemand mehr trennen soll als Gott.“

Man setzte sich, Fritz an die Seite seiner über alles geliebten Rosine.

„Mit diesem Taschentuche verband Ihr braver Sohn mein verblutendes Haupt, als er mich im Furth unter der Last meines Pferdes hervorzog; auf seinem Rosse brachte er mich Halbtodten zu Balbeck, und dieser mußte ihm heilig und theuer versprechen, nicht zu entdecken, wer mich gefunden und gerettet habe. Mein Leben stand in seiner Hand, er durfte mich nur liegen lassen; mein Tod führte ihn an das Ziel seiner Wünsche, — und dennoch rettete er mich — mich, den Feind! das ist edel, groß und schön! und glaubt,

ich habe Sinn für solche Handlungsart. Rosine entdeckte auf meinen Befehl, was mir bis dahin Geheimniß geblieben war, und wie ein warmer Strahl der Frühlingssonne die Eisrinde schmelzt, so schmolz die kalte Rinde meines Herzens, durch bösartige Aufhetzereien noch mehr verhärtet, und meine dankbare Liebe wandte sich zu ihm und zu Euch, die Ihr einen solchen Sohn erzogen habt."

Der Förster drückte dem Amtmanne die Hand, ging dann zu Fritz, küßte ihn, während ihm die Thränen der Vaterfreude über die braunen Wangen liefen und sprach: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

„Amen!" sagte die Försterin, und drückte Sohn und Tochter an ihre Brust.

Das Duell.

Wie ist's abgelaufen? frug der Assessor Gründler den eintretenden Regimentsarzt Eiler.

Erträglich! antwortete dieser, seine große Meerschaumpfeife anzündend: Der Kammerherr spielt in seinem Leben nicht mehr Violine.

Wie? todt? fuhr der Assessor fragend fort.

Mit nichten! — berichtigte Eiler: — die Hand ist ihm bloß lahm gehauen.

Das muß sehr betrübend für ihn seyn, meinte der Assessor; denn er that sich gewaltig viel auf sein Spiel zu gute.

Am ärgerlichsten, — versetzte Eiler, weil sein Gegner es darauf angelegt zu haben scheint, ihn am empfindlichsten Fleck zu treffen. Wenigstens behauptet

man, Lieutenant Sternheim habe vor dem Zweikampf geäußert, er wolle dem eitlen Männchen die Dudelei vertreiben.

Was war denn eigentlich die Ursache des Duells? frug ein Dritter.

Eben das Geigenspiel, antwortete der Regimentsarzt, — Sternheim soll nämlich bei einer Gelegenheit, wo viel über Musik gesprochen wurde, und der Kammerherr das große Wort führte, einen Nachbar gefragt haben, ob der Kammerherr an Gallatagen statt des goldenen den Violinschlüssel trüge, weil er sich auf diesen am besten verstände. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht, aber Wortwechsel haben sie gehabt, das ist richtig; gefordert haben sie sich auch, das ist noch richtiger, und geschlagen haben sie sich, das ist am richtigsten; denn der Kammerherr ist in den Unterarm gehauen, ich habe ihn vor einer halben Stunde verbunden, und ich sage, drei Finger bleiben steif, wenn es noch so glücklich geht.

Das entsetzliche Unwesen des Zweikampfs! deklamirte der Assessor, das allen Gesetzen und Verordnungen Hohn spricht, die schon gegeben worden sind und noch gegeben werden.

Und das mögen eine ziemliche Portion seyn, meinte lachend der Regimentsarzt; aber was hilft

alles Verordnen gegen eine Sache, die in der menschlichen Natur liegt?

Ein eingewurzeltes Vorurtheil ist es, fuhr der Assessor fort, ein rohes Ueberbleibsel aus den Zeiten des Faustrechts, das immer noch Vertheidiger findet, und finden wird, so lange nicht die Begriffe von wahrer Ehre allgemein geworden sind.

Bester, friedfertigster Assessor! fiel diesem der Major von Brandeis in's Wort, die Ehre läßt sich auch nicht begreifen, wie ein Rechnungs-Exempel; das ist ein feines subtiles Ding, das kaum den Hauch der Demonstration erträgt und doch der Hebel aller großen Thaten auf Erden ist.

Der Herr Major wollen sagen, die Ehre ließe sich nicht leicht definiren, versetzte der Assessor, und das gebe ich zu, in so fern bloß von dem sogenannten Ehrenpunkte die Rede ist. Aber kann ich diese meine Ehre schützen oder reinigen durch einen zweiten Flecken, den ich ihr selbst zufüge, indem ich ein Verbrechen an der Menschheit begehe; indem ich tödte oder verstümmle? Daher ist jeder Zweikampf Eigenhülfe, Privat-Gewalt, und deren bedarf es bei einem vollkommen gesicherten Rechtszustande nicht, wo die Gerichtshöfe des Staats alle Rechte, alle Besitzthümer des Einzelnen schützen und schirmen; wozu also die Ehre, als Gut, auch gehört.

So sagen die Rechtslehrer. Aber lieber Freund! sagte Eiler, es ist noch nicht erwiesen, ob die Ehre etwas Objectives, wie jedes andere Recht oder Gut ist. Ich meine eher, sie sey rein subjectiv, und könne dem richterlichen Ausspruche eines Dritten gar nicht unterworfen werden.

Das ist eben die stolze Idee der Selbsthülfe, entgegnete der Assessor, die sich stets der Gesetzes-Verwaltung entziehen, oder vielmehr höher stehen will als jedes Gesetz.

Daß auch die strengsten Gesetze das Duell nicht ausrotten konnten, beweisen alle Zeiten, sagte der Major. Erinnern Sie sich, meine Herren, an Gustav Adolph, als unter den Offizieren seines Heeres die Raufereien auf eine nur durch die rauhen Sitten des Feldlagers zu entschuldigende Weise einrissen, und manchen seiner besten Krieger wegrafften: er brachte in Erfahrung, daß ein Zweikampf beschlossen war; am gesetzten Tage ließ er still einen Theil seines Heeres ausrücken und einen Kreis bilden, in dem sich die Kämpfer schlagen sollten. Der Scharfrichter stand mit entblößtem Schwerte da, neben ihm ein offener Sarg, und der König gab sein Wort, daß der, der den Andern tödten würde, durch die Hand des Nachrichters auf demselben Platze fallen sollte, wo er seinen Gegner erlegt hätte. Durch die-

ses Mittel verminderten sich zwar die Zweikämpfe, weil man sie heimlich treiben mußte, aber ausgerottet wurden sie nicht.

Ein brandenburgisches Duell-Edikt, bemerkte Eiler, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts setzt auf den Zweikampf, auch wenn nicht einmal Blut geflossen, die Todesstrafe mittelst des Stranges; was hat's dort und überall geholfen? Der Zweikampf liegt in der Natur aller warmblütigen Geschöpfe; die Thiere bekämpfen sich, und erhielten Waffen dazu, wie der Mensch. Dieser braucht die Faust, den Knittel, das Schwert, je nachdem er kategorisirt ist.

Sie werden mir doch nicht wegdisputiren, entgegnete der Assessor, daß der Todtschlag unter jedem Prätext ein Verbrechen ist; daß nur im äußersten Falle Nothwehr erlaubt ist, und diese rechtlich erwiesen seyn muß, um straflos durchzugehen?

Das Duell ist so zu sagen auch Nothwehr, sagte der Major. Die Ehre ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Krone des Lebens, ohne welche es keinen Werth für den Ehrenmann hat. Nun kommt Einer und will mir diese Krone rauben oder beflecken: ich setze also das Leben, als den minder werthen Theil daran, um den bessern, die Ehre, zu schirmen, zu retten, in ihrem vollen Glanze herzustellen. Wer das Leben höher schätzt, als die Ehre, Freundchen!

der schlägt sich nicht; wer aber die Ehre dem Leben vorzieht, der fürchtet den Tod nicht, und —

„Wer dem Tod in's Angesicht schauen kann,
„Der Soldat allein ist der freie Mann!"

Und jeder, fiel der Regimentsarzt ein, dem die Ehre um das Leben nicht feil ist. Aufrichtig, lieber Assessor, ich glaube einmal, was ich schon vorhin äußerte, die Ehre läßt sich nicht wie eine andere Sache beurtheilen, oder vielmehr: kein Anderer kann wissen, wie stark oder schwach dieses Gefühl — Empfindung will ich's nennen — von außen angeregt, auf meine Handlungen einwirkt, wie leicht oder wie tief es verletzt werden kann; und so lange ich den Beweggrund einer Handlung nicht richtig zu würdigen vermag, so lange muß ich mich auch enthalten, über die Handlung selbst zu urtheilen.

Es wäre traurig, erwiederte der Assessor, wenn die Rechtswissenschaft nicht zureichte, um jede unerlaubte Handlung, ihre Motive und Folgen, zu beurtheilen, und das ist das Duell, — ein gegenseitiger Angriff auf die Körper der Kämpfer, der mit Aufhebung der physischen Existenz eines derselben endigen kann; und niemand darf nach den Begriffen des Rechts über den Körper eines Andern, nicht über den eigenen selbst verfügen: daher ist Selbstverstümmelung

eine verbrecherische Handlung, wie die Herren vom Militär wohl wissen werden.

Allerdings! versetzte der Major, weil der Selbstverstümmler aus Feigheit ein kleines Uebel wählt, um, nach seiner Meinung, dem größeren — der lebensgefährlichen Vertheidigung des Vaterlandes zu entgehen. Indessen, Herr Assessor, würde ich für das Duell eben so wenig stimmen wie Sie, wenn es in gewissen kitzlichen Dingen eine andere Auskunft gäbe. Aber gerade die edelsten Stände der Gesellschaft haben das Duell als Ehrenrettungsmittel gewählt, weil ihr höchstes Gut, die Ehre, nicht durch einen Advocaten vor dem gewöhnlichen Gerichtshofe verfochten werden kann.

Ich — meinte der Assessor — würde lieber den gesetzlichen Weg wählen, um mir Genugthuung zu verschaffen, als mich in den Fall zu setzen, mit dem besten Recht von meinem Beleidiger zum Krüppel gehauen oder todt geschossen zu werden.

Nun, lieber Assessor! fiel lächelnd der Major ein — thun Sie das, ich lobe Sie darum. Ich für meinen Theil, obgleich ich kein Freund von Händeln bin und große Ehrfurcht vor den Gesetzen habe, halte zu denen, die im Nothfall mit dem Degen in der Faust kurzen Prozeß machen und dem Gegner zeigen, daß Muth und Recht auf ihrer Seite sind; denn es

giebt Fälle, wo eine Injurienklage mir schimählicher däucht, als jede Ahndung wegen Verletzung des Duellmandats. Die öffentliche Meinung ist eine strenge Dame, deren Urtheil nicht von der Macht des Gesetzgebers, nicht von der Erklärung und Auslegung des Richters abhängt; und hier unter dem dritten Knopfe der linken Seite sitzt etwas, dessen Mahnung mehr gilt, als alle Raisonnements, wären Sie auch noch so spitzfündig und gelehrt.

Ich halte es mit dem Herrn Major, sagte Eiler.

Das läßt sich denken, bemerkte der Assessor; die Herren Aerzte begünstigen alles, was zu Blut und Wunden — folglich unter ihre Hände führt.

Natürlich! entgegnete lachend der Regimentsarzt — so wie Sie es mit dem Injurienprozesse halten, weil Sie Advocat sind.

Bravo! Trumpf auf Trumpf! rief der Major. Uebrigens gebe ich zu, daß mit dem Duell Mißbrauch getrieben werden kann, und daß es in den Händen der Knaben zum gefährlichen Spielwerk wird, wogegen wohl jeder Vernünftige seyn wird. Ich glaube überhaupt, daß der Civilstand dieses Austrägalmittel eher entbehren kann, als unser Stand, der in gewissen Fällen dieses Ehrenrechts sich bedienen muß, und es heißt im alten Reim sehr wahr: Wer das Schwert trägt für's Vaterland, der trägt es auch für eig'ne

Hand. Und geben wir zu, daß mit dem Verschwinden der Duelle auch mancher schöner Zug großmüthiger, edler Herzen verloren ginge, der sich nur unter solchen Verhältnissen entwickeln kann; es ergreift uns nirgends die Theilnahme an Charaktergröße so mächtig als da, wo sie unter der Gefahr des Todes siegreich sich entwickelt und einen glänzenden Lichtblick auf das freiwillig ausgesetzte Leben wirft. Macht es Ihnen Vergnügen, meine Herren, so sollen Sie aus dem Munde eines Augenzeugen solch' einen Charakterzug hören.

Die ganze Gesellschaft bat um die Erzählung, und der Major begann also:

Ich lag als Lieutenant bei dem Husarenregimente Prinz Erich an der Gränze in Garnison. Die Stadt war lebhaft, hatte eine freundliche Lage, schöne Umgebungen, lebenslustige, gutmüthige Bewohner; was sie aber für uns junge Offiziere zu einem wahren Eden machte, waren die vielen hübschen Mädchen darin, und vor allen das wunderschöne Fräulein der Wittwe des Generals von Unstrutt, die hier in stiller Zurückgezogenheit mit zwei Töchtern lebte, von denen die älteste seit Kurzem mit dem Rittmeister meiner Escadron vermählt worden war.

Da das schöne Fräulein selten in größere Gesellschaft kam, nicht etwa, weil die Mutter Gefahr für

sie fürchtete, denn dagegen schützte sie ihr Rang, ihre Erziehung und die Ehre der Offiziere, die, es mochte ihnen noch so heiß unter dem Dolman werden, dennoch keinen andern Wunsch sich erlaubten, als in dem belebenden Strahl der Himmelsaugen dieser Huldin sich zu bewegen; also wegen uns und der Gefahr nicht. Aber in der Stadt lebten wenige Reiche von Adel, die ein sogenanntes gutes Haus machten; unser Regiments-Commandeur war unvermählt, und der Rang verbot, an die bürgerlichen Honoratioren sich anzuschließen. Es gab also selten Bälle und sonstige Gelegenheiten, in die Nähe des schönen Fräuleins zu gelangen, als etwa auf der Promenade, welche sie in Gesellschaft der Mama, freilich auch nur sparsam besuchte.

Wir electrisirten Lieutenants und Cornets hätten die Woche hindurch gern sieben Bälle gegeben, oder wären auf sieben Bälle gegangen, um uns im Zauberkreis Mathildens zu drehen und zu hüpfen wie die Mücken im Sonnenlichte; aber weder das Eine noch das Andere ging aus zureichenden Gründen an. Es blieb uns also nichts übrig, als täglich hoch zu Roß an der Wohnung der Gefeierten vorbei zu paradiren, und ein zierliches Kopfnicken oder gar ein freundliches Lächeln zu erhaschen, das dann begreiflich den Empfänger, gegenüber der Andern, sehr glücklich

machte: wie es eben bei jungen, raschen, nicht übel formirten und uniformirten Husarenlieutenants geht, die in's erste Feuer kommen. Jeder bildete sich ein, auf das Fräulein einen wohlgefälligen Eindruck zu machen, und Jeder hatte das Recht dazu; denn das liebliche Kind war gegen Jedermann gleich huldvoll, das heißt: höflich und sonst nichts; nur daß die Höflichkeit eines reizenden Mädchens tausendmal anziehender und rührender ist, als jede andere Höflichkeit. Mein alter Fuchs mochte sich freilich verzweifelt wundern, wenn er in der Nähe des Hauses der Generalin jedesmal die Waden fühlte und zusammengenommen wurde, daß die Funken auf dem Steinpflaster herumflogen; aber er gewöhnte sich bald an die Marotte seines Herrn, und setzte sich auf einer gewissen Stelle der Straße von selbst in kurzen Galopp.

Wie gesagt, wir jungen Leute waren alle mehr oder minder von Amors Pfeilen — nicht gerade verwundet, aber doch ziemlich tuschirt, und thaten, was man thut, wenn der Fleck brennt; da aber eine, auch glücklich eingeleitete Liebschaft zu keinem Ziele führen konnte, weil gerade die Verliebtesten, ich meine die Cornets und Lieutenants, die ausgedehnteste Perspective auf eine Rittmeisterstelle und somit auf den Traualtar hatten; so blieb es vor der Hand beim Paradiren, beim Complimentiren und bei stillen

Wünschen. Man tröstete sich mit der Hoffnung eines baldigen Avancements durch Krieg, Pestilenz u. dgl.

Zu dieser Zeit kam ein junger Pole als Lieutenant zu unserm Regimente, der durch seine Schönheit allgemeines Aufsehen erregte. Auch die schüchternsten Mädchenaugen erlaubten sich einen Blick auf den schlanken Rosowsky, wenn er auf seinem Schimmel dahergeflogen kam, und wahrlich! wir mußten aller Eitelkeit und Eigenliebe zum Trotz bekennen, daß er der schönste Offizier im Regimente war. Gesundheit und Güte strahlte aus dem regelmäßig geformten Antlitz, braune Locken beschatteten die hohe Stirne, und unter dem artig gestutzten Bärtchen wurden bei jedem Lächeln zwei Perlenreihen sichtbar, die das Elfenbein an Weiße übertrafen: es war eins von denen Gesichtern, welchen man gut werden muß, man mag wollen oder nicht.

Rosowsky war herrlich gewachsen, die Uniform saß ihm wie angegossen, und Mann und Roß waren eins, wenn er zu Pferde saß. Nur er selbst schien wenig von den Vorzügen zu wissen, die ihm die Natur gegeben hatte; er betrug sich bescheiden und ernst gegen die Vorgesetzten, freundlich gegen Untergebene, war exact im Dienst bis zum Kleinsten, besuchte anfangs wohl die Vergnügungsorte der Offiziere, zog sich aber bald zurück, und führte überhaupt ein äußerst

eingezogenes Leben, so viel man ihm auch Gelegenheit gab, in gesellige Berührung zu kommen.

Das konnte man nun natürlich nicht begreifen, wie man so jung, so schön, und ein Husarenlieutenant seyn könne, ohne an den Vergnügungen des Lebens, die sich so lieblich darboten, mit aller Unbesorgtheit des jugendlichen Frohmuths Theil zu nehmen, sondern wohl gar in Gesellschaft eines wortkargen mürrischen Reitknechts, den er mitgebracht hatte, ganze Abende zu Hause zuzubringen, oder bei einem alten pensionirten Hauptmanne zu sitzen, der seit einigen Jahren hier sich niedergelassen hatte und der bisher eigentlich ganz übersehen worden war.

Eine unglückliche Leidenschaft — hieß es endlich, und man trug sich unter der Hand mit einer tragischen Liebesgeschichte zwischen ihm und einer jungen Fürstin seines Vaterlandes, deren unglücklicher Ausgang ihn zur Flucht genöthigt und in unsere Dienste geführt hätte. Das Abentheuerliche findet am leichtesten Eingang in dem Glauben der Leute, und so mußte der gute Rosowsky **nolens volens** Einen im Duell erschossen haben, die junge Fürstin mußte seitdem im Kloster ihre Unbesonnenheit abbüßen, und er — nun, das sah man ja — er floh die Freuden des Lebens wie ein Eremit, den vereitelte Hoffnungen in die Einsamkeit getrieben.

Man übersah, was nicht hätte übersehen werden sollen, daß nämlich Rosowsky so blühend und heiter war, wie man nicht seyn konnte, wenn man ein solches Schicksal gehabt und Gefühl hatte. Ich wenigstens konnte mir den Gleichmuth des neuen Kameraden nicht damit zusammenreimen, und so entstand dann bei mir ein Zweifel in die Wahrheit der Sage und der Wunsch, mit dem jungen Kriegsgefährten bekannter zu werden, dessen ganzes Wesen für Freundschaft und Liebe geschaffen zu seyn schien.

Ein verwandter Zug brachte uns näher; wir schlossen mit der Innigkeit jugendlicher Herzen einen Freundschaftsbund, der jetzt noch dauert, so weit uns auch unser Beruf aus einander geführt hat.

Ich gewöhnte mich bald daran, viele meiner Abende, anstatt auf den Kaffeehäusern, in der Gesellschaft meines Freundes zuzubringen, der mich auch bei dem alten Hauptmanne, einem erfahrenen und kenntnißreichen Krieger einführte, welcher von der Pike auf sich auf diese Rangstufe hinauf geschwungen hatte, auf welcher er, durch mehrere schwere und schlecht geheilte Wunden dem Dienst entzogen, mit dem Ordenskreuz geschmückt der Ruhe pflegte. Er kannte den Vater Rosowsky's aus früheren Feldzügen, und daher schrieb sich die Anhänglichkeit meines Freundes an den ehrwürdigen Mann, der seine

Freundschaft zu dem Vater mit wahrer Liebe auf den Sohn übertrug.

Es war, wie vorauszusehen, kein wahres Wort an der verunglückten Liebesgeschichte, im Gegentheil versicherte mich Rosowsky, daß er die Liebe nur dem Namen nach kenne, und überhaupt dergleichen unzeitige Abentheuer hasse, die gewöhnlich ein schlechtes Ende nähmen. Vor schaalen Galanterien eckele es ihm; ein leichtgläubiges Mädchen zu verführen, halte er für niederträchtig, und an's Heirathen zu denken für närrisch, weil unter den gegebenen Umständen keine vernünftige Aussicht dazu da sey.

Aber, lieber Rosowsky, sagte ich eines Tages, als ihm die Subscriptionsliste zu einem Schmause gebracht wurde, und er die Theilnahme ablehnte, — warum ziehst Du Dich von allen Vergnügungen zurück, die doch sonst für junge Leute so viel Reiz haben? Ich theile Deine Ansicht vollkommen, daß man vergnügt seyn kann, ohne zu schmausen und zu zechen; aber zu Zeiten mit seinen Bekannten ein munteres Mahl theilen, sich mit den Fröhlichen freuen, finde ich auch den strengsten Grundsätzen nicht zuwider.

Ich auch nicht, antwortete er lächelnd, aber — aufrichtig zum Freunde gesprochen — meine Kasse erträgt dergleichen Ausgaben nicht.

Und nun erzählte er mir offenherzig, daß der

Wohlstand seiner Familie durch die vielen Unglücksfälle, die sein Vaterland betroffen, herabgekommen sey, daß seine Equipirung den Eltern schon sehr sauer angekommen, und daß, wenn er als ehrlicher Mann mit seiner Gage auskommen wolle, die seine einzige Einnahme sey, alle Luxus-Ausgaben vermieden werden müßten, zu denen er auch solche Schmäuse zähle.

Sey mein Gast, liebster Bruder! sagte ich, dem edlen Jüngling die Hand reichend.

Ich schmause nicht gern auf Kosten Anderer, erwiederte er mir, am ungernsten auf Kosten meiner Freunde. Du wirst diesen Grundsatz nicht Stolz nennen; meine Armuth ist unverschuldet, sie wirft daher keinen Schatten auf mich, aber ich trüge die Schuld von jeder Schwäche, zu welcher sie mich verleiten könnte. Ich suche sie dem Vorurtheil zu verbergen; denn Du kennst ja den allgemeinen oder vielmehr gemeinen Maaßstab, nach welchem die Menschen messen. Ich weiß daher auch zu rechter Zeit zu thun, was die Convenienz von meinem Stande nothwendig erheischt, und so gilt meine Zurückgezogenheit für Sonderlingslaune. Dem Freunde bin ich Aufrichtigkeit schuldig, weil ich weiß, daß er meine Ansichten und mein Geheimniß ehrt.

Ich erwähne dieser Aeußerung deshalb, meine

Herren, weil sie ein helles Licht auf den Charakter meines Freundes wirft, und wesentlichen Antheil an der Folge der Geschichte hat.

Ohne der Freundschaft Eintrag zu thun, setzte ich meine gewohnten Paraderitte an dem Hause der Generalin fort, und zwar oft in Begleitung Rosowsky's, der bald den schönen Beweggrund gewahrte.

Wir sprachen von dem Fräulein, und ich ergoß mich in Lobpreisungen über die Vorzüge des herrlichen Geschöpfes so, daß er mit einem besorgten Ei! Ei! lächelnd den Kopf schüttelte, und mit dem Finger drohte.

Fürchte nichts, entgegnete ich scherzend, es ist eine seltene Blume, die ich bewundern darf, wenn sie mir auch nicht blüht.

Aber mein guter Rosowsky, so unbefangen er auch war, theilte mehr und mehr meine Bewunderung, und ich bemerkte, Gott weiß es, ohne Neid, denn ich hatte, aufrichtig gesagt, auch eine kleine Herzensangelegenheit, daß das holde Fräulein dem schönen Jünglinge mehr Aufmerksamkeit schenkte, als uns allen bisher zu Theil geworden war. Scherzend wiederholte ich bei einer Gelegenheit sein sorgliches Ei! Ei! und er fiel mir um den Hals, und sagte begeistert: Bruder, sie ist ein Engel! O nur zehn Minuten möchte ich die Seligkeit ihres näheren Umgangs genießen.

Ich machte ihn auf das Verhältniß aufmerksam, und drückte meine Besorgniß für seine Ruhe aus.

Ich werde es nie vergessen, erwiederte er, aber kann man in dem Strahle dieser Schönheits-Sonne wandeln, ohne warm zu werden?

Die Anwesenheit unsers Inspecteurs, der die Garnisonen bereiste, verschaffte endlich meinem Freunde das gewünschte Glück einer Annäherung. Ein Ball wurde gegeben, an welchem alle adeligen Familien und sämmtliche Offiziere Theil nahmen. Wir gingen mit den angenehmsten Erwartungen hin; keiner von uns ahnte, welch' unseliges Ereigniß im Hintergrunde brütete.

Wir traten in den beleuchteten Saal.

Aus dem Blüthenflor der anwesenden jungen Damen hob sich wie die Königin der Blumen das wunderholde Fräulein von Unstrutt, umflattert von der jungen Männerwelt, unter ihnen der reiche, unvermählte Graf von Hainfels.

Ein herrlicher Walzer brauste vom Orchester herab; Mathilde flog am Arm des Grafen durch den Saal, leicht wie eine Sylphide.

Der Glückliche! seufzte Rosowsky.

Dieses Glück blüht Dir auch, mein Freund! sagte ich, rasche Tänzer sind überall willkommen, wo ge-

tanzt wird. Ich gehe mit gutem Beispiel voran, folge mir und versuche Dein Heil.

Unter das bunte, fröhliche Gewühl des Saales mich mischend, verlor ich ihn eine Zeit lang aus den Augen, bis ich ihn endlich mit freudestrahlendem Antlitz an Mathildens Seite, die mir noch nie so liebreizend erschienen war, in der Reihe der Tänzer erblickte. Aller Augen folgten bewundernd, mitunter auch neidend, dem herrlichen Paare, das leicht und selig auf den Schwingen der reinsten Freude dahin zu schweben schien. Beide genossen die Gunst des Augenblicks, und Rosowsky, der nach beendigtem Tanze bei Mathilden verweilte, schien in ihrer beseligenden Nähe alles um sich her vergessen zu haben.

Ich fixirte die Generalin, die sehr ernste Blicke auf die beiden jungen Leute warf; der Herr Graf von Hainfels stieg mit einem sehr langen Gesichte vorüber, und schien die Keckheit des Husarenlieutenants sehr übel zu nehmen. Mir entging nicht, daß er später mit unserm Rittmeister, dem Schwiegersohne der Generalin, sehr angelegentlich sprach, und dieser die Augbrauen gewaltig in die Höhe zog. Laß' sie sich ärgern, dacht' ich, die Schönheit blüht nicht allein für Rang und Reichthum.

Aufgefordert von einigen Kameraden, begab ich mich mit ihnen in's Schenkzimmer, und trank einige

Gläser Glühwein. Wir saßen kaum ein halbes Stündchen, als Rosowsky schnell mit einem Gesicht hereintrat, das nichts Gutes verkündigte.

Was hast Du? frug ich leise, ihn bei Seite nehmend.

Nichts! antwortete er laut, als er sah, daß er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zog; ich wollte Dir nur sagen, daß ich nach Hause gehe.

Ich begleite Dich, sagte ich, um jede Erörterung zu vermeiden, und wir verließen die Gesellschaft.

Auf der Straße erst fragte ich ihn nach der Ursache seines Mißmuths.

Ich habe ihn gefordert, antwortete er.

Wen? Den Grafen?

Nein, den Rittmeister.

Mein Gott! Weshalb?

Er hat mich verletzt, wo ich allein zu verletzen bin, und dafür soll er büßen. Glaube mir, daß ich nicht unbesonnen einen Handel angezettelt habe, dessen Folgen ich voraussehe, aber ertragen konnte ich seinen Uebermuth nicht.

Und nun erzählte er mir, daß wahrscheinlich Mathildens unschuldiges Wohlgefallen an ihm den Stolz der Frau Mama und des Herrn Rittmeisters gereizt habe, die Absichten auf den Grafen von Hainfels zu haben schienen, daß der Rittmeister auf eine

anmaßende Art seinen Rang gegen ihn geltend gemacht, und sich endlich Anzüglichkeiten über Rosowsky's dürftige und dunkle Verhältnisse erlaubt habe, welches die Ausforderung herbeiführte.

Was nützen Worte nach geschehenen Dingen? Ich selbst hätte an seiner Stelle nicht anders gehandelt; es blieb nichts übrig als der Sache den Lauf zu lassen.

Der Tag des Zweikampfs auf Pistolen war festgesetzt, eine Woche lag dazwischen, damit Jeder seine Angelegenheiten bestellen konnte; denn blutig mußte ein Streit zwischen solchen Kämpfern enden, die ihre Waffen zu führen wußten.

Hätte Rosowsky den ersten Schuß gehabt, so wäre mir wenig bange um ihn gewesen, denn er schoß auf dreißig Schritt ein Thalerstück herunter, und sein Pferd stand wie eine Mauer im Feuer; aber der Rittmeister war ein nicht minder geübter Schütze, und daß er seinen Gegner fest auf's Korn nehmen würde, war vorauszusetzen.

So heimlich auch die Sache wegen des Duellverbots betrieben wurde, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie in dem Hause der Generalin, und von hier aus der Gemahlin des Rittmeisters bekannt wurde. Man kann sich den Jammer des liebenden Weibes denken, die seit einem halben Jahre Gattin war, und

eine süße Hoffnung unter dem jugendlichen Mutterherzen trug.

Es wurden mehrere Schritte von Seite der Familie der Generalin gethan, um eine Versöhnung herbeizuführen; aber des Rittmeisters Stellung zu Rosowsky und sein Stolz, noch mehr aber die Partheinahme der Offiziere, die hier ihre Rechte verfechten sahen, vereitelten jede Hoffnung hiezu, wenn auch mein Freund geneigt gewesen wäre.

Der Zeitpunkt rückte näher. Mein Freund benahm sich mit einer Ruhe, welche die ganze Festigkeit seines Charakters bewährte.

Hier liegt ein Brief an meine Eltern, sagte er mir zwei Tage vor dem Duell, Du wirst ihn besorgen, wenn ich ihn nicht mehr besorgen kann. Mein Testament ist auch gemacht, ich habe darin den General gebeten, es in Vollzug setzen zu lassen; ich hoffe, es wird geschehen. Du darfst den Inhalt wissen: Konrad erbt meine beiden Pferde sammt Sattel und Zeug; ich kann die Dienste des alten ehrlichen Mannes und seine Liebe ohnehin nie nach Würden lohnen. Suche ihn wieder unterzubringen, er ist treu wie Gold. Ueber mein anderes Besitzthum habe ich nach bestem Willen verfügt, es ist gering. Meine kleinen Schulden sind berichtigt, für mein Begräbniß habe ich so viel zurückgelegt, als nöthig ist, um einen ehr-

lichen Mann einzuscharren. Du, mein Freund und Secundant, wirst Sorge tragen, daß es anständig geschieht.

Ich schloß ihn in die Arme, und — ich gestehe es gern, meine Herrn, meine Augen füllten sich mit Thränen.

Denke nicht das Aeußerste und Aergste, sagte ich, ihn an mich drückend.

Ich denke das Mögliche, erwiederte er, und habe meine Rechnung mit dem Leben abgeschlossen.

Den letzten Abend brachten wir bei unserm Hauptmanne zu, der uns mit Punsch bewirthete. Wir hatten uns das Wort gegeben, einige Stunden in ruhiger Heiterkeit zuzubringen und mit keiner Silbe des kommenden Tages zu gedenken. Aber die bange Erwartung des Zukünftigen strich wie Eulenfittich über unsern Häuptern hin und fächelte unsere heißen Stirnen mit ahnungsvollen Schauern. Rosowsky allein fand bald die alte Fassung wieder. Auf fröhliches Wiedersehen! rief er, ein Glas ergreifend: hier — oder dort! Ich trank den dampfenden Punsch, während mir es kalt den Nacken hinabrieselte.

Gegen Mitternacht schieden wir von dem alten Freunde, der stumm die Hand Rosowsky's schüttelte.

Schlaf wohl, Bruder! sagte er mir beim Scheiden, mich umarmend, morgen um diese Zeit schlum-

mere ich wahrscheinlich den letzten, eisernen Schlaf, mir ahnet es.

Ich drückte ihn schweigend an die Brust.

Morgen früh um vier Uhr erwarte ich Dich, sagte er, sich sanft loswindend — gute Nacht!

Ich kam zur festgesetzten Stunde; Konrad, der ehrliche Diener, sattelte die Pferde, sein Gesicht war bleich, und an dem Schnurrbart Wassertropfen. Ist der Lieutenant auf? frug ich. Er ladet die Pistolen, antwortete er mit leiser Stimme.

Auf der Gränze sollte das Duell vor sich gehen. Wir hatten zwei gute Stunden auf den Kampfplatz. Alles war bereit, und wir stiegen zu Pferde.

Unser Weg führte uns an des Rittmeisters Quartier vorbei. Am Fenster lag weinend die Gemahlin desselben, und blickte dem Gatten nach, den sie vielleicht nicht mehr lebend wiedersehen sollte. Ich sage Ihnen, meine Herren! der Anblick hätte ein steinern Herz bewegen können. Das Geräusch unserer Pferde machte sie aufmerksam, und augenblicklich verschwand sie. Ein Diener stand an der Thüre, den frug Rosowsky, ob sein Herr schon fort sey? So eben, war die Antwort.

Bruder, sagte Rosowsky, reite langsam voraus, ich habe hier noch etwas zu besorgen; oder willst Du Zeuge seyn, so steige ab.

Es geschah. — Melde Er mich bei der gnädigen Frau, sagte Rosowsky zu dem Diener.

Was willst Du thun? frug ich.

Mein Herz beruhigen, antwortete er.

Der Diener kehrte mit der Nachricht zurück, daß seine Gebieterin Niemanden sehen wolle.

Bei Gott! ich muß sie sprechen, sagte Rosowsky; — mein guter Wille entschuldige die Unschicklichkeit; und eilends sprang er die Treppe hinauf und hatte die Thüre geöffnet, ehe der nacheilende Diener es hindern konnte.

Wir traten ein. Das arme Weib lag in Thränen zerfließend auf dem Sopha, ihr ganzes Aussehen bewies ihre verzweiflungsvolle Trauer.

Gnädige Frau! begann Rosowsky, ich komme, Ihnen Trost zu bringen.

Sie winkte abwehrend mit der Hand und drückte das Gesicht tiefer in die Polster.

Ich beschwöre Sie, mir nur einen Augenblick ruhiges Gehör zu verstatten, fuhr er fort; Sie sind es sich, Sie sind es Ihrer Familie schuldig. — Wollen Sie mich hören?

Sie schlug ihr thränenmüdes Auge auf.

Ich kann Mathildens Schwester nicht weinen sehen, sagte Rosowsky, tief gerührt über den An-

blick der Leidenden, daher mein Ehrenwort, gnädige Frau! Sie sehen Ihren Gemahl unverletzt wieder.

Ein staunender, zweifelnder Blick fiel auf den Sprecher, der sich verneigte und schnell mit mir das Zimmer verließ. Rasch zu Roß und fort gings zum Thor hinaus. Kein Wort wurde mehr zwischen uns gewechselt, aber ich vermuthete, was er thun wollte.

Wir kamen auf dem Platze an, wo wir den Rittmeister und seinen Sekundanten trafen. Ein frostiger Gruß erfolgte. Es wurden nach den Duell-Regeln alle Vorkehrungen getroffen, Licht, Wind und Raum getheilt, und die Kämpfer hielten einander gegenüber. Der Rittmeister zog bleich und finster das Pistol und spannte. Rosowsky, in ruhiger Fassung den Gegner anschauend, stand mit seinem Roß wie eingemauert — ein furchtbarer Augenblick! Dem alten Reitknechte klapperten die Zähne. — Lenke Gott die Kugel! dacht' ich, und in diesem Moment krachte der Schuß. — Gottlob! Rosowsky war unverletzt; die Kugel war ihm hart am Kopf vorbeigepfiffen.

Nun zog er das Pistol, spannte, zielte, lächelte, und feuerte es hoch in die Luft.

Was ist das? fragte der Rittmeister trotzig.

Ich schieße nicht auf Sie, sagte Rosowsky.

Schießen Sie, Herr! oder ich schieße Sie herunter, schrie jener wild, und zog das zweite Pistol.

Der Schuß ist an Ihnen, entgegnete ruhig Rosowsky, schießen Sie; aber ich gab mein Ehrenwort und schieße nicht auf Sie, so wahr Gott lebt!

Was ist das? Wem gaben Sie Ihr Ehrenwort?

Einer jammernden Gattin, antwortete Rosowsky, die an unserm Streite keinen Theil hat, die für das Leben ihres Gemahls verzweifelnd die Hände rang, und, Herr Rittmeister, keine Gewalt der Erde soll mich vermögen, dieses Wort zu brechen. Sie sehen, ich bin gefaßt; schießen Sie.

Einen Augenblick besann sich der Rittmeister; er mochte errathen, wovon hier die Rede war. Sein Stolz kämpfte mit bessern Gefühlen. Doch rasch warf er das Pistol zu Boden, wendete das Roß und streckte dem edelmüthigen Gegner die Hand entgegen.

Sind Sie mit dieser Satisfaction zufrieden? frug dieser, die Hand des Rittmeisters ergreifend.

Und Beide zogen sich an die Brust und tief erschüttert sagte der Rittmeister: Sie sind ein edler Mann, den ich nicht erkannte, wie ich sollte; ich bitte um Ihre Freundschaft. Ein Kuß besiegelte den neuen Bund. Alles sprang von den Rossen, wir küßten uns der Reihe nach, und selbst die Reitknechte schüttelten sich die Hände über den glücklichen Ausgang.

Nun fort, Herr Rittmeister, sagte Rosowsky —

bringen Sie Ihrer Gemahlin den besten Trost — sich selbst.

Und vorwärts ging es im schärfsten Trab nach der Stadt, bis an's Thor.

Hier wollte Rosowsky mit mir einen andern Weg einschlagen.

Ich gehe nicht ohne Sie, mein Freund, sagte der Rittmeister, die Hand Rosowsky's fassend — meine Amalie soll sehen, mit welchem Feinde ich es zu thun hatte.

Es half nichts, wir mußten alle mit.

Am Fenster lag die sehnsüchtig Harrende. Als sie uns erblickte, winkte sie freudig mit dem Tuche, und flog uns bis zur Treppe entgegen — in die Arme ihres Gemahls. Hinter ihr trat Mathilde — die wunderholde Gestalt aus dem Zimmer, wo sie die zagende Schwester getröstet hatte, und ein Blick voll unendlicher Dankbarkeit weilte auf Rosowsky, der wie eine Jungfrau erröthete vor der Herrlichen.

Kurz, meine Herren, der Rittmeister und Rosowsky wurden oder waren vielmehr schon aufrichtige Freunde, und Mathilde — ist schon seit mehreren Jahren die angebetete Gattin des edlen Rosowsky, der im letzten Kriege Gelegenheit hatte, sich hervorzuthun, und jetzt als Major bei der Garde

mit seiner Gemahlin in der Hauptstadt lebt, beide die Zierde der Residenz.

Bravo! rief die Gesellschaft, und dankte dem Erzähler, der sogar den Assessor einigermaßen mit dem Duell ausgesöhnt hatte.

Der Herr Vetter.

Am reinlich gedeckten Tische saß Mutter Meiners beim frugalen Mittagsmahle; zu ihrer Rechten Carl, der geliebte Sohn, seit einigen Tagen ein Gast im Hause, das er heute wieder verlassen wollte; und neben ihm die freundliche Schwester Marie, ein aufblühendes Veilchen, bescheiden und lieblich.

Mit Wohlgefallen ruhten der Mutter Blicke auf dem kräftigen Jünglinge, dessen heiteres, gesundes Antlitz der klare Spiegel seiner Seele war, und sie konnte kaum begreifen, wie Carl, durch den Aufenthalt auf der Universität ihrer persönlichen Pflege entzogen, so groß und so hübsch hatte werden können; wie es ihr überhaupt unbegreiflich war, daß der junge Mensch, bei gänzlichem Mangel an Glücks-

gütern, unter Entbehrungen aller Arten, so weit kommen, und so fröhlich und sicher in die Zukunft blicken konnte, die ihr oft recht dunkel und unfreundlich schien.

Sie wußte recht wohl, wie schwer es ihr geworden war, seit dem Tode des Gatten den Sohn auf der einmal betretenen Laufbahn nur mit dem Nothwendigsten zu versorgen; denn außer einem nicht großen Hause und Garten hatte der rechtschaffene und uneigennützige Gemeinde-Anwalt Meiners seiner Familie wenig oder gar kein Vermögen hinterlassen, und Carl hätte die Universität nicht beziehen können, wenn ihm nicht ein Familien-Stipendium zu Theil geworden wäre, das gerade hinreichte, seine dringendsten Bedürfnisse zu decken.

Sie wußte recht gut, wie eingeschränkt ihr armer Sohn unter den reicheren Genossen der Hochschule leben, wie manche saure Arbeit er in Nebenstunden übernehmen mußte, um ohne Schulden durchzukommen; ihre eigene immerwährende Sorge und manche schlaflos durchweinte Nacht, wenn sie mit der anhaltendsten Anstrengung, mit der umsichtigsten Sparsamkeit dennoch kaum ausreichte, hatten ihrem Charakter eine Aengstlichkeit eingedrückt, die nur durch das innige Vertrauen auf den himmlischen Vater

beschwichtigt werden konnte, der die Lilien auf dem Felde kleidet, und die jungen Raben füttert.

Auch jetzt beschlich sie diese Aengstlichkeit, wenn sie an die Zukunft des geliebten Sohnes dachte, der in wenigen Stunden sie verlassen, und in die Stadt zurückkehren wollte, um dort seine Kenntnisse geltend zu machen.

Zwar war Carl unter allen diesen Trübsalen lustig herangewachsen; seine Dürftigkeit hatte nur dazu gedient ihm das Jus leicht und lieb zu machen, und ihn von Zerstreuungen abzuhalten, die bei einem leicht erregbaren Temperamente so schnell zu Ausschweifungen führen; Körper und Seele waren rein geblieben. Er hatte die günstigsten Zeugnisse von der Universität mitgebracht, hatte das Dienst-Examen mit Auszeichnung bestanden, und es war zu hoffen, daß er im Staatsdienste bald eine anständige Versorgung finden würde, zumal, da zu seinen Geistesvorzügen auch — das gestand sich die Mutter mit herzlicher Freude — ein angenehmes Aeußere hinzukam, was ganz gemacht schien, dem Jünglinge die Zuneigung der Menschen zu verschaffen. Aber eine bittere Erfahrung hatte sie belehrt, wie schwer es dem Unbegüterten wird, vorwärts zu kommen, und eine sorgenfreie Existenz zu erringen; und einzig des geliebten Sohnes wegen wünschte sie jetzt, wie schon

oft, nur halb so reich zu seyn, als ein in dem Dorfe wohnender Anverwandter, gewöhnlich der Herr Vetter genannt, der eigentlich nicht wußte, was er mit seinem vielen Gelde anfangen sollte.

Dieser Vetter, sonst kurzweg Peter Stramm, jetzt Herr Oeconomierath Stramm genannt, war durch günstige Zufälle, man könnte sagen, durch ein nicht zu ermüdendes Glück, Besitzer eines sehr bedeutenden Vermögens geworden.

Obgleich von nicht ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, besaß er jene listige, speculative Entschlossenheit, die sich nie ohne Rückhalt in Gefahr begiebt, und stets am rechten Orte zuzugreifen pflegt.

Er hatte sich während der Kriegsjahre anfangs in kleine Lieferungen zur Armee eingelassen, und solche nach und nach so glücklich ausgedehnt, daß er als einer der ersten Geschäftsmänner in diesem Fache galt. Sein ursprünglich nicht bedeutendes Vermögen hatte sich sofort zu einer Summe gehäuft, die seine Mitbürger, vielleicht übertrieben, zu mehr als zweimalhunderttausend Gulden anschlugen.

Gewiß war es, daß die Wohnung des Herrn Oeconomieraths Stramm einem Edelhofe glich; daß seine Grundstücke den dritten Theil der ganzen Markung einnahmen, und die andern zwei Drittheile zur Hälfte an ihn verpfändet waren.

Bei all' diesen Besitzthümern war der Oeconomierath ein genauer Haushälter, der, wie man zu sagen pflegt, den Groschen dreimal in der Hand umwendete, eh' er ihn ausgab. Seine Schuldner mußten pünktlich mit den Zinsen einhalten, sonst hatten sie einen schlimmen Stand mit ihm; er kannte, was das Geld betraf, keine milde Rücksichten, obgleich er nach seiner Art, d. h. wenn es Aufsehen machte, mildthätig seyn konnte.

Er war nicht ungesellig; auch ließ er, wenn es darauf ankam, den reichen Mann zu zeigen, etwas drauf gehen, und es kitzelte seinen Stolz gewaltig, wenn Vornehmere zu ihm sich herabließen, die er in seiner, im Kriegslager abgeschliffenen Manier mit zutraulicher Derbheit behandelte, und wenig Umstände machte; wie er überhaupt kein großer Freund von Complimenten war.

Seine Kleidung glich seinen Sitten; denn obgleich er zur Belohnung für die dem Staate geleisteten Dienste den Oeconomierathstitel erhalten, so hatte diese Auszeichnung wenig Veränderung in seinem Aeußern hervorgebracht. Er trug, wie sonst, einen kleinen, aufgekrempten Hut, das Haar rund geschnitten, einen lohbraunen, breitschößigen Rock mit einer Reihe Metallknöpfen, eine über die Brust zugeknöpfte Weste, wildlederne, gelbe Beinkleider, hohe, weiche

Stiefel, die an dem Knie anschlossen, eine kurze, ledergeflochtene Reitpeitsche, die er des Sonntags mit einem spanischen Rohre von ansehnlicher Dicke vertauschte.

Selten zog sich sein Gesicht zur Freundlichkeit, außer bei der Einleitung zu einem vortheilhaften Handel oder bei dessen gelungener Beendigung. Wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand erregt, so bildeten sich zwischen den starken, buschigen Augenbraunen tiefe Falten, die an der Nasenwurzel zusammenliefen; sein Auge war klein, aber scharf, und von dichten Wimpern beschattet, unter denen es listig hervor schaute.

In frühern Zeiten waren seine und des Gemeinde-Anwalts Meiners Familie in freundlichem Verkehre gestanden, aber seit der Letztere gestorben, und Herr Stramm Wittwer geworden war, hatte sich das Verhältniß nach und nach aufgelöst, und in neuerer Zeit fand gar keine Annäherung statt.

Auf diesen Mann lenkte sich nun das Gespräch, der, so wenig Antheil er auch seinen Verwandten bewiesen, in den Augen der guten Frau Meiners als reicher Vetter einen Werth behauptete, dessen sie bei jeder Gelegenheit mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu erwähnte.

„Du hättest doch den Herrn Vetter besuchen

sollen," richtete sie ihre Worte an den Sohn, „damit er Dich auch gesehen hätte."

„Den Vetter?" entgegnete dieser; „ich wüßte nicht, warum der mich sehen sollte, liebe Mutter, er hat von uns nichts gewollt, und wir nichts von ihm."

„Wenn auch!" fuhr sie fort; „man kann doch nicht wissen. Er ist einmal ein leiblicher Verwandter Deines seligen Vaters und ein reicher Mann."

„Beides will ich ihm nicht streitig machen," erwiederte Carl, „und wenn Sie es wünschen, so gehe ich hinüber. Aber bei dem Antheile, den er bisher an meinem Schicksale genommen, fürchte ich, er macht sich wenig aus meinem Besuche; und Sie wissen wohl, Mütterchen, ich bin nur da gern, wo man mich gern sieht. Deshalb lassen Sie mich die wenigen Stunden meines Aufenthaltes hier zubringen, wo mir's am wohlsten ist auf der Welt." Er drückte die Hände der Mutter herzlich, und blickte ihr freundlich in's Auge.

„Weißt Du, Carl," begann Marie, „daß Francisca nun auch bald wieder zurückkommen wird?"

„So? wo ist sie denn?"

„Ei, was Du vergeßlich bist! der Herr Vetter hat sie ja im Institut in Liebenthal erziehen lassen. Sie ist nun schon über vier Jahre dort."

„Richtig, ich erinnere mich jetzt dessen. Nun, wenn er sich nicht getraute, die Tochter selbst zu erziehen, so hat er wohl daran gethan."

„Nun, Carl," fiel Frau Meiners entschuldigend ein, „das war wirklich recht gut und klug von ihm. Wer hätte sich nach der Mutter Tode des guten Mädchens annehmen sollen, bei den vielen Geschäften, die den Herrn Vetter oft Wochen lang von Hause entfernen? Hier auf dem Lande hätte Fränzchen auch keine Gelegenheit gehabt, so viel zu lernen, als sie für ihren jetzigen Stand bedarf. Zudem verstehen sich die Männer selten auf Erziehung der Mädchen, und das Institut soll sehr gut seyn."

„Ist möglich," versetzte Carl; „aber Sie sagen, der jetzige Stand des Mädchens? größerer Reichthum giebt keinen höheren Rang. Indeß weiß ich wohl, daß die reichen Leute immer etwas voraus haben wollen; aber man bedarf gerade keines Instituts, um wohlerzogen zu seyn, davon ist hier meine gute Marie ein vollständiger Beweis."

Marie erröthete sanft über das Lob des Bruders, der seinen Arm um ihren Nacken schlang, und einen Kuß auf die heitere Stirn drückte.

„Das ist schon recht gut, lieber Carl," fuhr Frau Meiners fort, „Marie ist für das Loos, das ihr beschieden ist, hinlänglich gebildet und unter-

richtet; aber Francisca, die einzige Tochter eines Oeconomieraths, denke nur, ein Mädchen, das viele Tausende erbt, das größere Ansprüche auf das Leben machen darf, an das wieder mehr Ansprüche gemacht werden, und das wahrscheinlich in einen hohen Stand hinauf heirathen wird, ein solches Mädchen muß doch mehr verstehen als unsereins, muß eine feinere Erziehung genossen haben."

„Eine feinere Erziehung?" entgegnete Carl; „wohl möglich, eine bessere gewiß nicht. Wäre ich der Herr Vetter gewesen, so hätte ich mein einziges Kind einer liebenden Verwandten anvertraut, Ihnen zum Beispiel, liebste Mutter, — o Sie dürfen nicht erröthen, ich sage das aus der Fülle meines Herzens, und Gott gebe, daß alle Mädchen mit und ohne Ansprüche einer solchen Erziehung sich zu erfreuen haben, als meiner guten Marie zu Theil geworden ist. Was kann das Mädchen in dem Institute Besseres lernen, als Gott fürchten und seinen Nächsten lieben? Was kann den künftigen Gatten, und wenn er ein Geheimerrath wäre, mehr beglücken, als Unschuld, Häuslichkeit, Fleiß, Reinlichkeit und alle die einfachen Tugenden, die mehr werth sind, als ein bischen Klimpern auf dem Clavier oder der Guitarre, oder die Kunst, eine alte Ruine und ein

Paar Schäfchen im Grünen schlecht genug zu zeichnen, oder einen Ofenschirm zu sticken."

„Du bist eben gegen die Leute eingenommen, lieber Carl," entgegnete die Mutter in einem Tone, der einen sanften Vorwurf enthielt.

„Ich, eingenommen? nicht im Geringsten!" versetzte Carl.

„Du sagst selbst," fuhr sie fort, „man soll den Nächsten lieben, und ein Anverwandter ist doch gewiß allererst der Nächste."

„Da haben Sie Recht," antwortete Carl, „man soll ja sogar seine Feinde lieben, beste Mutter, um wie viel mehr einen Vetter, der weder Freund noch Feind ist. Wer wollte es mir indessen verdenken, wenn ich gegen den werthen Herrn Vetter eingenommen wäre, der so wenig an dieses Gebot gedacht, und bei all' seinem Reichthume so unempfindlich, so sorglos war, die kümmerliche Lage einer rechtschaffenen Frau, einer guten Mutter, unbeachtet zu lassen, die er so leicht verbessern konnte. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, liebe Mutter, es ist mir Ihret- und meinetwegen lieb, daß er nichts gethan hat, damit wir keine Verbindlichkeiten gegen ihn haben; obgleich schon die gewöhnliche Erkenntlichkeit ihn hätte antreiben sollen, der Wittwe eines Mannes unter die Arme zu greifen, der sein Blutsverwandter war,

und ihm so viele Dienste mit der uneigennützigsten Bereitwilligkeit geleistet hat."

„Wer weiß," sagte die Mutter, „ob er meine Lage kannte; er hat so viele andere Dinge im Kopfe."

„Und nichts im Herzen," unterbrach sie Carl.

„Ich habe meine Noth Niemanden geklagt als Gott," erwiederte leise die Mutter, mit einem Blicke zum Himmel.

„Wohl Ihnen," fiel Carl rasch ein; „und er hat die stillen Seufzer einer liebenden Mutter gehört, die sich das Brod am eigenen Munde abdarbte, um den Sohn zum nützlichen Staatsbürger zu erziehen, und ich danke ihm mit dem gerührtesten Herzen, daß er mich ohne den Herrn Vetter und seine Freigebigkeit so weit gebracht hat, Ihre unendliche Liebe einigermaßen vergelten, und, so Gott will, Ihr Alter sorgenfrei machen zu können. Sie glauben gar nicht, Herzensmütterchen, wie mich dieser Gedanke entzückt, und eben deshalb" — bei diesen Worten stand er auf — „will ich jetzt aufbrechen, um keinen Augenblick zu versäumen, dieses Glücks recht bald theilhaftig zu werden."

„Du willst schon fort?" riefen Mutter und Schwester zugleich.

„Um Euch bald auf immer bei mir zu haben," entgegnete der Jüngling. „Meine Gegenwart ist noth-

wendig in der Stadt, denn ich erwarte stündlich mein Ernennungs-Decret."

„Wir wollen uns den Abschied nicht schwer machen," fuhr er freundlich bittend fort, „und diese Thränen, die Eure Augen netzen, sollen, das hoffe ich zum Himmel, die letzten Thränen der Wehmuth seyn. Also lebt wohl, und denkt an baldiges Wiedersehen."

Segnend legte die Mutter ihre Hände auf das Haupt des scheidenden Lieblings, und sprach: „So nehme Dich Gott in seinen heiligen Schutz, und gebe Dir Alles, was ein Mutterherz für einen Sohn erflehen kann, der ihre Freude, ihr Stolz und ihre Hoffnung ist."

„Lebe wohl, mein lieber Bruder!" rief Marie an seinem Halse, „und lasse bald etwas von Dir hören."

Carl, von Beiden bis an die Hausthüre begleitet, verließ das kleine Haus, die Wiege seiner Jugendträume, die ihm noch immer seine eigentliche Heimath däuchte, so selten er sie in den letzten Jahren besucht hatte.

Munter schritt er den kleinen Hügel hinan, von dem aus sein Geburtsort mit der alten Kirche, auf deren Firsten ein friedsamer Storch seine Jungen hütete, mit den freundlichen Häusern und Gärten sich recht malerisch ausnahm. Aus allen heraus blickte das stattliche Wohnhaus des Herrn Vetters mit dem

großen Gehöfte, wie der Vornehme über den Geringeren. Aber er hätte in diesem Augenblicke nicht mit dem Besitzer getauscht, so reich fühlte er sich in dem Bewußtseyn der eigenen, unabhängigen Kraft, die sich nun im öffentlichen Wirkungskreise entwickeln sollte.

Seine Absicht war auf das Amt eines öffentlichen Rechts-Anwalts gerichtet, weil sein menschenfreundliches Herz nirgends mehr Gelegenheit zu finden glaubte, die gekränkten Rechte der Menschheit zu verfechten, der Bosheit und Chicane die Larve abzuziehen, und die Wahrheit siegend an das Licht zu führen. Zudem sagte diese Laufbahn seiner Selbstständigkeit am meisten zu, die er unter andern Dienstverhältnissen gefährdet glaubte; obgleich er es nicht für so leicht hielt, eine ausgebreitete und einträgliche Praxis zu erlangen.

Wer zur Wahl dieser Laufbahn beigetragen hatte, war der alte Hofgerichtsadvocat Blomfeld, mit dem er durch den Professor Fischbach bekannt geworden, und durch einige ihm übertragene Arbeiten sich den Beifall und das Vertrauen des Mannes erworben hatte, der den jungen, talentvollen Mann bald lieb gewann.

„Guten Muth, lieber Freund!" äußerte sich der alte joviale Mann; „ein Rechts-Anwalt muß

immer guten Muth haben, und sich nichts anfechten lassen, sondern Alles anfechten, was nicht im Recht begründet ist. Sie haben Alles, was ein öffentlicher Vertheidiger des Rechts haben muß: hübsche Figur, feine Sitten, Beredsamkeit, brave Kenntnisse und schnelle und scharfe Urtheilskraft. An Processen fehlt es nicht und wird es nicht fehlen, so lange die Leute Recht haben wollen, und das wollen sie zu allen Zeiten. Gewinnen Sie nur erst ein oder zwei Proceßchen, und Sie werden sehen, wie man sich um ihre Rechtsfreundschaft bewirbt, zumal wenn Sie so glücklich sind, das Interesse einer schönen Wittwe oder eines bedeutenden Mannes siegreich zu verfechten."

Carl hatte sein Gesuch um Aufnahme als Rechts-Consulent eingereicht, und seine Ernennung und Verpflichtung erfolgte, wie er gehofft, bald nach seiner Rückkehr in die Residenz.

Ein wichtiger Lebenspunkt für den Jüngling, an den sich der noch wichtigere der Ehe gewöhnlich bald anreiht.

Auch Meiners hatte sich manchmal die nächste Zukunft in der Phantasie mit lebhaften Farben ausgemalt. Da saß er in seinem, gegen Aufgang liegenden, freundlichen Arbeitszimmer, am eleganten Schreibtische, umgeben von Actenstößen. Er bearbeitete die Sache eines Clienten, dessen Vermögen auf

dem Punkte stand, von einem gewissenlosen und schlauen Gegner verschlungen zu werden. Seine Gegenschrift war ihm vortrefflich gelungen; einfach und klar hatte er die Hauptmomente des Streits auseinandergesetzt; alle Fragen waren so glücklich beantwortet, alle Einwürfe so triftig widerlegt, daß er nicht zweifelte, den vollkommensten Sieg davon zu tragen. Erfreut über seine Arbeit, legt er die Feder weg, um einen Blick in die freie Natur zu thun, die im Glanze der Morgensonne lächelt, wie eine junge, geschmückte Braut. Der Gedanke, die Frühstunden des Tages mit einem Theil seiner Pflicht bereits ausgefüllt, wahrscheinlich die Existenz eines Familienvaters gerettet zu haben, erhebt dankbar seine Seele zu dem, der der Sonne rief, uns zu leuchten. Gestärkt kehrt er zum Schreibtisch zurück, um seiner Arbeit die Vollendung zu geben. Da tritt Marie herein mit dem freundlichsten Morgengruße, fragend, ob sie dem lieben Bruder Carl den Caffee herüber bringen soll, oder ob er drüben bei der Mutter frühstücken wolle. Natürlich wählt er das Letztere, weil es der Mutter Freude, und ihm doppeltes Vergnügen macht.

Auch schob wohl diese Phantasie der Schwester Marie ein anderes, undeutliches, aber liebliches Bild unter, das noch näher, inniger sich in sein Leben verflechten wollte, und wie eine selige Erscheinung ihm

hinüber winkte in das Paradies des süßesten Vertrauens. —

Carl war freien Herzens. Sein Umgang mit dem schönen Geschlechte hatte auf einige achtbare Familien sich beschränkt, und nur dazu gedient, seine Sitten zu veredeln, seinen Manieren jene Rundung und Sicherheit zu geben, die den anständigen, gebildeten Jüngling bekunden.

Diese Unbefangenheit trug früher sich auf seine Studien, jetzt auf seine Geschäfte über, die er mit Liebe und großer Gewissenhaftigkeit besorgte.

Sein Geschäftskreis erweiterte sich in gleichem Maaße mit dem Zutrauen, und dieses erwarb er sich durch sein freundliches, dienstwilliges und uneigennütziges Wesen, womit er Dürftig und Reich, Niedrig und Vornehm gleich behandelte, vorzüglich aber durch die Gediegenheit seiner Arbeiten, die bald die Aufmerksamkeit auf den jungen Advocaten zogen, und seinem Namen Ruf und Achtung verschafften.

Zu den liebsten seiner Erholungen in den freien Abendstunden gehörte der Besuch des Theaters, wo ihn besonders die Opern anzogen.

Don Juan wurde heute gegeben.

Um dieses Meisterwerk recht ungestört genießen zu können, und dem Gedränge des Parterre's zu entgehen, hatte er seinen Platz in einer Loge gewählt,

die er bereits von einigen Damen besetzt fand. Die Dämmerung des Hauses hinderte ihn, im Augenblicke zu erkennen, mit wem der Zufall ihn zusammengeführt hatte; stumm verbeugte er sich, und nahm unfern von denselben Platz.

Das Haus füllte sich; Carl übersah die bunte Menge im Raume des Saales, und fühlte sich recht behaglich, dem Gedränge entronnen zu seyn. Sein Blick fiel auf die nächste Nachbarin in der Loge, und — ein freudiges Erstaunen bemächtigte sich seiner: denn solch' ein wunderschönes, ausdrucksvolles, edelgeformtes Mädchengesicht hatte er noch nie gesehen. Ueberrascht wandte er sein Gesicht ab, als fürchte er, dem Auge des Mädchens zu begegnen und den Eindruck zu verrathen, den ihre Erscheinung auf ihn gemacht hatte. Aber immer mußte er wieder hinblicken auf das Engelsköpfchen, das in bescheidener Anmuth von der Macht seiner Reize nichts zu ahnen schien.

Die Ouvertüre lenkte die Aufmerksamkeit der schönen Unbekannten auf das Orchester, und Carl hatte nun Gelegenheit, zu beobachten, wie die Empfindung, ergriffen von der Gewalt der Töne, auf den lieblichen Gesichtszügen zur stillen Sprache wurde, die er verstand, die in allen Accorden seiner Seele wiederklang.

Es däuchte ihm, als kehre aus tiefer Erinnerung

ein wohlbekanntes Bild wieder, das immer klarer, roſiger und lebendiger wurde, und dennoch ſah er das Mädchen heute zum erſtenmal.

Verloren in ſüßes Anſchauen, hatte er nicht bemerkt, daß ein junger Mann hinter den Damen ſtand, der während der Muſikpauſen ſie zu unterhalten bemüht war. Ein Mißton durchſchnitt die ſtille Harmonie ſeines Weſens; aber die Diſſonanz löste ſich ſanft auf, als er zu bemerken glaubte, daß ſeine ſchöne Unbekannte den Worten des jungen Mannes nicht nur wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſondern vielmehr davon geſtört zu ſeyn ſchien.

Er wünſchte ſehnlich, mit ihr in ein Geſpräch verwickelt zu werden, aber wo den würdigen Anfang finden in dem wogenden Gefühle ſeiner Empfindungen? Für das Alltägliche waren ſeine Lippen geſchloſſen.

Der Zufall ſchlug, wie oft, ſich in's Mittel, und verſchaffte ihm nach dem erſten Acte Gelegenheit hierzu. Die Unbekannte vermißte den Theaterzettel, und Carl war ſo glücklich, ihr den ſeinigen anzubieten, wofür ihn ein dankbares Lächeln lohnte, das ſich endlich in einen Dialog auflöste, deſſen Thema Mozart's Muſik war.

„Es iſt das erſtemal, daß ich Don Juan höre,“ ſagte ſie mit melodiſcher Stimme, „und mir däucht,

ich habe zum erstenmal in meinem Leben Musik gehört."

„I warum nicht gar!" fiel ihr die zweite Dame in's Wort; „Du bist ja selbst musikalisch."

„Solche Musik meine ich," fuhr die Unbekannte fort, „die keines Textes bedarf, um der Seele klar zu werden. Nur überrascht mich diese Gewalt der Töne, die wie ein schmeichelnder Riese die Empfindungen über alle Höhen und Tiefen unaufhaltsam mit sich fortführt. Ich werde Don Juan öfter hören müssen, um mich an die Schrecknisse dieser Musik zu gewöhnen, damit das Liebliche, Melodische weniger verloren gehe."

„Von Rossini mußt Du etwas hören," sagte die zweite Dame; „dessen Musik ist nicht so schrecklich, wie Du sagst, sondern gefällig im höchsten Grade."

„Ich kenne einiges davon," entgegnete die Unbekannte, „doch mir steht kein Urtheil zu, weil ich nicht Künstlerin genug bin. Wenn indessen von dem Eindrucke die Rede ist, den eine Musik macht, so muß ich, um mich eines Vergleichs zu bedienen, sagen, daß mir Rossini ein gewandter, sprachfertiger Weltmann däucht, der keck auftritt, und unter einem Schwall von wohlgesetzten Redeformen auch manchmal etwas Wahres, Schönes und Witziges sagt."

Das Gespräch führte von diesem auf mancherlei

andere Gegenstände. Alle ihre Aeußerungen trugen das Gepräge einer denkenden, schönen Seele, eines natürlichen, tieffühlenden Gemüths und der reinsten Unschuld.

Der zweite Act der Oper begann. Auf den Frevel folgte endlich die Katastrophe mit dem furchtbaren Eintritte des steinernen Gastes. Das Zorngefäß war gefüllt, überfüllt — der Verlorene sank in die namenlose Tiefe eines verfehlten Daseyns.

Der Vorhang war gefallen; die Damen erhoben sich. Die Rosen auf dem lieblichen Gesichtchen der Unbekannten waren erbleicht unter dem Eindrucke des Gräßlichen; aber sie färbten sich mit höherem Roth, als sie, mit einigen verbindlichen Worten Abschied nehmend, an Meiners sich wandte, und schnell die Loge verließ.

„Werde ich Sie wieder sehen?" wollte er fragen, aber — zu spät. Er zürnte auf sich selbst, die Gelegenheit vorübergelassen zu haben, einige Notizen über die Person der Unbekannten sich zu verschaffen, obgleich ihm jetzt noch nicht einleuchten wollte, wie er das hätte anfangen sollen, ohne sein eigenes Gefühl zu verletzen.

Er eilte nach, um die Damen wo möglich noch einzuholen, und ihnen unbemerkt zu folgen, um wenigstens ihre Wohnung zu erfahren; aber das war

in der hinausdrängenden Menge nicht mehr möglich: sie waren verschwunden.

„Wer mag das liebenswürdige Mädchen seyn?" so fragte er sich oft am folgenden Morgen, und die Arbeit wollte ihm heute zum erstenmal seit langer Zeit gar nicht behagen.

Müde, sich mit Muthmaßungen zu quälen, ergriff er Hut und Stock, und durchschlenderte die Straßen der Stadt, in der Hoffnung, irgend eine Spur der Verlorenen zu entdecken. Er gaffte nach allen Fenstern, wo weibliche Wesen sichtbar waren, und einigemal neckte ihn eine entfernte Aehnlichkeit. Er entschloß sich sogar, im englischen Hause, dem frequentesten Gasthofe der Stadt, zu speisen, in einem andern, eben so besuchten, den Caffee zu trinken. Alles umsonst!

Noch ein Versuch blieb ihm übrig, der wiederholte Besuch des Theaters. Er fand die Loge besetzt, aber nicht was er suchte. Er durchspähte die andern nach der Reihe, so weit es sich mit der Schicklichkeit verbinden ließ, er musterte die Damen auf dem Parterre — vergebens!

Sie mußte fremd, schon abgereist — oder — krank seyn; doch dazu hatte sie zu frisch, zu gesund ausgesehen. Warum aber nicht? Der Eindruck der Oper, sonst ein Zufall! Mein Gott! welchen Un-

fällen ist ein junges, zartes Mädchen nicht ausgesetzt? meinte er.

Er wiederholte noch einige Tage diese Nachforschungen eben so fruchtlos, und müde heimgekehrt rief er seufzend: „Wo werde ich sie wieder finden?"

Er konnte das liebliche Bild nicht aus seinem Gedächtnisse bringen. Die erregte, warme Phantasie des Jünglings schwärmte in den blühenden Gefilden der süßesten Wünsche. Solch' ein Wesen sich als Geliebte, als Gattin zu denken — welche Seligkeit! und doch sah er die Thorheit ein, einer Empfindung nachzuhängen, die bei seinen jetzigen Verhältnissen, auch im glücklichsten Falle, fruchtlos bleiben mußte.

Noch war es ihm bei allem Fleiße nicht gelungen, seine Einnahme so zu vergrößern, daß die Ausführung seines Planes möglich geworden, Mutter und Schwester bei sich aufzunehmen; denn Processe, für arme Partheien geführt, sind nicht einträglich, und solche wurden ihm am häufigsten: wie sollte er an Ehe denken?

Und gesetzt auch, er wäre bis zu dem Ziele gelangt: wer bürgte ihm dafür, daß das liebenswürdige Geschöpf seine Liebe erwiedern würde — könnte? War sie nicht bereits durch andere Verhältnisse gebunden? konnte sie nicht einem Stande angehören, zu dem sich seine Wünsche nicht erheben durften?

War sie vielleicht — und dabei erinnerte er sich des geschmackvollen, kostbaren Anzugs, des einfachen, aber auf den ersten Blick als ächt erkannten Schmuckes, den sie getragen — war sie die Tochter eines reichen Mannes, der gleichen Reichthum von dem Schwiegersohne verlangte?

Diese letztere Voraussetzung war hinreichend, seine Wünsche in die Schranken der Vernunft zurück zu führen: denn nichts war seinem Selbstgefühl schmählicher, als sein Glück, wie es die Welt gewöhnlich nennt, einem Weibe — nicht seinem Fleiße, seinem eigenen Werthe zu verdanken.

Die stolze Vernunft siegte, aber das Herz trauerte. Er konnte ein tiefes Sehnen nach dem engelgleichen Wesen nicht verbannen, in welchem er das Ideal seiner Wünsche erkannt, das ihm das Geheimniß seines Herzens enthüllt hatte.

Ein Billet von Blomfeld lud ihn zu diesem ein. Er eilte, den alten, würdigen Freund zu besuchen, den er in der letzten Zeit wenig gesehen hatte.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte der Hofgerichts-Advocat, in seinem Armsessel sich ein wenig erhebend, „daß ich Sie zu mir bemüht habe; mein alter Feind, das Zipperlein, mag mich deshalb entschuldigen, das den seit längerer Zeit ruhenden Proceß wegen Anspruchs auf den Besitz meines Pedals

erneuert hat, unaufhörlich querulirt, und nur durch einen Vergleich mir Ruhe gönnen wird; daß ich nämlich den Wein und noch Mancherlei meiden soll. Harte Bedingung! Aber was thut der Mensch nicht, um einige Zeit wenigstens Frieden zu haben?"

Meiners bedauerte aufrichtig den leidenden Freund, und setzte sich zu ihm, die Ursache der Einladung zu erfahren.

„Pro primo," sagte der redselige Alte, „eine kleine Rüge über Ihr Seltenmachen. Seit mehr als acht Tagen habe ich Sie nicht gesehen. Wo stecken Sie denn?"

„Aufträge, die viele Arbeit machen und wenig eintragen," entgegnete Meiners.

„Ich glaube, Freundchen, aber nichts für ungut, Sie gehen auf Freiersfüßen, wenigstens scheint ein melancholischer Zug in Ihrem sonst so heitern Gesichte darauf hinzudeuten."

„Bewahre der Himmel!" erwiederte Meiners erröthend.

„Nun, ich glaube," sagte Blomfeld lächelnd, „die Beweisführung des Gegentheils würde Ihnen trotz aller Gewandtheit schwer fallen; denn alle junge Männer laboriren an dieser Krankheit, die auch eine Art von Herzenszipperlein, aber, wie versichert worden, sehr angenehm ist, so lange es nicht weh thut.

Nun, wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, ich bin nicht competent, Sie über diesen Punkt zu inquiriren. Indessen könnte ich Ihnen in sothanem Falle einige Subjecte nachweisen, die es gar nicht übel nehmen würden, wenn Ihre Freiersfüße Sie hintrügen. Aber Scherz bei Seite: ich habe Sie deshalb nicht zu mir bitten lassen, das können Sie denken, sondern eines andern Auftrags wegen, den ich erhalten habe. Der Graf von Pinneberg wünscht seinen Vermögensstand zu arrangiren, und bedarf dazu die Hülfe eines Rechtsverständigen, der ihm den Kribeskrabes auseinandersetzt, und seinen Vortheil gegen männiglich wahrt. Das Geschäft mag seine Schwierigkeiten haben, aber der Herr Graf ist brav und splendid, und somit wäre etwas Namhaftes zu verdienen. Ich stand mit des Herrn Grafen Papa in Geschäftsverkehr, und das Vertrauen des Vaters hat sich auf den Sohn übergetragen. Er bittet mich in diesem Briefe, den Sie lesen können, um meinen Rath in dieser Sache, und überläßt mir die Wahl seines General-Agenten. Da bin ich denn gleich auf Sie verfallen, und stelle nun die Frage: ob Sie geneigt sind, diesem Ansinnen zu entsprechen?"

„Ihr Zutrauen ist mir schmeichelhaft, verehrter Freund!" antwortete Meiners, „und so sage ich unbedingt ja."

„Schön!“ entgegnete Blomfeld, „es kann Ihnen in mancher Beziehung von großem Nutzen seyn. Es handelt sich vor allen Dingen um die Aufnahme eines Capitals zu billigen Bedingungen, damit verschiedene, auf den Gütern haftende, mitunter hoch im Zins laufende Passiven abgelöst werden können. Sobald Sie sich dem Herrn Grafen vorgestellt und Ihre Vollmacht empfangen haben, wird Ihr erstes Geschäft seyn, dieses Negoz einzuleiten, und im eintreffenden Falle rechtsgenügend zu erledigen. Schloß Pinneberg liegt nur eine halbe Tagereise von hier, ich will dem Grafen schreiben, daß er seine Equipage schickt, um Sie abholen zu lassen, und ich bitte Sie, nur den Tag hierzu anzuberaumen.“

Es wurde für übermorgen verabredet, und zur bestimmten Stunde erschien vor der Wohnung des neuen Herrn General-Agenten der Wagen des Grafen mit vier schnaubenden Braunen bespannt, die ihn gleichsam im Fluge nach Pinneberg brachten.

Der Graf empfing den neuen Geschäftsführer mit freundlicher Achtung, und wurde von dem Aeußern des jungen Mannes, von seiner bescheidenen Klugheit bald so eingenommen, daß es der Empfehlung des Hofgerichts-Advocaten Blomfeld nicht mehr bedurfte, um ihm sein volles Vertrauen zuzuwenden.

Meiners nahm alle nöthige Acten zur Hand, empfing die Vollmacht seines Mandanten, und, alles Ablehnens ungeachtet, eine Summe als Vorschuß, zur Betreibung des mitunter ziemlich verwickelten Geschäfts, und eilte nach eingenommener Mahlzeit in die Residenz zurück, wo er dem alten Blomfeld Bericht über das Ergebniß des Besuchs erstattete, und seinen Rath über die möglichst beste und kürzeste Weise zur Aufnahme des Capitals sich ausbat.

„Ich wüßte wohl Jemanden," sagte Blomfeld, „der im Stande wäre, allenfalls die ganze Summe vorzustrecken, was im Grunde das Einfachste wäre; ob er aber daran will, das ist eine andere Frage."

„Und der wäre?" fragte Meiners.

„Der Oeconomierath Strämm in Erlnheim," antwortete Blomfeld.

„Der Herr Vetter?" entgegnete Meiners schnell und etwas verdutzt.

„So? Ihr Herr Vetter?" versetzte Blomfeld; „richtig, jetzt fällt mir's ein, Sie haben ja schon einigemal seiner bei Gelegenheit Ihres Universitäts-Lebens erwähnt."

„Und ich muß wünschen," äußerte Meiners, „künftig so wenig als möglich mit ihm in Berührung zu kommen."

„Nicht doch, lieber Freund!" fuhr Blomfeld

fort, „der Herr Vetter Oeconomierath wird sich freuen, mit einem Vetter in Geschäfte zu treten, den er bis jetzt ganz übersehen hat; und für Sie, lieber Meiners, ist es ein Triumph, dem reichen Manne gegenüber die Rolle eines General-Agenten zu spielen, an deren Uebertragung er nicht den geringsten Antheil hat; zu geschweigen, daß Ihre Stellung zu ihm Ihnen noch den Vortheil der Partheilosigkeit giebt. Wenn Sie indessen die Präliminarien nicht einleiten wollen, so überlassen Sie das mir, man muß ja doch erst hören, ob er überhaupt geneigt dazu ist, woran ich übrigens nicht zweifle; denn er weiß ohnehin mit seinem Gelde bei der Handelsstockung und bei dem niedrigen Stande der Renten und des Güterwerths nichts Rechtes zu thun, und hier beut sich eine erwünschte Gelegenheit dar, ein bedeutendes Capital für annehmliche Zinsen mit Sicherheit niederzulegen. Ich will also vorläufig an ihn schreiben, und das Uebrige stelle ich, nach Einlauf günstiger Rückantwort, dem Herrn General-Agenten anheim."

So ernst Meiners der Wunsch war, mit dem Herrn Vetter Oeconomierath nichts zu thun zu haben, so lag doch wirklich in dem Gedanken für ihn ein — Triumph, wie es der Hofgerichts-Advocat nannte, vor dem reichen Anverwandten als achtbarer Geschäfts-

mann zu stehen, dessen Gefälligkeit in dem vorliegenden Negoz von Vortheil für den Darleiher seyn konnte, und der General-Agent Meiners hatte gewiß eine ganz andere Aufnahme zu erwarten, als vielleicht dem armen Vetter Carl geworden wäre.

Wenn indessen sein Entschluß dennoch einen Augenblick schwankte, so gab der Gedanke an seine übernommene Pflicht und an die günstige Gelegenheit, als Geschäftsträger das edle Vertrauen des Grafen zu rechtfertigen — vor Allem aber die Freude Mutter und Schwester zu überraschen, den Ausschlag, und er erklärte seinem Freunde Blomfeld, die Sache selbst einleiten und nächster Tage nach Erlnheim sich begeben zu wollen.

Das Wetter war nicht angenehm, um so mehr verwunderte sich Mutter Meiners, einen Wagen an der Thüre halten, und ihren geliebten Carl frisch und munter heraus hüpfen zu sehen.

„Marie!" rief sie der Tochter, die in der Küche beschäftigt war, „Carl ist da!" und in freudiger Eile wollte sie dem Liebling entgegen, als dieser sie schon in seine Arme schloß.

„Herzens-Carl, was bringst Du?" fragte die Erstaunte, „was führt dich so unerwartet her?"

Marie eilte herbei, den geliebten Bruder zu

bewillkommen, der nun Mutter und Schwester von der Ursache seines Besuches unterrichtete.

„Zum Herrn Vetter willst Du?" wiederholte Frau Meiners, „und General-Agent bist Du!" setzte sie mit freudigem Stolze hinzu; „ja, der wird freilich Augen machen, der Herr Vetter, wenn Du in solchen Angelegenheiten zu ihm kommst. Es freut mich aber recht, lieber Carl, Du bist ihm jedenfalls einen Besuch schuldig gewesen. Denk' nur, Marie," sagte sie zu der Eintretenden, die indessen aus dem Wagen die Papiere und Effecten des Bruders geholt hatte, „Carl geht zum Herrn Vetter und ist General..."

„Agent des Grafen von Pinneberg," setzte Carl lächelnd hinzu. „Der Oeconomierath ist doch zu Hause?"

„O freilich, freilich!" antwortete die Mutter, „und seine Tochter auch."

„Ich bin begierig," sagte Marie, „wie Dir Fränzchen gefallen wird; die ist herangewachsen!"

„Vielleicht nicht so sehr als Dir," meinte Carl, „denn Du scheinst für sie eingenommen zu seyn."

„Mit Recht, lieber Bruder!" versicherte Marie, „es ist ein herziges Mädchen."

„Es ist wahr, lieber Carl!" bekräftigte die Mutter. „Sie ist schon einigemal bei uns gewesen, und ist lieb und gut."

„Nun das freut mich Euretwegen," versetzte Meiners. „Ich muß Euch aber aufrichtig bekennen, daß mir an der Freundlichkeit der Tochter in diesem Augenblicke weniger liegt, als an der Willfährigkeit des Vaters in Beziehung auf mein Geschäft. Ich will doch sogleich hinüber, so sauer mir im Grunde der Gang wird."

Er nahm die nöthigen Papiere zur Hand, und machte sich auf den Weg.

„Auch eine Empfehlung von mir und Marien," sagte die begleitende Mutter an der Thüre.

„Kann ich den Herrn Oeconomierath sprechen?" fragte Meiners ein Mädchen, das ihm im Hausflure entgegen trat.

„Ja, er ist oben," war die Antwort, „belieben Sie nur hinauf zu spazieren, die erste Thüre rechts."

Meiners klopfte, und trat in das Zimmer.

Herr Stramm, in einen weiten Schlafpelz gehüllt, eine kleine baumwollene Mütze auf dem Kopfe, saß am Tische vor einer großen Schiefertafel, auf welcher er mit Kreide rechnete. Er wendete seinen Kopf nach dem Eintretenden, und rückte die Mütze ein wenig, indem er fragte, was beliebe.

Meiners nannte seinen Namen.

„Ei, sieh, der Vetter Carl!" sagte er, den Mund zu einiger Freundlichkeit ziehend, „läßt Er sich

auch einmal bei mir sehen? Er ist ja recht groß geworden. Nun, was will Er denn?"

„Geld will ich, mein werther Herr Oeconomierath," antwortete Meiners, dem das Wörtchen Er etwas auffiel.

„Geld?" wiederholte Herr Stramm, und zog ein langes Gesicht, „ja, Geld kann man freilich brauchen. Nun, wie viel will Er denn?"

„Etwa sechszigtausend Gulden, mein Herr Oeconomierath," versetzte Meiners.

„Sechszig — tausend . . ."

„Tausend Gulden," fuhr Meiners fort, und weidete sich an der Verlegenheit des Mannes, der den Vetter Carl mit ungewissen Blicken betrachtete, als wollte er sagen, bei Dir muß es nicht ganz richtig im Oberstübchen seyn, daß Du mir eine solche Zumuthung machst.

„Ich will das Geld nicht für mich, mein Herr Oeconomierath," sagte Meiners endlich lächelnd, „denn ich bedarf einer solchen Summe, Gott sey Dank, nicht."

„Nicht?" wiederholte jener, sichtbar sich erheiternd.

„Ich bin General-Agent des Grafen von Pinneberg," fuhr Meiners etwas ceremoniös fort, „und habe von meinem Mandanten den Auftrag, in

seinem Namen ein solches Capital zu billigen Bedingungen aufzunehmen, und den Handel rechtskräftig abzuschließen."

„Ja so!" entgegnete der Oeconomierath, indem er sich vom Sessel erhob, und die Schlafmütze herunter zog, „General-Agent des Herrn Grafen von Pinneberg! So! so! Er ist — Sie sind General-Agent, werther Herr Vetter! Nochmals willkommen! Platz genommen! Seht einmal, der Herr Vetter General-Agent! ich bin erfreut!"

Unter diesen Verwunderungs- und Höflichkeits-Bezeigungen hatte er einen Sessel herbeigetragen, und den sehr werthen Herrn Vetter beinahe mit Gewalt zum Sitzen genöthigt.

„Mein Geschäft," fuhr Meiners fort, „hat in so fern einige Eile, als meine Gegenwart in der Stadt, als Rechts-Consulent, nöthig ist, und ich bald heimzukehren wünschte. Ich frage daher bei dem Herrn Oeconomierathe vorläufig an, ob Sie geneigt wären, in dieses Negoz sich einzulassen."

Das Gesicht des Herrn Vetters wurde immer freundlicher. „Es läßt sich davon sprechen, werther Herr General-Agent Carl," sagte er, „aber will Er — wollen Sie nicht vorher eine kleine Erfrischung — ein gutes Gläschen Wein . . ."

Meiners lehnte das ab, und begann nun das

ganze Verhältniß auseinander zu setzen. Es war nicht schwierig, dem Darleiher hinreichende Sicherheit zu verschaffen; denn die Güter des Grafen waren nichts weniger als überschuldet, und befanden sich in einem Zustande, der bei kluger Behandlung die Erhöhung ihres Werthes mit Gewißheit voraussetzen ließ.

Dem Oeconomierath schien die Sache einleuchtend, und er gab endlich nach einigen Erörterungen die Erklärung, daß er bei der Wichtigkeit des Gegenstandes sich einige Tage Bedenkzeit ausbitte, sodann aber dem Herrn Vetter die Antwort selbst in die Stadt bringen wollte, da er ohnehin willens sey, die Wintermonate in der Residenz zuzubringen, vielleicht sich dort ganz anzusiedeln.

Meiners, zufrieden mit dieser Aeußerung, machte Miene, sich zu entfernen, aber der Oeconomierath duldete das durchaus nicht.

„Vetter, Er ißt mit mir zu Mittag, ich thue es nicht anders; und nehme Er mir nur nicht übel, daß ich Sie Er nenne, ich hab' Ihn mein Lebtag so genannt, lieber Vetter Carl, Er bleibt vor wie nach mein lieber Vetter, und so wollen wir ohne Umstände miteinander verfahren. Es freut mich wahrlich, Vetter, mit Ihm auf solche Art in nähere Verhältnisse zu kommen; Er ist Advokat, und weiß quid Juris, Er kann mir da manchen guten Rath geben,

werther Herr Vetter Carl, und manchen Gefallen erweisen, wenn Er will, ich werde schon erkenntlich seyn; denn bei Ihm hoffe ich billiger dazu zu kommen, als bei den andern seines Handwerks, die verzweifelte Zechen machen. Wie gesagt, Er ißt eine Suppe bei mir, Vetter, schlecht und recht, wie man's auf dem Lande hat."

Meiners verbat die Einladung, und berief sich auf das Versprechen, welches er der Mutter gegeben habe, ihr kleines Mahl zu theilen, die er ohnehin so selten zu sehen das Glück habe.

„Die Frau Mutter, lieber Herr Vetter!" sagte Herr Stramm, „ja, ja, die Frau Mutter! bei mir läßt sie sich auch nicht sehen. Nun, sie hat ihre Weise, ich die meinige. Aber es ist nicht recht von ihr, daß sie sich gar nicht sehen läßt. Wie eben die Weiber sind; jedes geht seinen eigenen Weg. Aber, Vetter, eine Flasche Wein muß Er mit mir trinken, und meine Franz muß Er sehen; ich glaube, ihr Beiden kennt Euch nicht mehr."

Meiners hatte etwas Litteres auf der Zunge, aber er kämpfte es nieder.

„Franz — Franzel!" rief geschäftig der Alte, „komm' heraus, der Vetter Carl ist da. — Ei, geh' Er hinein, Vetter, mache Er keine Umstände bei mir, wir sind ja Anverwandte. — Ah! da ist sie ja

schon. So, ich will Wein besorgen, Du sorgst für einen Imbiß." Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Francisca war eingetreten, und neigte sich hocherröthend vor dem Gaste, der bei ihrem Anblick wie vom Donner gerührt war.

Es war seine Unbekannte aus dem Theater, war das engelschöne Mädchen, dessen Bild seinem Herzen nicht entschwunden war, das jetzt in hohem Liebreize vor ihm stand.

Auch Francisca schien verwundert, in Vetter Carl den Nachbar aus der Theater-Loge zu erkennen, und mit freundlicher Schüchternheit hieß sie den Staunenden willkommen, der einige Worte der Erwiederung stotterte.

Es erörterte sich, daß sie damals einen kurzen Besuch in der Stadt gemacht, und von einer Bekannten in die Oper geführt worden war.

„Sollte man wohl glauben," sagte Francisca mit holdseliger Freundlichkeit, „daß Anverwandte, ehemalige Jugendgespielen, sich so fremd werden können, daß sie sich nicht erkennen, wenn ein günstiger Zufall sie einander wieder näher bringt!"

„Wenn die Natur in wenigen Jahren das Mädchen zur vollkommenen Jungfrau ausbildet, so ist es

dem Vetter verzeihlich, das Bäschen nicht zu erkennen," erwiederte Meiners.

„Und dennoch gestehe ich," fuhr Francisca fort, „daß damals bei Ihrem Anblicke eine leise Ahnung in meiner Seele erwachte, die ich nur nicht richtig deutete."

Der eintretende Oeconomierath unterbrach das Gespräch.

„Nun, Vetter, ein Gläschen auf gute Verrichtung; es ist ein alter, den der General-Feldzeugmeister nicht besser trinkt, wenigstens kann er ihm nicht besser schmecken, als uns dieser schmecken soll. Nehme Er ihn nur recht auf die Zunge, Vetter, es ist nichts Gewöhnliches, er hat ein Bukett wie Muscatenblüthe."

Unterdessen hatte Francisca Gläser und Backwerk herbeigebracht.

„Schenk' ein, Franzel! Du kannst es so zierlich, und präsentire dem Vetter Carl. So, Vetter, angestoßen! — Nun, was sagt Er zu dem Wein? Ist der nicht aus dem ff? — Und meine Franzel, ist die nicht recht groß geworden? Kostet mich aber auch schweres Geld! Nun, sie ist gerathen, ich hab's ja, und ein reicher Schwiegersohn ersetzt alles."

Francisca's Wangen färbte eine kleine Zornröthe über die schonungslose Rede des Vaters, die

auch auf des Vetters Gesicht den Ausdruck von Verlegenheit und Mißbilligung hervorgerufen hatte, der Anstalten zum Aufbruche machte.

„Ich habe den Vetter Carl zum Essen eingeladen," fuhr der Alte fort, „aber denk' nur, Franzel, er will nicht, weil er es der Frau Mutter zugesagt hat, und weil sie ihm wahrscheinlich etwas Besseres vorsetzen wird."

„Ich finde es natürlich," sagte Francisca mit sehr ernstem Gesichtchen, „daß ein geliebter Sohn seine zärtliche Mutter um die jetzt seltene Freude nicht bringen will, ihn zu bewirthen; so angenehm es uns auch seyn würde, ihn als Gast an unserm Tische zu sehen," setzte sie freundlicher hinzu.

„Ich bin so schön entschuldigt," versetzte Meiners, „daß es Sünde gegen alles Zartgefühl wäre, fügte ich auch nur eine Sylbe bei."

„Nun, zart oder nicht zart!" fiel der Oeconomierath ein, „noch ein Glas, werther Herr Vetter General-Agent! Mit Generalen habe ich immer viel und gern zu thun gehabt, und das ist ein Wein, den man nicht stehen lassen darf; er kostet sein Geld."

Meiners nippte, und beurlaubte sich.

„In einigen Tagen haben der Herr Vetter Antwort über den bewußten Gegenstand," versicherte der Oeconomierath, dem jungen Manne in Hoffnung

eines guten Geschäftes die Hand drückend, „bis dahin Gott befohlen!“

„Grüßen Sie mir meine liebe Freundin Marie und Ihre verehrte Frau Mutter,“ sagte Francisca mit holdseligem Lächeln, und begleitete Meiners bis zur Thüre.

Der arme General-Agent wußte kaum, wie er aus dem Hause kam. Seine Amtsangelegenheiten schienen einen günstigen Anfang genommen zu haben, dagegen waren seine eigenen Angelegenheiten des Innern in eine unabsehbare Verwirrung gerathen, aus denen er keinen andern als schmerzlichen Ausgang sah.

Francisca, die liebenswerthe Francisca, deren Bild seither still in seinem Herzen fortgelebt, die seinem ganzen Wesen eine andere, ernstere, höhere Richtung gegeben hatte, diese Francisca war wieder gefunden, und jetzt erst für ihn verloren. — Ein reicher Schwiegersohn ersetzt alles! Diese hingeworfenen Worte des Oeconomieraths, die seinen Plan in Absicht auf die Tochter verkündeten, bildeten die unübersteigliche Kluft, die sich zwischen ihm und seinen Wünschen öffnete. Eine trostlose Zukunft lag vor ihm, gleich einer nebelbedeckten Landschaft, auf welcher die Felsenhäupter Unmöglichkeit aus der verschwommenen Ungewißheit schroff und deutlich hervor traten.

Sein Kopf schwindelte, wenn er an ein näheres Verhältniß mit Francisca dachte, das ihm unter andern Umständen Himmelsglück gewesen wäre, und nun nichts voraussehen ließ, als einen unseligen Kampf zwischen seinem stolzen Selbstgefühle und den milderen Empfindungen, der auf keinen Fall zum Seelenfrieden führte.

Ein tiefer Seufzer erleichterte endlich die gepreßte Brust, als er in seine elterliche Wohnung trat.

„Nun, Carl, wie ist's gegangen? Wie hat Dich der Herr Vetter aufgenommen?" fragte die Mutter.

„Recht gut," antwortete Meiners.

„Wie hat Dir Francisca gefallen?" fragte Marie mit dem neugierig-freundlichsten Gesichtchen.

„Recht wohl!" war die Antwort, „sie läßt Dich und die Mutter grüßen."

Der gleichgültige Ton, mit welchem der Bruder sein „recht wohl" ausgesprochen, kränkte das Mädchen, das sich nichts anderes eingebildet hatte, als Carl würde mit Enthusiasmus von ihrer Freundin sprechen, die, ihrer Meinung nach, alle Vollkommenheiten ihres Geschlechts besaß. Sie verließ das Zimmer, um den Tisch zu beschicken.

Carl blätterte in seinen Papieren, setzte sich endlich an das kleine Schreibpult, an dem er die ersten

Buchstaben hatte malen lernen, um sich einiges zu notiren, während die Mutter ihn still betrachtete, und den Kopf besorgt schüttelte.

„Dir muß doch etwas begegnet seyn, Carl," unterbrach sie endlich das Stillschweigen, „weil Du so verdrießlich, so in Dich gekehrt bist."

„Gewiß nicht, Mutter!" wendete sich Carl zu ihr, der im Augenblicke fühlte, wie drückend es für die Mutter seyn müsse, von der Wirkung des Besuches bei dem Vetter, auf den sie so vielen Werth legte, so wenig zu erfahren. „Ich muß um Verzeihung bitten," fuhr er fort, „meine Geschäfte liegen mir im Sinne, entschuldigen Sie mein Schweigen. Der Vetter war artiger, als ich erwarten konnte; ich habe von seinem besten Wein mit ihm trinken müssen, und nächster Tage besucht er mich in der Stadt, um über den bewußten Gegenstand mit mir zu unterhandeln, und, wie ich hoffe, abzuschließen."

„Gelobt sey der Herr!" rief freudig die Mutter aus. „Ach ja, er ist so übel nicht, der Herr Vetter, er hat nur so seine eigenen Manieren. Aber nicht wahr, Carl, Francisca ist ein Engel?"

„Ein lieber Engel!" sagte dieser mit Feuer, und wandte sich erschrocken über sich selbst zum Fenster, um die Röthe zu verbergen, die sein Gesicht überflammte.

Man setzte sich zu Tische, und Carl überließ sich bald den sanften Freuden seines kindbrüderlichen Herzens in der Mitte der Seinigen. Marie erzählte mit heiterer Geschwätzigkeit von Franciscas erstem Besuche, den sie gleich nach ihrer Ankunft im väterlichen Hause bei ihnen gemacht habe; wie sie seitdem recht oft gekommen, und einigemal den Wunsch geäußert habe, den Vetter Carl wieder einmal zu sehen, dessen sie sich mit Bestimmtheit nicht mehr zu erinnern wisse; und die Mutter stimmte in das Lob der jungen Anverwandten, die in dem Hause ihres Vaters wie ein wohlthätiger Geist walte, und, eine sanfte Herrschaft über denselben übend, seinen störrigen Sinn zum Bessern neige, weil er sie nach seiner Art unbegränzt liebe. Man erwähnte einiger Züge ihres wohlthätigen Sinnes, ihrer Kenntnisse, ihrer Kunstfertigkeit, und Beide vereinigten sich in dem Ausspruche, daß Francisca das edelste, liebenswürdigste und anspruchloseste Mädchen auf Erden sey, das Alles um sich her zu beglücken strebe.

Die Guten ahnten nicht, daß jedes Wort zum Preise der Herrlichen wie brennende Naphta auf das Herz des Jünglings träufelte, der seine ganze Selbstbeherrschungskraft nothwendig hatte, um nicht merken zu lassen, welche Empfindungen seine Seele mit Schmerz durchglühten.

Er vermochte nicht länger zu weilen, und bat die Schwester, den Kutscher rufen zu lassen, weil er bei dem schlimmen Wege befürchte, bis in die Nacht hinein reisen zu müssen, und gern bei Zeiten in der Stadt eintreffen möchte.

So gern die Mutter den geliebten Sohn noch länger bei sich gesehen hätte, so billigte sie dennoch aus Besorgniß für ihn seinen Entschluß, und bat ihn, nur ja recht vorsichtig fahren zu lassen, um keinen Schaden zu nehmen.

Mutter und Schwester nahmen mit der Hoffnung Abschied von ihm, ihn bald wieder zu sehen.

Nach einigen Tagen erschien der Herr Vetter Oeconomierath wirklich bei Meiners, um, wie er sagte, sich nochmals über das Anlehen genau zu besprechen, und zugleich zu erklären, daß er willens sey, wenigstens zum größten Theile die Summe vorzuschießen, weil er für seine Person im Augenblick nicht im Stande sey, sie ganz zu leisten; daß er überhaupt bei diesem Geschäfte hauptsächlich auf die Rechtschaffenheit und Klugheit des lieben Vetters General-Agenten sich verlasse, der als naher Anverwandter seinen Vortheil und seine Sicherheit im Auge haben würde, und daß er in solchem Falle gegen den Herrn Vetter auch bei Gelegenheit sich gefällig bezeigen werde.

Nach der genauesten Erörterung, wobei der Oeconomierath eine große Gewandtheit in Behandlung von Geldangelegenheiten bewies, wurde endlich das Nöthige zu Papiere gebracht, und der Contract, unter Vorbehalt des von dem Mandatar einzuholenden Consenses des Grafen von Pinneberg, vorläufig abgeschlossen.

„Ich muß Ihm nur sagen, werther Herr Vetter," sprach der Alte freundlich, „daß ich mich herzlich freue, Ihn als geschickten Sachwalter und sattelfesten Advocaten kennen gelernt zu haben. Er ist mir, so zu sagen, recht in den Wurf gekommen; ich habe da allerlei Sächelchen und Prozeßchen, die im Handel und Wandel nicht ausbleiben, und da möchte ich schon längst gern einen Mann an der Hand haben, der mir das Wesen in Ordnung bringt, versteht Er mich wohl, Vetter, einen solchen, dem ich gänzlich vertrauen könnte; denn das Vertrauen nächst der Billigkeit ist die Hauptsache. Zu Ihm hätte ich nun ein solches Vertrauen, und so möchte ich Ihn bitten, sich meiner Angelegenheiten anzunehmen. Ich habe mir auch deshalb vorgenommen, einige Monate in der Stadt zuzubringen, um das Zeug einmal loszuwerden."

Nachdem ihn Meiners von seiner uneigennützigen Bereitwilligkeit versichert hatte, fuhr der Oeco-

nomierath im traulichen Tone fort: „Eigentlich habe ich auch noch eine andere Absicht dabei, die ich dem Herrn Vetter wohl anvertrauen kann: die Franzel ist herangewachsen, wie Er selber gesehen hat, und ich möchte sie gut versorgt wissen, denn ich habe das Mädel gern. Draußen auf dem Lande sucht man sie nicht, hier fände sich bessere Gelegenheit zu einer vortheilhaften Partie, und sie hätte auch mehr das Aussuchen. Reich und von Stande, Herr Vetter! man kann nie wissen, wo man einen solchen Schwiegersohn braucht. Es wird zwar Geld kosten, der Aufenthalt hier, aber das heißt im gemeinen Sprichworte, die Wurst nach der Speckseite werfen."

Meiners schien mit stummem Kopfnicken dem Plane des Herrn Vetters beizupflichten, und dieser schied endlich recht vergnügt, und empfahl sich zu geneigtem Andenken und baldigem Wiedersehen.

Bitter lächelte der Jüngling, und wiederholte laut die Worte: „Reich und von Stande!" — „Nun ja!" fuhr er fort, „er würde sie trotz seiner angeblichen Vaterliebe dem Moloch opfern, wenn er Gold dafür erbeutete."

Fast reute ihn sein Versprechen, der Angelegenheiten des Vetters als Anwalt sich anzunehmen, aber gegeben war es, und er war gewohnt, sein Wort unter allen Umständen zu halten; auch noch eine

Ursache, die er sich kaum selbst ganz heimlich gestand, ließ ihn das Widrige in dem Benehmen des Vaters vergessen, — er sollte ja Francisca sehen, oft sehen!

Ein Lohnbedienter erschien nach einiger Zeit, und lud den Herrn Rechts-Consulenten Meiners in den goldenen Anker ein, wo der Herr Oeconomierath Stramm sein Abstandsquartier genommen habe, und ihn zu sprechen wünsche.

Meiners folgte der Einladung.

„Willkommen!" rief der Oeconomierath dem Eintretenden entgegen. „Nun sieht Er, Vetter Carl, da sind wir, ich und die Franzel."

Diese empfing den Vetter mit freundlichem Vertrauen, und brachte ihm viele Grüße von Mutter und Schwester, die sich wohl befänden.

„Da haben wir uns auf einige Tage eingerichtet," fuhr der Oeconomierath fort, „bis wir eine Privat-Wohnung gefunden haben; denn ich möchte sonst Niemanden beschwerlich fallen oder Obligation haben. Mein Großknecht besorgt das Hauswesen auf dem Lande, und ich will hier mein Proceß- und anderes Wesen besorgen, und mit Gottes und Seiner Hülfe, lieber Vetter, zu Stande bringen."

Meiners unterzog sich gern auf Bitte des Oeconomieraths dem Auftrage, eine Wohnung für

ihn auszukundschaften, die er dann auch bald, nach Francisca's Wunsche, in einer heitern Gegend der Stadt fand, und deren Preis dem alten Herrn ganz genehm war.

„Vetter!" sagte dieser, als sie das neue Logis bezogen hatten, „Er ist ein ganzer Mann, und versteht sich auf alle Contracte aus dem Fundamente. Ich danke dem Himmel, daß er mich zu Ihm oder vielmehr Ihn zu mir geführt hat. Ich will mir hier auf meine ganze Lebenszeit Ruhe schaffen; deswegen, lieber Vetter Consulent, wollen wir daran so bald als möglich, ich will Ihm die nöthigen Papiere alle zu Handen stellen."

So pünktlich auch sonst der Oeconomierath in seinen Geschäften war, so hatte er mit der Feder doch zu wenig Fertigkeit, als daß sich nicht hier und da Versäumnisse oder Unrichtigkeiten in die Papiere und Rechnungen desselben eingeschlichen hätten, die nun mitunter zu ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben, auch wohl zu Verlusten führten.

Meiners that aus reinem Willen sein Möglichstes, um durch kluges Einschreiten jenen zuvor zu kommen und diese zu verhüten, und der Herr Vetter wünschte sich nach kurzer Zeit Glück zu dem neuen Geschäftsführer, der so unverdrossen sich der

verworrensten Angelegenheiten annahm, und, wie er sich ausdrückte, alles am rechten Zipfel anfaßte.

Meiners hatte nun täglich Gelegenheit, Francisca in ihrem einfachen, edeln Sinne walten zu sehen, und unter der zarten Hülle der liebenswürdigsten Bescheidenheit immer neue Vorzüge zu entdecken, die sie zur Krone der Mädchen erhob.

Der Oeconomierath, sonst nicht viel auf höhern Lebensgenuß haltend, war, in Beziehung auf die Tochter, ganz von seinem bisherigen Systeme abgewichen. In ihren Zimmern, die er auf das Eleganteste möbliren ließ, stand eines der schönsten Pianoforte; er selbst kaufte ihr neue Musikſachen, kleine Tändeleien, und scheute sonst keine Ausgabe, um ihr den Aufenthalt in der Stadt angenehm zu machen; er hatte ihr zu Gefallen sogar seine Kleidung modernisirt, und gefiel sich in dem neuen Anzuge nicht übel. Francisca mußte nach seinem Wunsche Theater und Concerte besuchen, und es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig, wenn er den Eindruck bemerkte, den ihr Erscheinen an öffentlichen Orten verursachte; wenn manche Höflichkeitsbezeigung ihm zu Theil wurde, die er sonst wohl nicht erhalten hätte.

Bald war die schöne Tochter des reichen Oeconomierath Stramm der gefeierte Gegenstand aller

heirathslustigen Jünglinge und Männer der Residenz, die den seltenen Schatz zu gewinnen hofften und trachteten. Es konnte nicht fehlen, daß dem Vater von sehr achtbaren Familien Aufmerksamkeiten erwiesen, auch mitunter verblümte Anträge gemacht wurden. Eins suchte dem Andern den Vorrang abzugewinnen, und so kam es denn, daß Vater und Tochter in einen Wirbel von Vergnügungen hineingezogen wurden, die beiden etwas ganz Neues waren. Der Oeconomierath ließ sich's bei den gastfreundlichen Leuten trefflich schmecken, und bedauerte nur, das Reciprocum nicht beobachten zu können, weil er, nur Gast in der Stadt, kein Haus mache, während er heimlich in's Fäustchen lachte.

Francisca, welche die häusliche Stille vorgezogen hätte, sich aber dem Willen des Vaters fügte, benahm sich in dem bunten Gemische mit der ihr eigenen, natürlichen Grazie, und wußte die Zudringlichen in einer so ehrerbietigen Entfernung zu halten, daß selbst der Neid ihr zugestehen mußte, sie verstehe die angebornen Rechte der Tugend und Schönheit zu wahren.

Meiners, dem als Anverwandter des Oeconomieraths manche Einladung geworden war, sah mit stiller Trauer das Treiben der Glücklichen, denen Rang und Reichthum nach den Begriffen des Vaters

das Recht gaben, ihre Huldigungen darzubringen, und zog sich immer mehr in sich selbst zurück.

„Was ist's, Freundchen?" fragte der alte Hofgerichts-Advocat, „woher seit einiger Zeit der trübe, erloschene Blick? Ich habe es nicht gern, wenn junge Leute in der Blüthe ihres Lebens herum wandeln, als nage der Wurm am Herzmark."

Meiners schützte Kränklichkeit vor.

„Ich habe ein Recht, mich in Ihr Vertrauen zu drängen," fuhr der Alte gutmüthig fort, „denn ich habe Sie wahrhaft lieb; und so bitte ich, es nicht übel zu nehmen, wenn ich einen Zweifel gegen Ihren Vorwand hege. Soll ich rathen, wo das Uebel sitzt? — Doch nein, Ihrer eigenen Aufrichtigkeit muß ich es verdanken, wenn Sie mich zum Vertrauten Ihres Kummers machen; nur so viel bringe ich Ihnen in Erinnerung, daß Mittheilung jedes Leid erleichtert, und daß Sie solches getrost in den Busen eines Freundes niederlegen können, auf dessen Verschwiegenheit und Erfahrenheit Sie rechnen dürfen, so lange noch ein Blutkügelchen die alten Adern durchrollt."

„Ich bin von Ihrer wahrhaften Theilnahme überzeugt," sagte Meiners gerührt, „aber es giebt Dinge, die man sich selbst nicht zu gestehen wagt."

„Armer Rechts-Consulent!" erwiederte Blom-

feld, „wagen Sie es immerhin, sich selbst zu gestehen, daß Sie verliebt sind; daß das schöne Bäschen, Francisca genannt, das Lebens-System des Herrn Vetters ein wenig in Confusion gebracht hat. — Richtig!" rief er nach einer kleinen Pause, „richtig, er hat gestanden, er ist roth geworden. Nun, aufrichtig, Freundchen! das nimmt mich nicht Wunder, ich habe das liebliche Kind schon einigemal zu sehen und zu hören Gelegenheit gehabt, und ich muß bekennen, es ist ein Mädchen, das mir selbst wohl den Kopf verrücken könnte, wäre ich nicht über die Jahre hinaus, wo ein solcher Paroxismus verzeihlich ist. Nun, und worin liegt denn Ihre Hoffnungslosigkeit, junger Mann? Machen Sie sich an das Mädchen, suchen Sie Ihre Gegenliebe zu gewinnen, und Ihr Jammer wird sich in Jubel kehren. Sie haben ja ohnehin die schönste Gelegenheit, da Sie fast täglich in's Haus kommen. Das Dutzend junger Laffen würde mich wenig kümmern, das um sie herum scherwenzelt. Ist mein Meiners doch auch ein Mann, der sich sehen lassen kann, und das Bäschen müßte keine Augen im Köpfchen haben, und sie hat helle, klare, vernünftige Augen, wenn ihr der Vetter nicht lieber wäre, als alle die mit Confect großgefütterten Zierpuppen, unter denen übrigens auch Leute sind, denen ich sonst nicht zu nahe treten will. — Oder

haben Sie schon einen solchen Versuch gewagt, und ist er mißlungen? — — Dann, Freund, fassen Sie allen Ihren männlichen Muth zusammen, um Herr einer Leidenschaft zu werden, die nur Ihre Zukunft verkümmern würde."

„Das will ich," sagte Meiners entschlossen, „ich will Herr meiner Gefühle werden, weil es noch Zeit ist. Wissen Sie denn, verehrter Freund, daß niemand das Geheimniß meines Herzens kennt, daß mit meinem Wissen und Willen, selbst in Gegenwart der unendlich reizenden Francisca, keine Spur davon sichtbar geworden ist; daß ich zu bescheiden bin, zu glauben, das engelgute, wunderschöne Mädchen würde mich unter den vielen jungen Männern auszeichnen, und zu stolz, auch bei der Möglichkeit dieses Glücks, mir von dem Vater einen abschläglichen Bescheid geben zu lassen, der mit der Hand und dem Herzen seines Kindes ein eigennütziges, hochmüthiges Spiel zu treiben gedenkt."

„Und wissen Sie das Alles so gewiß?" fragte Blomfeld.

„Er selbst hat seine Absichten gegen mich ausgesprochen; er sucht einen reichen und vornehmen Schwiegersohn, der dem Speculanten ersetzt, was er an die Erziehung und Bildung seiner Tochter gewendet hat. Wahrlich, ich danke dem Himmel, daß bis

jetzt keine Ahnung meiner Liebe den heitern, unschuldigen Frieden des reinsten Herzens der Erde gestört hat, das mit mir untergehen müßte in hoffnungslosem Jammer. Ihnen, und nur Ihnen allein gesteh' ich es, daß ich sie liebe; aber zugleich empfangen Sie mein Wort, daß ich mein Herz niederkämpfen will mit allen meinen Kräften, daß kein Wort, kein Blick diesen Kampf verrathen soll, daß mir die Ruhe, der Friede des geliebten Mädchens theurer ist als mein Glück, daß ich mich in diesem Augenblicke ermuthigt fühle, mein Wort zu halten, auch," setzte er mit sinkender Stimme hinzu, „auch wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte."

„Gewinnen Sie Ruhe, lieber Meiners, die immer durch ein edles Bewußtseyn gewonnen wird," sagte Blomfeld herzlich; „der Feind, dem man beherzt entgegengeht, hat schon die Hälfte seiner Furchtbarkeit verloren. Ich würde Ihnen indeß rathen, ihm ganz aus dem Wege zu gehen, und das Haus des Oeconomieraths zu meiden, wenn das ohne Aufsehen und Erörterungen geschehen könnte, die Sie zur Lüge oder zum Geständnisse dessen führen müßten, was Sie, wenigstens vorläufig, verschweigen wollen. Zudem ist Ihre Gegenwart bei dem Alten in Beziehung auf die von Ihnen übernommenen Geschäfte nothwendig, und ich kann sagen, lieber Meiners,

der Mann mag sonst denken, wie er will, aber er setzt in dieser Rücksicht ein wahrhaftes und großes Vertrauen in Ihre Geschicklichkeit, und hat mir ganz unumwunden erklärt, wie er es für ein wahres Glück halte, den Vetter Carl dazu vermocht zu haben, sich seiner ziemlich verworrenen Rechts- und Rechnungs-Angelegenheiten anzunehmen. Er scheint mir eine Art von Neigung zu Ihnen zu haben."

„Weil er bei mir in Betreff des Deservitenkostenpunktes am leichtesten durchzukommen hofft," fiel Meiners ein.

„Auch mitunter," fuhr Blomfeld fort; „er ist, so weit ich ihn kenne, ein Mann, der gern auf einen Schlag zwei Fliegen trifft. So kommt es auch, daß er mit dem Schatze, den ihm Gott verliehen, ich meine mit seiner Tochter, einigermaßen wuchern, das heißt, sie so hoch als möglich losschlagen will, und das ist ihm bei seiner Individualität wohl zu verzeihen. Daß er aber sein Kind sehr lieb hat, daß er Francisca's Glück wahrhaft will und wünscht, davon bin ich lebhaft überzeugt; und somit wird er, auch wenn seine und ihre Wünsche sich durchkreuzen sollten, sie nicht opfern. Beharren Sie bei Ihrem redlichen Entschlusse, lieber Freund, der mir Sie, wenn's möglich wäre, noch werther gemacht hätte, und überlassen Sie das Uebrige dem allerhöchsten

Gerichtshofe dort oben, der bisher immer zu Ihren Gunsten entschieden hat."

Meiners hielt Wort, so schwer es ihm wurde, in Francisca's Nähe unbefangen zu scheinen, die ihn mit einer Traulichkeit behandelte, wie sie nur je einem Vetter zu Theil werden konnte; sein Bewußtseyn unterstützte seine Kraft. Lag doch schon ein süßer Trost darin, daß ihr Herz noch frei, noch keines Andern war; denn das mußte es seyn, dafür sprach ihr heiterer Humor, ihr sorglos fröhliches Wesen, mit dem sie von einer Lustpartie zurückkehrte, ihre muthwillige Laune, wenn sie von jungen und alten Männern sprach, die ihr oft unerträglich viel Närrisches vorgeschwatzt hatten.

Doch, wie lange konnte das währen? Sie, die Gefeierte, die Geschmeichelte, von so vielen jungen Männern Belagerte — war es möglich, daß in der jungen Brust nicht Gefühle erwachen, nicht Wünsche aufkeimen sollten, die unter so günstigen Umständen schnell zur Reife gedeihen mußten?

Und dieser gefürchtete Augenblick schien gekommen zu seyn.

Meiners bemerkte — oder glaubte zu bemerken, daß Francisca stiller wurde; daß die kindliche Heiterkeit, mit der sie ihm sonst entgegengekommen war, sich in formelle, ängstliche Höflichkeit verwandelte;

daß sie die Augen niederschlug, wenn sie seinem forschenden Blicke begegneten; daß ihr das Geheimniß klar geworden war, welches sie nun vor jeglichem Späher zu verbergen trachtete. Was konnten alle diese Zeichen anders seyn, als die Symptome einer erwachenden Neigung? Ihr Herz hatte entschieden! sie liebte!

Auch der Papa Oeconomierath schien ähnliche Bemerkungen gemacht zu haben.

„Ich weiß nicht, was der Franzel fehlt," sagte er zum Vetter Meiners, „sie ist nicht krank und nicht gesund. Die Gesellschaften behagen ihr nicht mehr, wo sie sonst recht vergnügt war, und sie hat mich recht flehentlich gebeten, sie zu Hause zu lassen und zu entschuldigen: sie geht selten in's Theater, sogar in den Don Juan nicht, der doch sonst ihre liebste Oper war, die sie nie versäumte; sie sitzt über ihrer Arbeit und brütet. Sie hat sich, weiß Gott, ganz verändert, und fängt mir an, Sorge zu machen. Das kommt mir just ungelegen, Vetter. Ich hatte mir da ein schönes Plänchen ausgedacht, den Kriegsrath von Espen, mit dem ich, wie Er weiß, in einem schon Jahre lang herumgeschleppten Streit wegen eines Accords befangen bin, zu einem vernünftigen Vergleiche zu bewegen. Der junge Herr von Espen ist ein recht artiger, junger Mann, der einmal seine

Carriere machen wird, und gibt sich viele Mühe, der Franzel zu gefallen. Aber das Mädchen zieht sich jetzt überall zurück, wo der junge Herr sich blicken läßt, was mir auf der andern Seite nicht mißfällt, aber das stört mich gewaltig. Wenn sie nur wenigstens so lange freundlich gewesen wäre, bis ich meine Absicht erreicht hätte."

„Wäre das wohl ganz ehrlich?" fragte Meiners.

„Durchaus ehrlich," antwortete jener: „der Vergleich wird von dem Vater auf Rechnung der möglichen Mariage, also auf meine Rechnung eingegangen; wird später nichts aus solcher, so kommt das auf meiner Tochter Rechnung, und jedenfalls hat dann Herr von Espen junior Schuld, wenn er nicht im Stande gewesen ist, das Herz des Mädchens zu gewinnen, das auch zur Mariage mitgehört. — Er steht ja gut mit ihr, Vetter!" fuhr der Alte fort, indem er einen scharfen Blick auf den Jüngling heftete, „und sie scheint Vertrauen zu Ihm zu haben: hole Er sie doch bei schicklicher Gelegenheit ein wenig aus, was sie allenfalls im Schilde führt; denn etwas muß seyn, das lasse ich mir nicht nehmen."

„Sollte sie zu dem Vater nicht mehr Vertrauen haben?" fragte Meiners ausweichend.

„Das wird sie wohl," antwortete der Oecono-

mierath, „wenigstens hat sie es bisher gehabt; denn sie weiß wohl, daß ich es gut mit ihr vorhabe. Aber, sieht Er, lieber Vetter, man ist bei solchen Gelegenheiten gegen den Vater zurückhaltender, als gegen andere Personen. Er ist ja ein Rechtsgelehrter, und versteht sich auf's Inquiriren; ich meine, man macht einige gelinde Fragen, auf die doch eine Antwort folgen muß, aus dieser setzt man eine schärfere Frage zusammen, die schon tiefer hinlangt, und so entwickelt sich endlich die Sache, die man wissen will, ohne daß die Gefragte eigentlich selbst weiß, wie sie zum Geständnisse gekommen ist. Ich setze ein großes Vertrauen in seine Klugheit und — in seine Ehrlichkeit, Vetter, und so bitte ich Ihn recht angelegentlich, helfe Er mir wegen der Franzel in's Klare kommen. Er kann ja das am besten, weil Er am wenigsten interessirt ist bei der Sache; mit mir ist das ganz etwas anderes; denn Er weiß wohl, wer die Gewalt hat, fällt gar leicht ein schnelles und scharfes Urtheil; ich bin etwas kurz angebunden, und möchte ihr ohne Noth nicht weh thun."

„Wenn nun — ich setze den Fall," sagte Meiners, „wenn Francisca wirklich eine stille Neigung im Herzen trüge, die nicht ganz mit den Absichten des Vaters übereinstimmte, obgleich der Ge-

genstand ihrer Wahl würdig wäre, was hätte sie von dem Herzen des Vaters zu erwarten?"

„Aha!" entgegnete der Oeconomierath mit spöttischem Lächeln, „es scheint, ich werde bereits zu Protocoll vernommen. Vergesse der Herr Rechts-Consulent nicht, daß ich Richter in der Sache bin, und thun werde, was Rechtens ist. Ich hoffe übrigens, meine Tochter wird so klug gewesen seyn, und sich von keinem armen Teufel Roman-Ideen in den Kopf haben setzen lassen, wo es endlich da hinaus geht, daß der gute Narr von Vater seine Einwilligung geben muß. Das würde mich am meisten alteriren, und ich wüßte in solchem Falle wahrlich nicht, wozu mich der Zorn triebe. Genug, Vetter, ich rechne auf den gehorsamen Sinn meiner Tochter, wie sie auf meine guten Absichten mit ihr rechnen kann, und lasse ihr ja die Wahl unter mehreren, recht ansehnlichen Partien, wenn sie auch den Herrn von Espen nicht will."

„Es ist doch sonderbar," sagte Meiners etwas bitter, „daß die armen Teufel so verpönt sind; noch mehr beinahe, als die armen Engel, die hin und wieder ihrer andern Eigenschaften wegen eine Partie machen. Uebrigens, Herr Oeconomierath, muß ich bemerken, daß die Erfüllung Ihres Auftrags nicht zu den Functionen gehört, die ich als Ihr Rechts-

freund und Geschäftsführer übernommen habe, und daß ich deshalb bitten muß, mich damit zu verschonen. Francisca ist ein so wohlerzogenes, kluges Frauenzimmer, daß Sie die Wahl des künftigen Gatten getrost in ihre Hände legen können. Sie wird mit ihren Vorzügen Jeden glücklich machen, aber hier ist von ihrem Glücke die Rede, und, vergeben Sie, daß ich mich recht aufrichtig darüber ausspreche, die reichen Teufel, im Gegensatze zu den armen Teufeln, sind gewöhnlich die schlechtesten Glücklichmacher, wenn ihnen Gott zu den Geldsäcken nicht auch Kopf, Herz und Gemüth verliehen hat."

„Nu, nu, Vetter!" versetzte der Alte, „ereifern wir uns nicht. Es scheint, daß Er die reichen Leute nicht leiden kann; das geht gewöhnlich so, wenn man nicht selbst in dem Falle ist."

„Ich ehre den reichen Mann, Herr Oeconomierath, wenn er seines Reichthums würdig ist," entgegnete Meiners sehr warm, „aber ich verachte den, der sein Geld mehr liebt, als die Pflichten, die er Gott und der Menschheit schuldig ist. Um solchen Preis möchte ich nicht reich seyn, Herr Vetter. Mitnehmen kann man nichts, als sein Gewissen, und der ewige Richter wird nicht fragen, wie viel hast du Vermögen gehabt? sondern, wie hast du mit deinem dir anvertrauten Pfunde gewuchert, das heißt:

Gutes gestiftet und für dein Heil in der Ewigkeit gesorgt?"

„Das ist recht schön gesagt, Vetter, aber ich kann Ihm auch sagen, daß es recht angenehm ist, Vermögen zu besitzen, und, nehme Er es mir nicht übel, Herr Vetter Rechts-Consulent, ich glaube es nicht, daß Ihm das Geld so gleichgültig ist."

„Als Mittel zum Zwecke, allerdings nicht," entgegnete Meiners, „darum suche ich das erste zu erwerben, um das zweite zu erreichen; denn es muß gewiß ein herzerhebendes Gefühl seyn, die Mittel in den Händen zu haben, der Dürftigkeit zu begegnen, die Thränen der Noth zu trocknen, oder einem ehrlichen Manne in unverschuldetem Unglücke unter die Arme zu greifen."

„Ja, ja!" fiel dieser ihm in die Rede, „die ehrlichen armen Leute verlassen sich auch gar zu viel auf das unter die Arme greifen. Nun, man thut auch hin und wieder etwas, aber gewöhnlich verdienen sie es nicht; denn einmal für allemal, wer's Geld nicht achten gelernt hat, der kann auf keinen grünen Zweig kommen. Nun, lassen wir das, Vetter, und thu' er mir den Gefallen, die Franzel auszuforschen."

Meiners suchte den Alten mit dem Halbversprechen zu beschwichtigen: „Ich will sehen, wenn

sich die Gelegenheit darbeut;" denn er war nicht willens, in solchem Sinne zu inquiriren.

„Wenn es aber wirklich so wäre?" überlegte er; „wenn Francisca's Herz entschieden, wenn sie einer Neigung sich hingegeben, die des Beifalls vom Vater sich nicht zu erfreuen hätte? — Aber wer mag es seyn, dem der große Wurf gelungen, die Liebe dieser Herrlichen gewonnen zu haben?" Er gestand sich leise, daß er den Glücklichen nicht ohne Neid betrachten, aber auch nicht zürnen könne auf Francisca, die dem Zuge ihres Herzens gefolgt wäre.

Nun bedachte er die peinliche Lage des Mädchens, das mit allen Ansprüchen an das Leben, mit allen Vorzügen des Glückes und seines Geschlechts, von dem Willen des Vaters abhängig, einer trüben Zukunft entgegen sah. Dieser Gedanke, und daß Francisca, rathlos vielleicht, eines Führers, eines Freundes bedürfe, erzeugte den Entschluß, ihr Vertrauen zu erwerben, und wäre die Wahl würdig, sie mit allen Kräften und Mitteln gegen Eigenwillen und Eigennutz zu schützen.

„Kann ich nicht glücklich seyn," sagte er mit schöner Selbstverläugnung, „so soll sie — die Gute, Liebe — nicht unglücklich werden!"

Von nun an näherte er sich Francisca wieder

mehr. Er glaubte, zu bemerken, daß auf ihrem Gesichte eine ängstliche Verwunderung darüber sich ausdrückte; es däuchte ihm, sie scheue sich, das Geheimniß ihres Herzens kund werden zu lassen, und wünschte doch eben so sehr, einen Vertrauten desselben zu finden. Sie wurde verlegen, wenn ein Blick des Vetters sie zu errathen schien, und doch ruhte ihr Auge oft wieder bedeutungsvoll auf dem seinigen, und verrieth den weichen, wehmüthigen Zustand ihres Innern.

„Liebes Bäschen!“ begann er in einem solchen Momente, „Sie scheinen seit einiger Zeit nicht mehr so ruhig, so heiter wie sonst; Sie ziehen sich von Vergnügungen zurück, die Ihnen angenehm waren. Meine Stellung zu Ihnen und mein guter Wille räumen mir ein Recht ein zu dieser Frage. Vertrauen erregt Vertrauen. Drückt Sie ein Kummer, eine Sorge, und kann ich sie zu verscheuchen nur etwas beitragen, so rechnen Sie auf meine aufrichtige und thätige Theilnahme.“

Francisca warf einen schnellen Blick auf ihn, und erröthend sank ihr Auge wieder auf die Arbeit.

„Ich hätte nicht geglaubt, Vetter!“ sagte sie nach einer Pause, „daß Sie solchen Antheil an meinem Geschicke nehmen.“

„Wie, Sie hätten je daran gezweifelt?“ erwiederte er rasch.

„Sie selbst," entgegnete sie leise, „Sie selbst haben diesen Zweifel erregt; Sie schienen in der letzten Zeit wenig um mich und mein Schicksal sich zu kümmern."

„Ich?" rief er mit dem Ausdrucke seines innigsten Gefühls, und erschrack, vielleicht verrathen zu haben, was nie kund werden sollte.

„Es schien mir vielleicht nur so," fuhr sie fort, „und — warum soll ich es nicht gestehen? — ich wünsche sogar, mich geirrt zu haben."

„Das haben Sie," sagte er ruhiger. „So lange ich Sie sorgenlos den unschuldigen Vergnügungen des geselligen Lebens sich hingeben sah, ließ ich Sie ruhig des Weges gehen. Nun halte ich es für heilige Pflicht, Ihr Vertrauen zu erwerben, und meine aufrichtigen Dienste anzubieten. Ihr Glück ist mir — als Anverwandter, theuer. Nicht in Ihr Geheimniß will ich dringen, wenn Sie anders eines haben, wie ich dem Anscheine nach glauben muß, aber hülfreiche Hand biete ich an, und wenn je ein Mensch Ihres Zutrauens würdig war, so bin ich es, das darf ich als ehrlicher Mann betheuern."

„Ich glaube das ohne Betheurung, lieber Vetter," entgegnete Francisca mit einem seligen Lächeln, „und dennoch muß ich Anstand nehmen, mein Geheimniß jemanden anzuvertrauen."

„Also haben Sie ein Geheimniß?" fiel er ihr rasch in die Rede, und seine Farbe wechselte.

„Ich habe, guter Vetter," antwortete sie, „warum soll ich das bergen?"

„Sie lieben?" fragte er kaum vernehmlich.

„Wenn dieses ängstlich süße Gefühl, das freudige Aufwallen all' meiner Empfindungen bei seinem Anblicke, der Schmerz endlich, von ihm nicht verstanden — sogar gemieden zu werden, wenn das Alles Liebe genannt wird, so liebe ich," sagte sie mit gesenktem Blicke.

„Er weiß es nicht, der Glückliche?" fragte Meiners hastig; „o er kann es nicht wissen, sonst würde er im Hochgefühl seines unendlichen Glückes zu Ihren Füßen eilen, würde jauchzend Ihre Kniee umfassen, und sein seliges Schicksal preisen."

Francisca stand in lieblicher Verwirrung vor dem Jünglinge, der sich jetzt erst besann, was er gesagt hatte. Eine Ahnung durchflog seine Seele. Ein Blick in das Himmelsauge des Mädchens, aus dem der Strahl der reinsten Liebe leuchtete, machte ihm klar, was er kaum zu hoffen gewagt hatte.

„Francisca!" rief er mit bebender Stimme, „täuscht mich jetzt mein Herz, so bin ich verloren. Francisca! wen liebst Du?"

„Dich!" hauchte sie hervor, und fing den Jüng-

ling auf, der in seliger Trunkenheit zu ihren Füßen sinken wollte.

„O Engel des Himmels!“ rief er, „ertrage ich die Wonne?“ Er schloß sie an seine Brust, und seine Lippen hingen in seliger Vergessenheit an dem Rosenmunde des süßen Geschöpfes, das in holder Traulichkeit an seiner Brust lag.

„Ich liebte Dich vom ersten Augenblicke an, als ich Dich sah,“ betheuerte er, „ich trug Dein Bild wie ein Heiligthum im Herzen, bis ich Dich wieder fand; die stolzen Absichten Deines Vaters preßte mein Geheimniß zurück, Du solltest nie erfahren, was ich für Dich empfand — und jetzt — o mein Gott, wie wird das enden? Ich ziehe Dich in mein Unglück, unsere Liebe ist hoffnungslos, denn nie wird Dein Vater in unsere Verbindung willigen; ich kenne seine Gesinnungen, er hat sie nur zu deutlich gegen mich ausgesprochen, — weil er — wahrscheinlich es nicht für möglich hielt, daß ich mein Auge zu Dir erheben würde. Ich trage die schönste Hoffnung im Erblühen zu Grabe.“

„Mein Vater liebt mich,“ tröstete Francisca, „er ist Dir nicht abgeneigt, er wird gütig seyn.“

„Er wird es nicht, denn ich trete wie ein feindlicher Dämon seinen Wünschen, seinen Erwartungen in den Weg.“

„Laß' die Zeit walten," erwiederte Francisca, „ich bin Dein auf ewig."

„Und wenn er Dich zwingt," fuhr er fort, „Du bist ihm Gehorsam schuldig — wenn er Dich bittet, wenn er von Dir das kindliche Opfer verlangt, seinen Wünschen nachzugeben?"

„Glaube, Liebe, Hoffnung!" sagte das engelgleiche Mädchen, „ich werde nie die Gattin eines Andern."

„Du und ich werden untergehen in diesem Kampfe," sprach er heftig, „ich seh' es kommen, und ich bin die unglückliche Ursache Deines gestörten Friedens."

„Wäre ich glücklich gewesen, wenn Du geschwiegen hättest?" fragte sie sanft. „Nein, Carl, verliere Dich nicht in das düstere Labyrinth der Besorgnisse; der ewige Geist der Liebe, der uns zusammen führte, wird unser Schicksal leiten; dem wollen wir vertrauen."

Er küßte die Lippen des frommen Mädchens, und beide beschlossen, das Geheimniß ihrer Liebe zu wahren, bis zu günstiger Gelegenheit.

Zu Hause fand er ein Schreiben seiner Mutter, worin sie ihm meldete, daß ein junger, braver Mann aus der Nähe, der Sohn des Rentamtmanns Rauh in Feldberg, sich um Mariens Hand ehrlich und

redlich bewerbe, daß Marie dem jungen Manne nicht abgeneigt, daß dieser eine Pachtung zu übernehmen willens sey, daß er sein Absehen auf das Gut des Herrn Vetters in Erlnheim gerichtet, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß der Herr Oeconomierath seinen Wohnsitz für immer in die Stadt verlegen wolle; daß sie es für Pflicht gehalten, den Bruder von dem Verhältnisse der Schwester zu unterrichten, und seinen Rath und Beistand anzusprechen; daß er die beste Gelegenheit habe, mit dem Herrn Vetter von der Sache zu sprechen, und ihn geneigt zu machen, das Gut dem jungen Rauh unter billigen Bedingungen zu überlassen. Sie schloß mit der Bemerkung, daß der Vater des jungen Mannes bereits seine Einwilligung unter der Bedingung zugesichert habe, daß seine künftige Schwiegertochter ein, wenn auch nicht großes, doch baares Heirathgut in die Ehe brächte; daß sie, um das Glück ihrer guten Tochter zu gründen, sich entschlossen habe, Haus und Gärtchen zu verkaufen, und daß sie hoffe, für die wenigen Tage ihres Lebens bei ihm oder Marien ein Plätzchen zu finden; daß sie der Liebe ihres Carls anheimgebe, diese Angelegenheit, wenn sie anders seinen Beifall fände, auf's beste zu Ende führen, indem sie ihr ganzes Vertrauen auf seine Klugheit und auf sein Herz setze, und auch Marie sich un-

bedingt seinem Ausspruche in dieser wichtigen Sache überlasse, übrigens beide auf baldige Antwort hofften.

Er rieb sich die Stirn. „Also auch hier Geld die Bedingung," sagte er verdrießlich.

Das Glück der Schwester war ihm theuer, hier schien sie es zu finden, denn sie war für das stille und thätige Landleben geschaffen und erzogen; aber daß der gute Wille des Herrn Vetters in Anspruch genommen werden sollte; daß die Mutter aus Liebe zur Tochter von ihrem ihr so werthen Eigenthume sich trennen wollte, das gefiel ihm nicht. Zwar hatte der Oeconomierath sich wirklich einmal gegen ihn geäußert, daß er sein Hofgut zu verpachten und in der Stadt zu bleiben gedenke; aber er konnte es nicht über das Herz bringen, dem reichen Manne zu Gunsten seiner Familie eine Bitte vorzutragen; kannte er doch dessen Undienstfertigkeit in allem, was das Interesse anlangte. Lieber entschloß er sich, um die Bedingung des Rentamtmanns zu erfüllen, ein mäßiges Capital aufzunehmen, und die Schwester damit auszusteuern. Eine Pachtung würde sich wohl auch irgend wo anders, vielleicht auf des Grafen von Pinneberg Gütern, finden, und so käme die Sache in Ordnung, ohne die Gefälligkeit des Vetters in Anspruch nehmen zu dürfen.

Freilich, wenn Meiners überlegte, daß er die-

sem Manne noch Größeres zu danken haben sollte; wenn er bedachte, daß der Vetter — wäre es auch nur aus Rücksicht auf die vielen Dienste, die er ihm bisher geleistet — vielleicht hier gern die Gelegenheit ergreifen würde, das Anerkenntniß derselben einigermaßen zu beweisen — dennoch lag etwas Widerstrebendes in seinem Innern, und da er zu keinem Entschlusse kommen konnte, so theilte er dem alten Hofgerichts-Advocaten den Brief der Mutter mit, und bat um seinen guten Rath in dieser Sache.

„Ich kenne den jungen Rauh nicht persönlich," sagte dieser, „es soll aber ein wackerer junger Mann, ein tüchtiger Landwirth seyn, mit dem Ihre Jungfer Schwester nicht übel fahren würde. Die Bedingung des Alten ist vernünftig, weil sie mäßig ist; ein Oeconom muß mindestens zum Anfange ein Capital in den Händen haben. Aber sagen Sie, lieber Freund, warum Sie sich so sehr sträuben, dem Oeconomierathe ein gutes Wort zu geben, der am leichtesten helfen kann? Ist es nicht falscher Stolz, dem Manne gar nichts verdanken zu wollen? Werden Sie ihm nie etwas verdanken wollen? Apropos! wie stehen Sie mit Francisca? Gewinnen Sie die Liebe des Mädchens und die Einwilligung des Vaters, so sind Sie aus allen den kleinlichen Erdensorgen. Und ich setze den Fall, Francisca liebte Sie — nun, werden

Sie nicht roth, am Ende ist es so — so müssen Sie ja doch dem Vater das Wort gönnen. Nein, sagen Sie, lieber Meiners, mir dürfen Sie es vertrauen, wie stehen Sie mit Francisca?"

Meiners schwankte einen Augenblick, ob er schweigen, ob er reden sollte. „Francisca ist mir nicht abgeneigt," sagte er leichthin.

„Ei was! nicht abgeneigt?" erwiederte Blomfeld, „das will so viel wie nichts sagen; zugeneigt soll sie Ihnen seyn, ganz zugeneigt, und einzig und allein nur Ihnen zugeneigt. Ist es so? — Nun, Sie dürfen nicht hinter dem Berge halten, Freundchen! Ihre Miene, die nichts weniger als verzweifelt, sondern sehr bräutigamlich aussieht, verräth mir alles. Machen Sie mir die Freude, und bekräftigen Sie es mit einem lauten und aufrichtigen Ja, und ich bin der Erste, der Ihnen wahrlich aus Herzensgrunde Glück wünscht."

Die gutmüthige Fröhlichkeit des alten, redlichen Mannes öffnete das Herz des Jünglings; er offenbarte ihm sein Verhältniß zu Francisca.

„Ich habe ja gedacht und gesagt: Francisca hat ein Paar helle, schöne und kluge Aeugelein," sagte freundlich Blomfeld, indem er Meiners die Hand schüttelte: „gratulor ex animo! Wer's Glück hat, führt die Braut nach Hause!"

Meiners meinte seufzend, daß das Nachhauseführen wohl noch im weiten Felde — überhaupt nach den hochtrabenden Absichten des Vaters nicht wahrscheinlich sey.

„Keine Grillen!“ unterbrach ihn Blomfeld. „Die Hauptsache ist im Reinen, das andere wird sich alles machen. Allerdings hat der Vater das Recht, die Hand seiner Tochter zu vergeben, aber ich kann Ihre Zweifel nicht ganz theilen. Freilich haben reiche Leute andere Ansichten der Lebensverhältnisse, und es wäre wohl möglich, daß er auch andere Ansichten hätte. Indessen, wie die Sache jetzt steht, ist es Ihre Pflicht, offen und ehrlich mit dem Alten zu Werke zu gehen. Muth gefaßt, offen hingetreten, und dem Papa aufrichtig gesagt, was zu sagen ist. Ich weiß wohl, daß nach den Begriffen, die Sie von seinem Herzen hegen, Ihnen das schwer werden wird; aber es thut wohl mancher schwerere Schritte, ein minder großes Gut zu erlangen, als Francisca ist, und so nehmen Sie sich in Hymens Namen zusammen, der ein Patron der Ehe ist, und handeln Sie, wie es dem Manne geziemt. Heimlichkeiten taugen hier nichts, und sind nichts als lahme Behelfe, um die Hauptsache zu umgehen. Wie ich den Oeconomierath zu kennen glaube, wird ihm ein aufrichtiges Geständniß weniger unan-

genehm seyn, als wenn er auf anderem Wege zur Wahrheit gelangt."

„Und wenn er mir die Hand der Tochter versagte?" wandte Meiners ein.

„Wenn er" — wiederholte Blomfeld, — „nun, und wenn er es wirklich thut, was immer noch nicht gewiß ist, so sind Sie auf demselben Punkte, auf dem Sie jetzt stehen. Oder möchten Sie ohne den Willen des Vaters die Hand der Tochter erlangen? Gewiß nicht. Also wozu die Ungewißheit, die — mir wenigstens — immer quälender ist, als die schmerzlichste Gewißheit? Frisch gewagt ist halb gewonnen! Ich erwarte von Ihrer Liebe, von Ihrer Rechtlichkeit und Klugheit, daß Sie das Beste thun, und bald thun werden, und somit die Sache Gott befohlen. Ich würde mich zum Mittelsmanne in dieser Angelegenheit anbieten, wenn ich nicht mit Recht befürchten müßte, Ihr eigenes Selbstgefühl zu verletzen. Sie brauchen ja nicht mit der Thüre in's Haus zu fallen, wie man zu sagen pflegt; benützen Sie den ersten, günstigen Augenblick, der sich Ihnen darbeut, aber zögern Sie nicht, und haben Sie nur kein falsches Vorurtheil gegen den Mann; bedenken Sie, daß der Oeconomierath seine Tochter lieb hat, und ihren Wünschen nachgeben wird, auch wenn er seinen vermeintlichen Absichten ein Opfer bringen

müßte; daß es aber auch nicht gleichgültig ist, einen Schwiegersohn zu wählen, der einst der Erbe eines Vermögens von mehr als hunderttausend Gulden wird."

„O, das ist eben mein Unglück," versetzte Meiners. „Was frage ich nach seinem Gelde, wenn er mir nur Francisca giebt!"

„Aber er wird, dem Liebhaber seiner Tochter zu Liebe, diese nicht enterben wollen," erwiederte der alte Hofgerichts-Advocat; „also steht es ihm wohl zu, als Vater zu schauen und zu prüfen, wem er die Tochter mit dem Gelde giebt."

„O wahrhaftig!" versicherte Meiners, „wenn er nur aus väterlicher Liebe und Nachgiebigkeit für die Neigung der Tochter mir ihre Hand gewährt — es würde mich nicht freuen. Nur seine unbedingte, ungezwungene und freudige Einwilligung kann mich ganz beglücken."

„Wer immer zweifelt, der verzweifelt endlich," sagte Blomfeld, „und man muß in gewissen Dingen nicht gar zu scrupulös seyn. Also Basta! — Was Ihrer Schwester Angelegenheit betrifft, die wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen, so steht Ihnen, wenn Sie nicht anders wollen, meine Casse offen; aber wenn Ihnen mein Rath etwas gilt, so wenden Sie sich in Beziehung auf die Pachtung an

den Vetter, und benützen Sie diese Gelegenheit, sich eine Probe seiner Bereitwilligkeit zu verschaffen. Aber Sie müssen — vergeben Sie mir, lieber Freund! — Sie müssen Ihr Selbstgefühl diesem Manne gegenüber nicht bis zum Stolz, zum Hochmuth treiben. Leute, die zu gewähren haben, wollen gebeten seyn, das werden Sie aus der Praxis wissen; man ist viel eher geneigt, eine offene, bescheidene Bitte zu erfüllen, als sich das Kleinste, Geringste abnöthigen, abtrotzen zu lassen."

„Sie verkennen mich, wenn Sie das glauben," versetzte Meiners. „Bei Ihnen könnte ich alles wagen; aber man kann nur bitten, wo man Vertrauen hat, und das habe ich nun einmal nicht zu einem Manne, der seinen Reichthum beständig in die Waagschale der Verdienste legt, dem nichts gilt als Geld und Rang."

„Ihre Meinung," entgegnete Blomfeld, „ist doch ein wenig gar zu — bestimmt, möchte ich sagen. Ist ein öffentlicher Rechts-Anwalt nicht auch ein Mann von Rang? stehen ihm nicht alle Ehrenstellen offen? Ist eine einträgliche Praxis nicht auch ein Capital, das sicherere Zinsen trägt, als manches andere, und wenn's in der Londoner Bank läge? Wissen Sie so gewiß, daß der Vetter das nicht zu würdigen weiß? Auf der einen Seite so viel Selbst-

vertrauen, und auf der andern Seite so viel Mißtrauen in die Gesinnungen eines Anverwandten, der von seinem Gelde zu sprechen mehr Recht hat, als so mancher von Tugenden, die er nicht besitzt! Gehen, handeln Sie! Versuchen Sie Ihr Heil! man muß setzen, um gewinnen zu können."

Meiners fühlte, daß sein Freund Recht hatte, und versprach, den Schritt zu thun; er suchte Gelegenheit hierzu, aber — entweder schien der Augenblick nicht günstig, oder die Stimmung des Oeconomieraths nicht freundlich genug zu seyn, es verschob sich von Tag zu Tage.

Auf Francisca's Wangen waren alle Rosen des innern Friedens wieder aufgeblüht; mit stiller Heiterkeit trat sie ihrem Freunde entgegen, und dieser empfand in ihrer beglückenden Nähe ungetrübt das Glück, zu lieben und geliebt zu seyn. Nur dem Vater gegenüber kehrten alle Zweifel wieder. Er machte sich Vorwürfe über seine unmännliche Unentschlossenheit; er quälte sich vergebens, den schicklichsten Anfangspunkt zur Erörterung zu finden. Für jeden Anderen würde er beredt gewesen seyn, für sich konnte er keine Sylbe hervorbringen. Es schnürte ihm die Kehle, wenn er schon im Begriffe zu reden war. Er rief sich alles hervor, was zu Gunsten seiner Wünsche und des Oeconomieraths Charakter

sprach, umsonst! Die Begriffe, welche er von früher Jugend über den geizigen und harten Herrn Vetter eingesogen, hatten so tiefe Wurzel geschlagen, daß sie nicht auszurotten waren. Und setzte er, im gefürchteten Falle, nicht das süßeste Verhältniß auf's Spiel?

Aber der Mutter mußte er antworten; die Schwester harrte gewiß sehnlich auf seine Entscheidung; er glaubte sie damit zu beruhigen, daß er der Mutter schrieb, er wünsche Marien Glück zu ihrer würdigen Wahl, er billige aber den Entschluß der Mutter nicht, ihr kleines Besitzthum zu veräußern, an das sie eine süße Gewohnheit knüpfe. Er hoffe, es werde ihm möglich werden, für den Geliebten seiner Schwester auszuwirken, was die Bedingung ihrer Verbindung sey, zu der er vorläufig von ganzem Herzen Glück wünsche; daß er sich freue, seinen künftigen Schwager kennen zu lernen, von dem er nur Gutes gehört habe u. s. w.

Für den Augenblick glaubte er, die Seinen beruhigt zu haben; um so peinlicher fühlte er nun die Nothwendigkeit, zu handeln.

Der Oeconomierath schien aber grämlicher als je; seine Blicke weilten oft forschend auf dem Vetter Carl, und hier und da fiel ein Wort, was auf Heimlichkeiten, auf falschen Hinterhalt u. dgl. deutete.

„Hör' Er, Vetter!" sagte er eines Tages, „ich habe Ihn vorlängst gebeten, bei der Franzel ein wenig hinzuhorchen, wegen ihres veränderten Wesens; Er mag's nun gethan haben oder nicht, so bemerke ich, daß sie neuerer Zeit wieder ganz munter ist; sie singt und trillert wie die Lerche im Frühling. Weiß Er vielleicht die Ursache?"

Meiners brachte verlegen kaum leise das Wort Nein heraus.

„Nun, dem sey wie ihm wolle," fuhr der Oeconomierath fort, „genug, daß sie wieder fröhlich und von der Narrheit zurückgekommen ist, die sie vielleicht nur so angewandelt, wie's eben bei den Mädchen geht, wenn sie in ein gewisses Alter kommen. Ich will übrigens mir das ad notam nehmen, und ein wachsames Auge auf die Franzel halten; denn ich möchte nicht gern, daß sie sich Dinge in den Kopf setzte, die ich hernach mit Gewalt austreiben und ihr wehe thun müßte; absonderlich sind mir alle Heimlichkeiten hinter dem Rücken des Vaters verhaßt, der doch am Ende thut, was er will."

Meiners saß auf Nadeln, während der Vetter im Zimmer auf- und abging, und Seitenblicke auf ihn warf.

„Ei, Apropos! Ich habe mich entschlossen, hier zu bleiben, und ein hübsches Haus zu kaufen. Das

Leben in der Stadt gefällt mir, trotz aller Narrheiten und Erbärmlichkeiten. Ich will mir's bequem machen auf meine alten Tage, und mich nicht mehr draußen mit dem Bauernvolk herumtreiben, das eben so närrisch und viel gröber und ungeschlachter ist, als das Volk in der Stadt. Auf meinen Hof in Erlnheim setz' ich einen tüchtigen Pächter, den ich schon habe, der mir sehr gerühmt worden ist."

Meiners, als von dem Gute die Rede wurde, stand im Begriff, den jungen Rauh vorzuschlagen — aber — der Herr Vetter hatte ja schon einen Pächter — er schwieg also.

„Ich muß Ihm sagen, Vetter, es wird mir wohl seyn, wenn ich endlich mit meinen Angelegenheiten ganz im Reinen seyn werde. Mit meinen Proceßgeschichten geht's gut, Herr von Espen hat sich richtig verglichen, das verdanke ich Ihm, und der Abrechnungsstreit mit der Contributions-Casse geht seinen gewiesenen guten Weg; nun bliebe mir nichts zu wünschen übrig, als meine Franzel gut versorgt zu sehen, und dieser Wunsch, denk' ich, soll nächstens in Erfüllung gehen. Ich habe ihr einen Bräutigam ausgesucht nach meiner Wahl, und ich verwette mein Vermögen, daß er ihr auch gefällt."

Alles Blut drängte sich dem guten Vetter Carl zum Herzen; war es möglich, in diesem Augenblicke

zu reden? Der Herr Vetter war ja mit Gutspachter, mit Schwiegersohn, mit Allem herrlich versehen.

„Nun, und wie stehen denn wir mit einander?" trat fragend der Oeconomierath vor ihn hin: „Er hat mir für seine sehr guten Dienste noch keine Rechnung gemacht, und ich möchte doch wissen, was ich schuldig bin. Sey Er so gut, Vetter, und setz' Er mir an, was Er verdient hat, ich bin gewohnt zu zahlen, und möchte die Schuld nicht zu hoch anwachsen lassen."

„Das findet sich wohl," entgegnete Meiners, im Innersten verletzt.

„Nichts! nichts!" versetzte der Alte, „ich halte auf Ordnung, und möchte da nicht gern Schuldner seyn, wo ich zahlen kann — auch wird Er das Geld brauchen," setzte er bedeutsam hinzu.

„Ich werde die Rechnung besorgen," murrte Meiners, und wollte gehen.

„Ei, noch ein Apropos! Ich höre ja, Seine Schwester ist so halb und halb Braut? Daß ich doch das Alles von fremden Leuten erfahren muß; davon hat Er mir nun kein Wort gesagt. Wer nimmt sie denn? Ist er wohlhabend? Wer steuert sie aus?"

„Gott hat sie bereits ausgesteuert mit Allem, was eine würdige Hausfrau braucht; und was sonst noch nach den Begriffen gewöhnlicher Menschen fehlt,

das besorge ich," sagte Meiners stolz, und wendete ihm den Rücken.

„Nu, nu, Vetter," beschwichtigte der Oeconomierath, „bleib' Er doch da, Vetter! Er ist ja wie ein schaallos Ei — Er muß das nicht so übel nehmen, und muß überhaupt nicht so hochmüthig seyn, das kleidet einen jungen Mann, der erst seinen Weg machen will, nicht gut, einem Manne gegenüber, der seinen Weg bereits gemacht hat. Meine Fragen waren wahrlich gut gemeint. Seine Schwester Marie ist ein recht braves Mädchen, und ich glaubte, ihr nützlich werden zu können. Aber, natürlich, da Er Alles thun will, so bleibt freilich für den Vetter nichts zu thun übrig."

Meiners blieb stehen.

„Ueberhaupt, Herr Vetter Carl," hierbei sah er ihm scharf in's Gesicht, „überhaupt ist es nicht hübsch von Ihm, daß Er mit seinen Angelegenheiten so hinter dem Berge hält. Ich meine, ich hätte Ihm schon Beweise gegeben, wie viel Vertrauen ich auf Ihn setze, nun glaube ich, Er dürfte mir wohl auch etwas Vertrauen beweisen."

„Das Schicksal meiner Familie," begann Meiners in etwas bitterem, doch schonendem Tone, „hat bisher nicht das Glück gehabt, von dem Herrn Vetter beachtet zu werden."

„Daran war," zürnte der Alte, „die liebe Familie selbst — zum Theil auch ich Schuld. Wenn die Leute so handeln, als wäre es ihnen lieb, wenn man sich gar nicht um sie kümmere — nun — so kümmert man sich auch nicht um sie, und läßt sie gehen; ich sage das frisch von der Leber weg, und hoffe, Er wird das Wahre davon einsehen und so nehmen, wie ich es meine. Hätte nicht ein günstiger Zufall mich mit Ihm bekannt gemacht, wer weiß, ob wir im Leben so nahe zusammen gekommen wären, und ob ich je eine so gute Meinung von Ihm gefaßt hätte. Die hab' ich aber nun einmal, trotz Seines stolzen Eigensinns, den Er gegen mich fahren lassen sollte, und so sag' ich Ihm jetzt — zum Beweise, daß das, was ich sage, mein voller Ernst ist, sage ich Ihm, daß der Mann, den ich mir zum Pächter für mein Gut in Erlnheim ausersehen habe, Rauh heißt, und daß der Vater des jungen Mannes, nach dem Briefe, den ich ihm heute geschrieben habe, seine Einwilligung zu der Verbindung des Sohnes mit Jungfer Marie Meiners nicht versagen wird, auch ohne Erfüllung des Mitgabepunktes."

Meiners horchte hoch auf, war überrascht, beschämt, gerührt. Zweifel konnte er in die Worte des Mannes nicht setzen, und dennoch begriff er die Aenderung desselben nicht.

„Herr Oeconomierath," begann er ohne recht zu wissen, was er sagen wollte.

„Nun! kann Er nicht einmal lieber Vetter sagen?" fuhr ihn der Oeconomierath an.

„Von Herzen, lieber Vetter!" antwortete schnell Meiners.

Der Alte schüttelte ihm die Hand. „Ich habe noch viel mit Ihm auszumachen," sagte er lächelnd, „und wenn ich nicht in so guter Laune wäre, so würde ich es Ihm nie verzeihen, daß Er — falsch — ja, falsch gegen mich ist. Still, still," rief er, als Meiners sich verantworten wollte, „Er wird es am Ende läugnen wollen? nicht wahr? aber ich habe Zeugen, Herr Rechts-Consulent, daß Er gegen mich ein Links-Consulent war; doch — es ist gewöhnlich, daß die Leute Anderer Fehler rügen, und die eigenen nicht sehen, auch wenn sie mit eigenen Füßen darüber stolpern. Nun, fang' Er einmal seine Sündenbeichte an; erstlich: so habe ich meinen Vetter, den Oeconomierath Stramm für hartherzig, geizig und lieblos gehalten."

„Herr Oeconomierath," fiel Meiners ein.

„Still!" rief dieser, „und weiter im Text. Zweitens habe ich, trotz dem, daß ich immer so gethan habe, als mache ich mir nichts aus Reichthum, meine Augen zu der einzigen Tochter eines reichen Mannes

erhoben, und habe sie hinter dem Rücken des Vaters zur Liebe bewegt. — Wie? Er schweigt? Will Er das auch läugnen? Ich will Ihn gleich zum Geständnisse bringen."

Er sprang geschäftig in das Nebenzimmer, zog Francisca an der Hand heraus, und stellte sie vor den bestürzten Vetter, der nicht wußte, was er denken sollte.

„Hier sage diesem hartnäckigen Menschen in's Gesicht, was er nicht gestehen will."

Francisca lächelte.

„Sieht Er, mein lieber Herr Vetter Carl, so hat man Ihn ertappt, und das verdanke ich einem Winke eines meiner Freunde und der Aufrichtigkeit meines Mädchens, das mir heute gestanden hat — nun, ich sollt's nicht sagen, aber ich kann nichts verheimlichen — daß sie ohne Ihn nicht leben könne."

Francisca neigte sich auf des Vaters Hand, um ihre glühende Röthe zu verbergen.

„Vetter! O mein Gott! Francisca!" rief freudig erschrocken der Jüngling, und stand unbeweglich.

„Am Ende," sagte lachend der Alte, an der Verwirrung des jungen Mannes sich weidend, „am Ende werde ich Dich noch bitten müssen, Du hoch-

müthiger Vetter, daß Du die Hand meiner Franz nicht ausschlägst."

An seinen Hals flog Meiners, und rief aus voller Seele: „O mein Vater! o gütiger Vater meiner Francisca! vergeben Sie meiner Ueberraschung, wenn ich nicht Worte finde, mein Gefühl auszudrücken. O Francisca! geliebte, theure, angebetete Francisca, was bin ich Dir schuldig!"

„So fange Er an, abzuzahlen," rief lustig der Alte, und schob das Mädchen in seine Arme, „ich hoffe, Er wird ein guter Gatte und ein guter Schwiegersohn seyn."

„Ist's richtig?" rief, den Kopf zur Thür hereinstreckend, der alte Hofgerichts-Advocat Blomfeld.

„Alles in Ordnung!" scherzte Herr Stramm, „nur herein; der Mensch hier fängt an, zu begreifen, daß man es gut mit ihm meint."

„Hier diesem Manne," sprach er zu Meiners gewendet, auf Blomfeld deutend, „hast Du, mein Sohn, es hauptsächlich zu danken, daß ich von Anfang an eine gute Meinung von Dir faßte. Mein Sinn stand freilich mit Francisca früher wo anders hin; dieser Mann belehrte mich eines Bessern. Ich mochte mein Geld, und, was mir werther ist als solches, das Glück meines einzigen Kindes nicht vergeuden; denn den meisten Bewerbern lag mehr

an meinem Vermögen als an ihr, ob sie sie gleich gern in Kauf genommen hätten. Ueberhaupt habe ich zu merken gelernt, daß ich in die Verwandtschaft vornehmer Leute nicht tauge, die mir in's Angesicht schmeicheln, und hintendrein mich den Geldbauern nennen, wie ich Beispiele habe. Mein Geld soll keinem von ihnen einen lustigen Tag machen; Du wirst es verwalten und erhalten, lieber Carl, und somit ist die Ruhe meines Alters gesichert."

„Sie zürnen doch nicht, lieber Meiners," sagte Blomfeld, „daß ich Ihr Geheimniß ein wenig ausplauderte? Als ich guten Boden fand, streute ich flugs das Körnlein aus, und es hat glücklich gekeimt, und verspricht eine gesegnete Erndte."

„Morgen, Kinder!" rief der Oeconomierath, „morgen fahren wir nach Erlnheim; ich möchte der Frau Mutter mich von einer andern Seite zeigen; vielleicht findet der Herr Vetter Gnade vor ihren Augen!"

Des Malers Gattin.

Ich war so eben in der freundlichen, gewerbreichen Stadt H*** angekommen, und fand zwei Schreiben — von Vater und Oheim — vor, die mir vorangeeilt waren.

Des Vaters Brief enthielt, außer einigen Handelsaufträgen, viele gute Lehren und Ermahnungen, zum sechstenmale wiederholt, die ich, auch sogar in Beziehung auf die nöthige Sparsamkeit, zu ehren wußte, und am Schlusse eine ziemlich dringende Andeutung wegen baldiger Heimkehr, um einen Theil seiner großen Geschäfte auf meine Schultern zu legen, die — ich mußte lächeln — freilich breit und kräftig genug waren, um eine bedeutende Last zu tragen.

Mein Oheim schrieb:

„Du bist, mein lieber Neffe! nun bereits gegen „drei Monate auf Reisen; Du lebst lustig und in „Floribus, siehst täglich etwas Neues, während wir „uns hier im alten Kreise drehen, wie des Färbers „Gaul. Nur zu! Tummle Dich wacker herum, das „Joch wird bald genug auf Deinen jungen Nacken „gelegt werden, und Du wirst den schweren Boden „der Geschäfte pflügen müssen im Schweiße Deines „Angesichts von früh bis in die Nacht, also nur zu! „Allgemach wächst aber die Sehnsucht nach Dir, lie„ber Adolph, mit jedem Tage größer bei mir, und „somit soll, hoffe ich, mein Wunsch nach baldiger „Rückkehr des Entfernten in Deinem Herzen Ent„schuldigung finden, wenn Du eben auch nicht geneigt „bist, ihn sogleich zu erfüllen. Dein Vater wird Dir „dasselbe, nur in anderer Manier geschrieben haben. „Du kennst den ängstlichen, sorgenvollen, mitunter „durch Kränklichkeit niedergedrückten Mann, und „darfst glauben, daß es sein vollkommener Ernst ist, „Dich bald an der Spitze der Geschäfte — und im „Stande der heiligen Ehe zu erblicken, welch' letzterer „ihm allein Bürgschaft für Ordnung und Solidität „gewährt. Also komm' so bald als möglich, lieber „Zugvogel! kehre zum alten Neste zurück, in dem „Du flicke geworden bist, und fange an, Dein eigenes

„zu bauen; Materialien hiezu findest Du zur Ge-
„nüge vor, und an einer Sie wird es auch nicht
„fehlen bei der Menge, die hier nach Auswahl zu
„haben sind. — Hast Du aber im Sinne, noch nicht
„so bald zu kommen und die Freiheit mit einer —
„wenn auch gelinden — Knechtschaft zu vertauschen,
„was ich Dir im Grunde nicht verdenken kann, so
„mache mir wenigstens die Freude und sende mir
„Dein Porträt, versteht sich: gut gemalt und wohl
„getroffen, damit ich den Schelm doch in Ef-
„figie in meinem Kabinete aufhängen kann, wo er
„an der Spitze der ganzen Sippschaft als frisch
„grünender Hoffnungszweig unseres schwachtreibenden
„Stammbaumes prangen soll. Aber sorge für einen
„guten Maler, deren es in H*** mehrere geben
„soll, und knausere nicht mit dem Künstler, hörst
„Du? Die Auslage will ich Dir herzlich gern er-
„setzen. Vielleicht bekommst Du hiebei Gelegenheit,
„Dich nach einem Maler Siegmar, Conrad
„Siegmar, zu erkundigen, der zu meiner Zeit in
„H**** lebte; Du erzeigst mir einen Gefallen, weil
„ich wohl wünschte zu erfahren, wie es ihm geht.
„Er war der aufgeweckteste Kopf und das redlichste
„Herz von der Welt, und ich werde nie vergessen,
„wie sehr ich ihm verpflichtet bin. — Mathilde,
„die artige Nachbarin, läßt Dich freundlich grüßen.

„Sie spricht so oft von Dir, als sich Gelegenheit „darbietet, und da ich gern von Dir spreche und „sprechen höre, so bin ich immer der Gelegenheits„macher. Gott behüte Dich, lieber Adolph! ich „harre mit Sehnsucht auf ein Schreiben von Dir, „auf Dein Bild — auf Dich selbst!"

Der gute Oheim! Man mußte ihn kennen, um mit vollem Herzen für ihn eingenommen zu seyn, auch wenn man ihm nicht so viele Freuden und Wohlthaten zu verdanken hatte, als ich, das einzige Kind seines Bruders, das er mehr zu lieben schien, als dieser. Er war von meiner frühesten Jugend an mein Schutz und Schirm gegen den oft gar zu finstern Geschäftsernst meines Vaters gewesen, der mich in solchem Sinne erziehen wollte, und ihm allein hatte ich eine höhere Ausbildung und den lebensfrohen Muth zu danken, den er wie eine zarte Blume sorgfältig herangezogen hatte, während sie am Schreibpulte des Comtoirs verkümmert wäre.

Der Oheim war ehelos geblieben, nachdem der Tod ein Herz gebrochen, für welches das seine in den schönen Jahren der Hoffnung mit der innigsten Zärtlichkeit geschlagen hatte. Seine Liebe wandte sich nun zu mir, und mein Vater, der gern sah, daß das sehr ansehnliche Vermögen des Bruders ungeschmälert auf mich übergehen sollte, erlaubte

manchen Eingriff in seine väterlichen Rechte und gewöhnte sich endlich daran, daß der Sohn mehr dem Oheime als ihm zu gehören schien; wie denn überhaupt zwischen beiden Brüdern, ungeachtet der Ungleichheit ihrer Charaktere, eine ungestörte Harmonie herrschte, die in beider Gutmüthigkeit ihren Grund hatte.

„Adolph muß die Welt sehen," sagte der gute Oheim, als ich — nach dem Ausdrucke meines Vaters — die Lehrzeit erstanden hatte: „er muß die Welt kennen lernen, mit der er in Geschäfte treten soll; denn niemand braucht mehr Erfahrungen, mehr Lebens- und Sachkenntniß, als der Kaufmann in dem Sinne, wie ich mir ihn denke." Und obgleich mein Vater zweifelnd dieß und jenes erwog, diese und jene Rücksicht zu nehmen für nöthig fand, so gab endlich der Oheim mit der Erklärung den Ausschlag, daß er die Reisekosten aus seiner Casse zu bestreiten sich erbot. Jener, dem dieses Anerbieten ein stiller Vorwurf des Geizes zu seyn schien, den er nicht auf sich haften lassen wollte, gerieth mit ihm in einen Wettstreit, bei welchem ich natürlich am besten fuhr; denn zu der Summe, die mein Vater als Sieger in diesem Kampfe mir großmüthig aussetzte, fügte der Oheim insgeheim noch einen artigen Beitrag hinzu, und gab mir bei'm Abschiede noch

obendrein die Versicherung, daß ich in jeder Verlegenheit, deren es in dem menschlichen Leben und bei meinen Jahren gar viele und vielerlei gäbe, getrost mich an ihn wenden dürfe.

So war ich denn mit freiem, fröhlichen Herzen, mit gespickter Börse, mit Kredit- und Empfehlungs-Briefen reichlich versehen, im bequemen Reisewagen wohlgemuth in die Welt hinaus kutschirt, hatte gesehen, gehört, gefragt, mich befragen lassen; hatte in kurzer Zeit einen großen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen gesammelt, um meinen väterlichen Freunden zu beweisen, daß ich ihrer Liebe werth sey und nicht plan- und nutzlos vergeudete, was ich ihrer Güte verdankte.

In H**** angekommen, wo ich einige Zeit zu verweilen gedachte, hatte ich nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Wunsch meines Oheims zu erfüllen und mich malen zu lassen; denn ich wußte, welche Freude ich ihm damit bereitete.

Es gehörte zu seiner Liebhaberei, die Porträte der Glieder unserer Familie zu sammeln; er hatte mit großer Mühe Alles zusammengebracht, was er davon auftreiben konnte, keine Mühe, keine Kosten gescheuet, um eine alte Urtante oder einen Großonkel aus der Polterkammer zu erlösen, und so war es ihm gelungen, fast alle bis zum Urgroßvater hinauf

zu erlangen, dessen Bild er die Krone seiner Sammlung und seine Hausperle nannte, weil es von einem vorzüglichen Meister gemalt und in jedem Betrachte ein schöner Kopf war, dem ich, wie der gute Oheim versicherte, in den Hauptzügen gleichen sollte.

Ich wollte mich also malen lassen, und der Zufall führte mir den Maler in die Hände.

Ich saß in einem der vielen öffentlichen Gärten, die wie ein Kranz die lebhafte und zierliche Stadt umgeben. Der schöne Nachmittag hatte eine Menge Spaziergänger herausgelockt, und bunt durcheinander bewegten sich die fröhlichen Menschen, mit nichts als ihrem Vergnügen beschäftigt.

Der Fremde empfängt einen vortheilhaften Begriff von der Wohlhabenheit und der daraus entspringenden Lebenslustigkeit der Bewohner einer Stadt, bei dem Anblicke so vieler freundlich sich begegnender gutgekleideter Männer und Frauen aller Stände, welche bald in heitern Gruppen unter schattigen Bäumen sich zusammensetzen, die Gaben Gottes unter gesittetem Scherze und vertraulichem Gespräche genießen, oder munter in den reingehaltenen Gängen auf und ab wallen.

Mit Wohlbehagen schlürfte ich meinen Kaffee an einem Tische, von wo aus ich die Hauptpartheien des Gartens übersehen konnte, ohne gedrängt zu

werden, und ergötzte mich an den mitunter recht reizenden Gesichtern der anwesenden Mädchen, die wie wandelnde Blumen die Gänge zierten.

Nach einiger Zeit erst gewahrte ich eines jungen Mannes nicht fern von mir, der — wie ich zu bemerken glaubte — das Bild irgend eines Vorübergehenden zeichnete. Mit scharfem Blicke verfolgte er den gewählten Gegenstand, und schien während der Entfernung desselben das Entworfene auszuführen, und ein feines Lächeln drückte das Gelingen der Arbeit aus.

Der öffentliche Ort gab mir einigermaßen das Recht, mit dem zufälligen Nachbar mich in ein Gespräch einzulassen; ich rückte näher und wartete den Augenblick ab, wo er das Taschenbuch zumachte.

„Wenn es nicht unbescheiden ist," begann ich verbindlich, „so möchte ich wohl den Wunsch laut werden lassen, Ihre Zeichnung zu sehen."

Er heftete sein dunkles Auge prüfend auf mich, und sagte, indem er das Buch aufschlug und mir es in einiger Entfernung hinhielt: „Sie werden nichts Besonderes finden; es sind leicht hingeworfene Züge eines Kopfes, der mir aufgefallen. Ich pflege dergleichen zu sammeln."

Ich betrachtete die Zeichnung, und die treffende

Aehnlichkeit ließ mich im Augenblicke das Original erkennen, das so eben wieder an uns vorüberging.

„Zum Sprechen getroffen!“ sprach ich halblaut: „die kecken und festen Umrisse bekunden den geübten Künstler.“

Mit leichtem Kopfnicken wollte er das Buch in die Tasche stecken.

„Sie würden mich sehr verbinden,“ fuhr ich fort, „wenn Sie mir erlaubten, die ganze Sammlung durchzublättern.“

„Wenn es Ihnen Freude macht — mit Vergnügen,“ entgegnete er, — „aber ich wiederhole, daß alles sehr leicht, oft nachläßig behandelt ist.“

Ich begann zu blättern: eine Reihe von Gesichtern, ernster und komischer Form, einige interessante Köpfe. Aber vor allem gefiel mir der Kopf eines jungen Mannes. Unwillkührlich rief ich: „ei wie schön!“

Er blickte in das Buch, um den Gegenstand meiner Bewunderung zu erfahren, und sagte mit auffallender Bitterkeit: „Die Zeichnung, so schlecht sie seyn mag, ist besser, als der ganze Mensch, dem diese Züge angehören. Sie stehen eigentlich als Warnungstafel in diesem Buche; nehmen Sie sich in Acht, wenn Ihnen je das Gesicht begegnen sollte.“ Rasch

nahm er mir das Buch aus der Hand und steckte es zu sich.

„Ich wäre dem Zufalle große Verbindlichkeit schuldig, wenn er mich durch Ihre werthe Bekanntschaft der Erfüllung eines Wunsches näher gebracht hätte," sagte ich, von dem Gegenstande ablenkend, — „mindestens hätten Sie vielleicht die Güte, mir mit gutem Rathe an die Hand zu gehen."

„Mit Vergnügen!" erwiederte er.

„Ich wünschte für einen geliebten Oheim mich malen zu lassen, und doppelt willkommen wäre es mir, wenn ich den Künstler bereits gefunden und er die Güte hätte, diesen Auftrag zu übernehmen."

„Ich bin Maler," versetzte er, „und übernehme diese Arbeit gern."

„Das freut mich in Wahrheit," entgegnete ich, „und so muß ich bitten, recht bald, wo möglich morgen schon zu beginnen. Ich bin fremd hier, und die Dauer Ihrer Arbeit bedingt die Zeit meines Aufenthalts. Ich setze nur noch hinzu, daß ich nach dem Preise nicht frage, daß mein Oheim Kenner und ein großer Liebhaber von guten Gemälden ist. Darf ich mir die Bezeichnung Ihrer Wohnung und die Stunde ausbitten, in welcher ich Sie besuchen darf?"

„Ich komme zu Ihnen," antwortete er schnell.

„Vielleicht wäre es Ihrer Bequemlichkeit zuträglicher;“ bat ich, „ich habe Zeit und komme gern.“

„Mein Apparat ist klein und meine Bequemlichkeit nicht groß,“ versicherte er; „sonach wünschte ich zu wissen, wenn es Ihnen am gelegensten ist.“

„Wann Sie wollen, so früh Sie wollen. Ich wohne in den drei Kronen, und mein Zimmer ist geräumig und hell.“

Er versprach, um acht Uhr des folgenden Morgens bei mir zu seyn, und er erschien zu gesetzter Stunde; ein Knabe trug sein Geräthe. Er suchte den vortheilhaftesten Platz im Zimmer, setzte mir einen Sessel, und begann seine Arbeit.

Ich saß — wahrscheinlich mit einem sehr ehrenhaften Gesichte — ihm gegenüber, und sah ihn festen Blickes an.

„Ich muß Sie bitten,“ bemerkte er lächelnd, „den Ernst Ihres Gesichtes etwas zu mildern. Ihr Oheim wünscht, wie natürlich, ein freundliches Bild von Ihnen, und das wird am besten bezweckt werden, wenn Sie mich ebenso anblicken, wie Sie einen lieben Anverwandten während einer traulichen Unterhaltung ansehen würden. Ich möchte nicht nur die Form, ich möchte die Seele des Gesichts malen.“

Er hatte eine leicht klingende Saite meines Herzens mit zarter Hand berührt; ihr Ton bebte

sanft durch mein Inneres und mochte dieses angenehme Gefühl in meinen Gesichtsmuskeln ausdrücken.

„So ist es recht," fuhr er fort, „ein ganz anderes Gesicht. Vorhin sahen Sie aus, wie ein junger Rathsherr, der sich in der Amtstracht für den Sitzungssaal malen läßt, wo seine älteren Herren Collegen bereits mit gleichen Amtsmienen aus den vergoldeten Rahmen herabblicken auf die gehorsamst versammelte Bürgerschaft."

„Sie werden mich zu großem Danke verpflichten," versetzte ich, „wenn Sie auf meinem Bilde die Empfindungen ausdrücken, die mich für den Mann beseelen, der mein zweiter Vater, mein geliebter Freund ist. Man muß überall wünschen, von der vortheilhaftesten Seite gesehen zu werden; hier — bei dieser Gelegenheit — wird dieser Wunsch sehr lebhaft, obgleich der Oheim mit Augen der Liebe sieht, die bekanntlich alles verschönern."

„Es ist ein Glück," sagte er seufzend, „solche Verwandte zu besitzen. Mir wurde es nicht zu theil."

„Aufrichtige Freunde ersetzen diesen Mangel," erwiederte ich.

„Aufrichtige Freunde!" wiederholte er bitter: „wo sind diese zu finden? Sie sind seltener, als ein Mondregenbogen." — Er rieb sich die Stirne, als wollte er eine schmerzliche Erinnerung wegwischen.

„Sie müssen traurige Erfahrungen gemacht haben," sagte ich theilnehmend.

„Das kommt wohl in dieser besten Welt! Vielleicht gehört auch bloß Glück dazu, solche Freunde zu finden, und das Glück ist mir nicht hold. Wenigstens trieb es seinen Spott mit mir, als ich glaubte, gefunden zu haben, was ich suchte."

Er schien mit Anstrengung von dieser Idee abkommen zu wollen, aber sein Gesicht war der treue Spiegel seiner Seele; ein finsteres Bild mußte an ihr vorübergehen. Er stand auf und bat um Verzeihung, daß er in dieser Stimmung unmöglich fortarbeiten könne, solle etwas Gutes herauskommen.

Ich bat ihn, sich zu beruhigen, und lud ihn auf eine Flasche Rheinwein ein, der auch hier sein Recht behaupten und die Sorgen verscheuchen würde.

Er lehnte es höflich ab, packte seine Sachen zusammen, rief seinem Knaben, und versprach bei'm Abschiede auf mein freundliches Bitten, morgen von meiner Einladung Gebrauch zu machen.

Die Stimmung des jungen Mannes, der mich bei'm ersten Anblicke für sich eingenommen hatte, nahm mein lebhaftes Mitgefühl in Anspruch. Wie kann man in diesen Jahren, wo das Leben wie eine schöne Blüthe bei heiterem Himmel aus der Knospe gebrochen ist, die Blätter sinken lassen? Doch be-

ruhigte ich mich mit dem Gedanken, daß die Herren Künstler leicht erregt und viel empfindlicher seyen als andere Leute.

Ich hatte nicht einmal nach seinem Namen gefragt, und doch wünscht man, nennen zu können, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Der Kellner sollte ergänzen, was ich versäumt hatte.

„Wie heißt der Maler, der vorhin bei mir war?" frug ich den Dienstfertigen.

„Hölken," war die Antwort.

„Was ist's für ein Mann?" frug ich gleichgültig weiter.

„Ein geschickter Mann; aber er hat seine Mucken im Kopfe."

„Zum Exempel?"

„Zum Exempel — er ist eben ein besonderer Kauz, und malt nicht alle Leute."

„Nun, da hätte er auch zu viel zu thun."

„Ich meine, nicht jeden, der von ihm gemalt seyn will, wenn es auch noch so theuer bezahlt wird."

„Wo wohnt er denn?"

„In der Albrechtsstraße, wenn mir recht ist, in einem Hinterhause," antwortete der Mensch, eine verächtliche Betonung auf das Wort „Hinterhaus" legend.

Mich ärgerte der Narr aus dem Gasthause. Ich dankte für gegebene Nachricht, und schickte ihn fort.

Am folgenden Morgen erschien Hölken mit heiterer Miene. Ich begrüßte ihn, wie einen ersehnten Freund, und in Wahrheit! ich fühlte ein Wohlwollen für ihn, wie ich noch für keinen Fremden gefühlt hatte.

Er ging mit Lebhaftigkeit an seine Arbeit und versicherte, mein Gesicht habe heute ganz den Ausdruck, den er wünsche.

Es erregt eine sonderbare Empfindung, wenigstens mir — einem Menschen unverwandt in die Augen zu schauen, der den sichtbaren Ausdruck unseres Charakters, unser eigentliches Wesen ergründen zu wollen scheint, um es treu auf die Leinwand überzutragen; ich, für meinen Theil, würde es gewagtes Spiel nennen, ein schönes, liebefreies Mädchen in die Augen eines interessanten Malerkopfes stundenlang blicken zu lassen, der mit ganzer Seele die Züge des lieblichen Geschöpfes auffaßt und sich gleichsam zu eigen macht. Für beide gefährlich, je unbefangener sie sind.

Zwischen mir und Hölken hatte es keine andere Folge, als daß wir zutraulicher wurden und nach abgebrochener Sitzung eine Flasche Niernsteiner recht heiter miteinander ausstachen.

Wir kamen auf die Kunst im Allgemeinen und endlich auf seine Arbeiten insbesondere zu reden. Als ich erfuhr, daß er nicht allein Porträtmaler, sondern das historische Fach das Hauptstreben seines Studiums sey, so äußerte ich den Wunsch, ihn zu besuchen und seine Werke zu sehen; er schien aber demselben auf alle mögliche Weise ausweichen zu wollen.

Falsche Schaam! dachte ich. Er wird schlecht eingerichtet seyn. Künstler, die eigensinnig sind, verdienen nicht viel, weil sie ihre Kunst nicht zur melkenden Kuh herabwürdigen. Er hat großes Unrecht; seine Gemälde, wenn anders sie werth sind, so genannt zu werden, sind die schönste Zierde des einfachsten Zimmers.

Ich wurde übrigens aus der wechselnden Laune des guten Hölken nicht klug: sie schien ein Motiv im Hintergrunde zu haben, hinter das ich gar zu gern gekommen wäre; aber wie das anfangen, ohne die wunde Stelle zu berühren? Er ging länger als eine Woche bei mir aus und ein, und ich fand diesen Anfang nicht.

Mittlerweile hatte ich mich in H**** umgesehen, hatte Besuche bei Handelsfreunden gemacht, war dieser und jener Einladung gefolgt, hatte hier mehr Freude erwartet als gefunden, dort mehr gefunden als ge-

sucht. Namentlich wurde ich in dem Hause des Großhändlers Buschheim mit vieler Auszeichnung aufgenommen, und von seinen Töchtern, einem lieblichen Schwesterpaare, nach einiger Bekanntschaft recht freundlich behandelt, so, daß ich mir bald selbst gestehen mußte, die älteste von ihnen habe einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht, der bleibend werden zu wollen schien.

Amalie hatte wirklich etwas sehr Einnehmendes, und verrieth tieferes Gefühl, als die jüngere Schwester, die bei vieler Redseligkeit einen ziemlichen Hang zu witzelnden Spöttereien besaß, dem sie bei jeder Gelegenheit folgte.

Zufällig lenkte sich einmal das Gespräch auf Porträtmalerei, und der Name Hölken wurde genannt. Man sprach mit Achtung von seiner Kunst, bedauerte aber, daß er ein Sonderling sey, der — nach dem Laufe der Welt sich nicht richtend — ein zurückgezogenes, einsiedlerisches Leben führe.

Ich erwähnte meiner Bekanntschaft mit ihm nicht, aber ich hielt es für Pflicht, seine Parthei zu nehmen.

„Er wird keine Neigung zu der gewöhnlichen sogenannten Geselligkeit haben," wandte ich entschuldigend ein; „der wahre Künstler findet seine

Welt in sich, und Abgezogenheit ist die gewöhnliche Folge eines fleißigen Studiums."

„Allerdings!" meinte Herr Buschheim, „doch kann man die Abgeschiedenheit so weit treiben, daß man endlich für die Zeitgenossen gleichsam abstirbt. Der Künstler muß so gut wie der Kaufmann mit seiner Waare zu rechter Zeit losschlagen; und mit seinem Pfunde wuchern, ist Pflicht der Selbsterhaltung und Klugheit."

„Der einzelne Mann," bemerkte ich, „bedarf wenig, wenn er genügsam ist."

„Wenn er das wäre!" entgegnete Madam Buschheim; „aber man sagt, er sey verheirathet, seine Frau komme jedoch nicht aus dem Hause, und scheine auf solche Art nicht sehr angenehm zu leben."

„Sie soll recht hübsch seyn," fiel das Plauderschwesterchen ein, „aber das kann ich kaum glauben, sonst würde sie sich wohl sehen lassen unter den Leuten."

„Wenn sie nun aber ihr Alles in der Gesellschaft ihres Gatten findet?" strafte sanft Amalie.

„Das müßte ein Phönix von Mann seyn, der das ganze Interesse eines Frauenzimmers so fesselte, daß es für alles Uebrige unempfindlich wäre," scherzte das Mädchen.

„Kennen Sie ein solch' inniges Verhältniß sich nicht denken?" frug ich boshaft.

„O ja!" entgegnete es, „nur nicht von solcher Dauer und von solcher Stärke; das liegt nicht in der Natur. Nein, ich glaube eher, der Herr Hölken ist eifersüchtig und hütet seinen Schatz."

„Wir können über die Verhältnisse desselben nicht urtheilen, weil wir sie nicht kennen," erinnerte Herr Buschheim mit einigem Ernste, „und Schlüsse auf Vermuthungen bauen, ist eine ungerechte und lose Mühe."

„Nun, Väterchen!" entschuldigte sich die Plauderin, „es ist mit meiner Vermuthung auch nicht so ernstlich gemeint. Sitzt Madam Hölken aus freiem Willen zu Hause, so sitze sie in des Himmels Namen; aber ärgern würde mich's doch, wenn sie der Laune eines übermüthigen oder mißtrauischen Mannes ihre Freiheit geopfert hätte, und das letztere ist mir das wahrscheinlichste; denn man liebt die Welt, wenn man jung ist."

„Man flieht auch die Welt, wenn man bittere Erfahrungen gemacht hat," versetzte Amalie.

„Die Leutchen sind auch zu kurze Zeit hier, um große Bekanntschaften gemacht zu haben," bemerkte die Mutter.

„Und jedenfalls ist Eingezogenheit kein Fehler

eines Frauenzimmers," setzte Herr Buschheim betonend hinzu.

Daß Hölken verheirathet sey, schien mir mit einemmale Licht über sein seltsames Benehmen zu geben. Ich reimte mir allerlei Möglichkeiten und setzte endlich eine Geschichte zusammen, welche die Auflösung des Räthsels seyn mußte: Hölken hat ein junges, schönes Mädchen kennen gelernt — Schönheit ist die Hauptbedingung, um den Künstler zu fesseln —; Hölken selbst ist ein hübscher, feuriger junger Mann, der seine Liebe rasch verfolgt. Das schöne, aber arme Mädchen preist sich glücklich, einem Gatten zu gehören, dem sie keine andere Mitgift bringt, als eine reine Seele in einem makellosen Leibe. Der Jüngling eilt, den Besitz der Geliebten sich zu sichern, und das junge Ehepaar führt ein stilles Götterleben. Aber Hölken steht als Künstler in vielfachen Verbindungen und muß malen, um für sich und die Geliebte zu erwerben. Es gehen Leute bei ihm ab und zu, die nicht nur seine Gemälde, sondern auch seine Frau schön finden. Einer von diesen, arglistig und gewandt, nimmt die Maske der Freundschaft vor, und beträgt sich geraume Zeit so unbefangen, so würdig, daß der gute Hölken täglich sorgloser — der Hausfreund täglich dreister wird, bis endlich ein mißlungener Angriff auf die Tugend des Weibchens

beiden die Augen öffnet, und Hölken, im gerechten Zorne, mit der Vehemenz seines reizbaren Wesens, den Schändlichen abfertigt, wie er es verdient. Die Geschichte wird ruchbar, — seine Frau ein Gegenstand lästiger Neugierde und hämischer Krittelei. Er selbst, verletzt, gequält von Aerger und Besorgnissen, verläßt eine Stadt, wo seine Seelenruhe gefährdet ist. Er kommt nach H***, lebt verborgen, sucht seine Gattin Aller Blicken zu entziehen, und jeder, der sich ihm freundlich nahet, ist seiner Meinung nach ein verkappter Feind, der Gelegenheit sucht, sein Liebstes ihm zu rauben. Daher die Klage über betrogene Freundschaft, daher die Sonderlingslaune, daher sein Ausweichen, wenn man sich ihm nähert, daher — etcetera — Alles! Ich däuchte mir gewaltig klug, als ich bis zu diesem „Alles" gekommen war.

Nun kränkte es mich aber doch einigermaßen, daß Hölken bei mir keine Ausnahme machte, auch mir den Zutritt versagte; mir, der ihm bei jeder Gelegenheit eine aufrichtige Anhänglichkeit gezeigt hatte, eben so wenig zu trauen schien.

Die Neugierde im Gefolge einer kleinen unschuldigen Rache trieben mich, Hölkens häusliches Verhältniß, dem das Stille, Geheimnißvolle desselben einen eigenen Reiz verlieh, auch gegen seinen Willen näher kennen zu lernen.

Als Vorwand des unerwarteten Besuches durfte ich ja nur Briefe meines Vaters vorschützen, die mich dringend nach Hause riefen und somit den Wunsch entschuldigten, mein Bild mitzunehmen.

Ich trieb mich einige Tage mit dem Vorsatze umher, bis ich zur Ausführung schritt.

In dem bezeichneten Hause in der Albrechtsstraße angekommen, wies man mich über den Hof in ein artiges Häuschen, das, von einem Blumengärtchen umgeben, sich recht freundlich ausnahm, und ursprünglich wohl nicht zu einer Miethwohnung bestimmt war.

Das Herz klopfte mir doch ein wenig schneller, als ich die Treppe — ich wußte selbst nicht, warum, so leise als möglich hinaufstieg. Ein Zettel auf der nächsten Thüre enthielt: „Arbeitszimmer des Malers Hölken." — Ich klopfte und trat auf das einladende: „herein!" rasch in das Gemach.

Hölken erhob sich von seinem Sessel, legte Stock, Palette und Pinsel beiseite, und bewillkommte mich mit einiger Verlegenheit.

„Sie haben seit einiger Zeit sich so selten gemacht," begann ich, mich entschuldigend, — „daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, Sie in Mitte Ihrer Arbeiten zu überfallen, um zu sehen, was die kunst-

fertige Hand meines Freundes schafft, und nebenbei mich zu erkundigen, wie weit mein Bild gediehen ist."

„Ich bin fleißig daran, wie Sie sehen," antwortete er, „und hoffe, vielleicht in der nächsten Woche damit zu Stande zu kommen, wenn anders Licht und Laune günstig sind."

Ich bezeigte ihm meine Zufriedenheit darüber, und äußerte endlich den Wunsch, einige seiner sonstigen Arbeiten zu sehen.

„Ich habe wenig Fertiges von Bedeutung," sagte er höflich, „das meiste ist unvollendet. Indessen ein Bild — wenn Ihnen das genügt —"

„Hinlänglich! Ich bin nicht Kenner, aber ich liebe die Kunst, und glaube Sinn für das Schöne zu haben; zudem — ein Werk von Ihrer Hand hat doppelten Reiz für mich."

„Um darnach zu beurtheilen, wie Ihr Bild allenfalls ausfallen könnte?" versetzte er lächelnd; er hob ein Bild von der Staffelei, lehnte es, die Rückseite uns zugekehrt, an die Wand, stellte ein anderes auf, und führte mich auf den Platz, von wo aus es im rechten Lichte gesehen werden konnte.

Es war ein Nachtstück: Achilles an der Bahre seines Freundes Patroklus.

Der große, stille Schmerz in dem schönen, halbbeleuchteten Antlitze des Helden, auf dessen Stirne —

wenn ich mich so ausdrücken darf — das erste Zusammenziehen der Donnerwolke sichtbar wurde, die den Tod des Freundes zu rächen drohte, — gegenüber von dem erblichenen Angesichte des im Kampfe Gefallenen, auf welchem ein leise angedeuteter Zug um den geschlossenen Mund den letzten, freudigen Gedanken auszudrücken schien, für den Freund das Leben geopfert zu haben, — das Bild machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich.

Hölken ließ mir Zeit, es mit Muße zu betrachten, legte dann die Hand auf meine Schulter und frug: „gefällt es Ihnen?"

„Wie mir nicht bald etwas gefallen hat," antwortete ich, zu ihm gewendet und seine Hand drückend: „es ist das erhabenste Lob einer bis in den Tod bewährten Freundschaft."

„Ein Bild aus entschwundenen Zeiten! Solche Freundschaft lebt nur noch in der Idee. Sie selbst, die Göttliche kehrte, verrathen und verkannt, zurück in jene ewig lichten Räume, wo Wahrheit und Tugend ihr schwesterlich die Palme reichen."

„Ein trüber Gedanke!" erwiederte ich, „doch glücklicherweise nur Gedanke. Wir sind gewohnt, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu preisen. Die Tugend ist darum noch nicht von uns gewichen, weil viele von der Tugend weichen. Ich fühle, daß

ich eines Freundes Freund seyn könnte, und dieses Gefühl theilen — ich hoffe es zu der Natur, die immer neu erzeugt, was untergegangen zu seyn scheint — dieses Gefühl, sage ich, theilen Tausende mit mir. Aber es ist Gunst des Himmels, den Freund zu finden. Und dennoch würde ich an die Freundschaft glauben, auch wenn ich dieses Glück im Leben nicht erränge."

„Wohl Ihnen, wenn Ihr frommer Glaube nie getäuscht wird!" sagte er seufzend.

„Wenn Ihnen die Erfahrung das bittere Gefühl gelehrt; wenn ein sogenannter Freund Sie getäuscht hat, war es die Freundschaft, von der Sie hintergangen worden? war es nicht eigene, falsch getroffene Wahl? — Nein, lieber Hölken! mag auch die Ursache seyn, welche sie wolle, die Sie an wahrer Freundschaft zweifeln macht, ich glaub' es nicht, daß Sie daran verzweifeln. Der Gute glaubt an das Gute, weil es in ihm liegt. Ohne Glauben an die Freundschaft konnten Sie das nicht malen, nicht so malen, wie Sie hier gemalt haben; Ihre Seele mußte empfinden, was Sie in Form und Farben so rührend wiedergaben; Ihr eigenes Bild beweiset gegen Sie."

Ein bitteres Lächeln zuckte um den Mund des jungen Mannes. „Kann es den im Dunkeln schmach-

tenden Gefangenen trösten, daß außer seinen dumpfen Mauern Licht und Leben ist?" frug er.

„Warum nicht, wenn ihn die Hoffnung nicht verläßt, dereinst in diesem Lichte wieder frei zu wandeln?" entgegnete ich.

„Wer führt den düstern Geist an's Licht der Freiheit?" seufzte er.

„Die Hand der Freundschaft, — diese Hand," sagte ich lebhaft, „die ich Ihnen biete zum innigen Bunde."

Er sah mich an mit einem Blicke der tiefsten Empfindung; ein besseres Gefühl schien mit seinen Zweifeln zu ringen; sein Gesicht erheiterte sich, er nahm meine Hände, drückte sie sanft und sagte: „ich glaube an die Wahrheit Ihres Gefühls, es ist ein sanfter Strahl, wie aufglimmendes Morgenroth, der die trübe Landschaft meines Lebens zu beleuchten beginnt. Ich danke Ihnen herzlich für dieses seltene Gefühl, doch, ich darf den Freund nicht in mein Schicksal ziehen."

„Sie nehmen alles viel zu schwer, lieber Hölken!" sagte ich lächelnd: „unser Schicksal ruht denn doch wohl nur in unserer eigenen Brust. Die meinige fühlt Wohlwollen für Sie ohne alle Nebenrücksichten, so muß es die Ihrige auch. Nehmen Sie mich, wie ich bin, wie ich Sie nehme, lieber Höl-

ken! Ich glaube an Redlichkeit und Treue, glaube an Sie, und wenn ein gleiches Gefühl Sie zu mir neigt, so schlagen Sie froh und fröhlich ein!"

„Von ganzem Herzen!"

„Und nun, mein lieber trüber Geist!" fuhr ich heiter fort, „ein Wort des Freundes, das Sie ruhig anhören müssen, weil es gut gemeint ist: Sie leiden, glaub' ich, mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit."

Er wollte sprechen.

„Lassen Sie mich ausreden —" unterbrach ich ihn. „Ehe ich Sie frage, lieber Hölken, was Ihnen fehlt, will ich Ihnen vorrechnen, was Sie haben; vielleicht giebt diese Addition schon ein recht contentirendes Resultat — Sie vergeben dem Kaufmanne — und es ist für manche Leute recht ersprießlich, wenn ihre Bücher manchmal durchgegangen und zwischen Soll und Hat eine Bilance gezogen wird. Zuerst also an das Soll, dann kommen wir an das Hat. Da steht bei Ersterem gleich oben an in Ihrem Lebenshauptbuche ein sehr solider Posten: Jugend und Gesundheit; diesem folgt ein noch stärkerer: Talent und Kunst, ein Capital, in consolidirte Fonds gelegt, das — con amore umgetrieben — eine schöne Rente abwirft."

„O ja!" fiel er bitter lächelnd ein, „mindestens

Salz und Brod; und Luft, Licht und Waſſer giebt die Natur wohlthätig obendrein."

„Nun," ſagte ich ſcherzend, „der wahre Künſtler nimmt nach Umſtänden zuweilen wohl auch mit dieſem vorlieb. Doch davon kann bei Ihnen nicht die Rede ſeyn. Sie ſind als Maler anerkannt; man ſpricht mit Achtung von Ihren Arbeiten, und wenn Sie nur wollen —"

„Wollen?" rief er etwas heftig, — „leider ſoll ich oft wollen, wo ich nicht will; das iſt der Umſtand."

„Was Sie aus Grundſätzen nicht wollen, lieber Freund, das wird Ihnen nie zum Vorwurfe gereichen. Aber — vergeben Sie meiner Aufrichtigkeit — man kann auch den Eigenſinn zum Willen erheben und ſich ſelbſt überreden, man habe nur gewollt, was recht und billig iſt. Doch ſtill davon; ich bin überzeugt, daß Ihr Wille gut iſt, wenn vielleicht auch Ihre Wünſche es nicht immer ſind."

„Meine Wünſche?"

„Ja, Freund, Ihre Wünſche! Des Menſchen Herz iſt ein wunderliches Ding, und die beſten Herzen haben nicht immer die klügſten Wünſche. Genug, Sie ſind jung, ſind geſund, ſind Künſtler: Stoff genug, um froh zu ſeyn."

„Es gab eine Zeit, wo ich ſehr froh war," ſagte er.

„Nun, das kommt wieder," fiel ich ein, „denn alles wiederholt sich im Laufe des Lebens. Und so wollen wir die Grillen fahren lassen und recht freudig hoffen, daß es bald geschieht. Was ich dazu beitragen kann mit Wort und That, das biete ich hier mit dem redlichsten Herzen an. Aber Sie müssen auch selbst dazu mitwirken, mein Lieber! müssen nicht so eingezogen leben, sich nicht von allen unschuldigen Freuden des Lebens zurückziehen; das macht dickes Blut, und man darf es mit der sogenannten Welt nicht ganz verderben, weil diese Egoistin sich immer an ihren Verschmähern rächt."

„O diese große — erbärmlich kleine Welt! Sie wissen nicht, mein guter Horst —"

„Ich will auch jetzt nichts, als Sie heiter wissen. Darum vergeben Sie es meinem guten Willen, wenn er eine Saite berührte, die einen Mißton giebt."

„Ich habe seit langer Zeit zum erstenmale Friede und Freude in meinem Innern gefühlt," sagte er, „lassen Sie mich die seltene Erscheinung ungetrübt genießen."

„So ungetrübt, wie reiner, goldperlender Rheinwein, mit dem wir jetzt auf brüderliches Du die junge Pflanze Freundschaft begießen wollen, daß sie freudig aufwachse zum Baume, der Schatten giebt in der Schwüle des Tages."

„Recht! und Du frühstückst mit mir," erwiederte er; „Du mußt nicht glauben, daß es bei'm Maler gar so kahl aussieht, wenn er auch vorhin von Brod und Wasser sprach; er hat Rheinwein im Keller, guter Freund! zwar nicht gekauft — die Muse gab mir ihn — aber ächt, wie Gold. Erlaube, daß ich meine Bestellungen mache."

Eilfertig ging er in's Nebenzimmer, und kam bald mit der Versicherung zurück, daß in wenigen Minuten alles bereit seyn würde.

„Wie ich gehört habe, bist Du verheirathet," sagte ich hingeworfen.

„Hast Du davon gehört?" frug er mit — wie mir däuchte, sonderbarem Lächeln.

„Zufällig!" antwortete ich. „Um so mehr freut es mich, bei dieser Gelegenheit nächst Deinem Rheinweine auch Deine Gattin kennen zu lernen."

„Große Ehre für beide," erwiederte er, mich unter den Arm nehmend und in ein recht artig aufgeputztes Zimmerchen führend, wo er mich auf das Sopha nöthigte, vor welchem ein zierlich gedecktes rundes Tischchen stand.

„Du mußt vorlieb nehmen, wie Du es findest; unsere kleine Wirthschaft ist höchstens nur auf einen Gast, nicht auf Gäste eingerichtet. Während Wilhelmine einen Imbiß besorgt, steige ich zu Keller.

Laß' Dir die Zeit nicht lang währen, ich bin im Augenblicke wieder da."

Sollte das Plauderschwesterchen, Fräulein Buschheim, doch recht haben und der Herr Maler ein wenig eifersüchtig seyn? dacht' ich. Um so neugieriger war ich, den Gegenstand seiner Liebe und Sorge zu sehen.

Auf jeden Fall hatte ich mir etwas Hübsches gedacht, dafür bürgte mir der Schönheitssinn des Künstlers, aber wie sehr überrascht war ich, als sie hereintrat, die Erwartete.

„Mein Freund Horst," sagte der ihr folgende Hölken, mich vorstellend.

Ich wußte nicht, wie ich geschwind genug vom Sopha kommen sollte, um meine Verbeugung zu machen.

Eine liebliche Röthe ergoß sich über das Madonnengesicht des jungen Weibes, das sittsam sich vor mir neigte.

„Ich freue mich, den Freund meines Theodors willkommen zu heißen," hauchte sie mit einem Flötenorgane, während die gesenkten Wimpern sich hoben und ihr Blick dem meinen begegnete.

Was ich in der Verwirrung geantwortet haben mag, weiß ich nicht mehr; viel Kluges mag es wohl nicht gewesen seyn.

Hölken, dem meine Ueberraschung nicht entgangen seyn konnte, war artig genug, mich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er mich auf's Sopha zurückdrückte und die Gläser füllte.

„Auf herzliches Du und Du!" sagte er anstoßend, und der köstliche Wein floß wie Nektar über meine Lippen.

Mit der zierlichsten Geschäftigkeit ordnete meine schöne Wirthin den Tisch, und von ihren Händen bedient, dünkte mir das Frühstück ein Göttermahl. Die Spannung wich; in unser Gespräch fand sich bald jener herzliche Ton, der auch dem einfachsten Gedanken eine angenehme Bedeutung giebt.

„Ich darf also wiederkommen?" frug ich bei'm letzten Tropfen, der im Glase blinkte.

„Ich bitte Dich darum," antwortete Hölken.

„Und meine gütige Wirthin —"

„Theodors Freund ist immer willkommen."

Ich schied und kehrte mit seltsamen Empfindungen in meinen Gasthof zurück.

Ich konnte mir den Eindruck nicht verhehlen, den das engelschöne Weib auf mich gemacht hatte, und bald ertappte ich mich auf Wünschen, die, dem Freunde gegenüber, mir nicht redlich däuchten. Ich wollte ihnen entfliehen, ich machte eine Excursion auf einen ländlichen Belustigungsort, ich besuchte die

Abendtafel des Gasthofes, ich nahm endlich zum Champagner meine Zuflucht — umsonst! Wilhelminens Bild gaukelte vor meiner erregten Phantasie, und selbst der Schlaf, sonst mein guter Freund, war heute mit ihm im Bunde, und führte es in immer neuen Reizen vor meine trunkenen Sinne. Erst gegen Morgen übte die Natur ihr Recht und strickte die müden Glieder los in sanftem Schlummer.

Erquickt erwachte ich. Ich schob auf Rheinwein und Champagner, was ich auf eigene Rechnung nicht nehmen wollte, und gelockt von dem schönen Morgen, eilte ich hinaus in's Freie, wo die Seele sich so gern reinigt von den Niederschlägen und Schlacken des gemeinen Lebens, und nachdem ich einige Stunden, guter Gedanken und Entschließungen voll, herumgeschlendert war, kehrte ich zur Stadt zurück, um — meinen neuen Freund zu besuchen.

Dieser empfing mich mit der herzlichsten Freundlichkeit, bat mich jedoch nach kurzer Unterredung, ihm nicht übel zu nehmen, wenn er mich ersuche, zu Wilhelminen hinüber zu gehen. „Ich habe da," sagte er, „eine Arbeit unter den Händen, die ich immer liegen ließ, weil sie mir nicht angenehm war, die aber bis Mittag fertig seyn muß, will ich mein Wort halten."

Ich drang in ihn, sich nicht stören zu lassen,

versprach, ein andermal zu kommen; aber er gab es durchaus nicht zu, sondern nahm mich scherzend am Arm, schob mich ohne Umstände in das Zimmer der Gattin, die an ihrer Stickerei saß, und rief: „Freund Horst will Dir einen guten Morgen sagen; ich muß nothgedrungen so unartig seyn und Euch verlassen, übernimm Du meine Entschuldigung."

Verschwunden war er, und ich mit ihr allein.

Anfänglich überflog mich, meiner guten Vorsätze ungeachtet, doch eine kleine Verlegenheitshitze, und auch sie, wenn ich mich nicht täuschte, schien etwas ähnliches zu empfinden; aber — wie sich die Elasticität des weiblichen Charakters so leicht aus jeder Beengung windet, — sie lenkte mit großer Leichtigkeit das Gespräch auf allgemeine Gegenstände, und wußte so angenehm zu plaudern, daß ich mich bald zurecht fand im gegebenen Thema, und mehr Unbefangenheit gewann, als ich gehofft hatte.

„Fertig!" rief Hölken eintretend, — „fertig, Kinderchen!" und verwundert, daß es schon Mittag sey, nahm ich schleunig Abschied.

„Ich begleite Dich eine Strecke," sagte er, die Zeichnung nehmend, „ich muß mich der langweiligen Commission entledigen, — Du kommst aber nach Tische, Horst, nicht wahr? dann wollen wir eins plaudern."

Ich versprach es und kam — kam oft, kam alle Tage, und brachte fast all' meine Zeit bei ihm — mehr noch bei Wilhelminen zu.

Nein! eifersüchtig war er nicht! Da hatte man ihm großes Unrecht gethan, denn er sah mich kommen, bleiben, gehen, wußte mich stundenlang mit seiner Gattin allein, und sein freundliches, zutrauliches Benehmen gegen mich änderte sich durchaus nicht, er schien es sogar gern zu sehen, daß ich die Einsamkeit Wilhelminens erheiterte, während er seiner Kunst oblag.

Ich lebte ein stilles, angenehmes Leben in seinem Hause, das sie, die Liebliche, mir zum Feentempel umwandelte. Ich hatte mich daran gewöhnt, in ihr die Gattin meines Freundes zu verehren; ihre Tugend hatte mir den Standpunkt angewiesen, der mir als Dritter in diesem Bunde gebührte und mir genügte. Ich las, ich zeichnete in ihrer Gesellschaft, und fand, daß man entfernt von dem Geräusche der großen Welt ein reineres Vergnügen zu genießen fähig sey, als sie gewöhnlich bietet. Dem stillen Reize der Gegenwart huldigend, entschlug ich mich aller Gedanken an die Zukunft.

„Ich weiß nicht, welche heitere Gewalt Du über uns übst," sagte Hölken eines Tages, „aber wahr ist es, nie war ich munterer, arbeitslustiger, als

seit Du bei uns bist. Die trübe Vergangenheit liegt hinter mir mit einem wohlthätigen Nebel bedeckt; ich kann sogar mit Ruhe an unerfüllte Wünsche denken, was sonst so leicht mich unwirsch machte.

„Und diese Wünsche?" frug ich.

„Ich darf sie nennen," versetzte er. „Frühe schon, als ich die Kunst kennen und lieben lernte, war mein Sinn einzig und allein auf Italiens klassischen Boden gerichtet. Dieser Sehnsucht verdankte ich mein ämsiges Streben nach Ausbildung, und habe ich einige Ansprüche auf den Namen Künstler erworben, so war sie es, die mich unaufhörlich spornte, mich würdig zu machen, das Wunderland zu schauen. In dieser Hoffnung lebt' und webte ich; ich würde mich hinein gebettelt haben, wenn es an andern Mitteln mir gefehlt. Da starb mein Vater, mit ihm so manches; — die kommende Zeit legte mir Pflichten auf, die — anfangs leicht — doch endlich drückend werden, und so trug ich und trage mein Loos, wie ein gefesselter Zugvogel, der mit bitterem Schmerze die wandernden Brüder nach Süden ziehen sieht."

„Das muß Dich trösten," versetzte ich, „daß der Mensch unter der Macht der Verhältnisse steht."

„Ach! eben diese Verhältnisse!" rief er, „die so vieles hemmen, stören. Nun, sie scheinen sich wen-

den zu wollen. Ein neuer Stern ist an meinem Horizonte aufgegangen, ich verfolge mit Freude seine Bahn, er führt durch gute Himmelshäuser und günstig ist die Constellation. Trügt mich mein Glaube nicht, so bringt er baldige Erfüllung."

„Das wünsch' ich Dir von ganzem Herzen, Herr Astrolog!" sagte ich, „obgleich Deine Worte demjenigen räthselhaft klingen müssen, der nicht weiß, wovon Du eigentlich sprichst."

„Ich scherze nicht, mein guter Adolph!" entgegnete er freundlich, „das Räthsel soll sich — wird sich lösen; nicht alles ist so wie es scheint. Ein jeder folge seinem Gefühle mit treuem Herzen, das ihn gewiß zum Ziele führen wird."

Er setzte lächelnd sich an seine Staffelei.

Daß doch die Künstler, dacht ich, so gern dem Phantasus folgen, der sie durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, auf unbetretenen Bahnen führt, wo sie eine Weile gefahrlos wie Schlafwandler sich bewegen, während Andere das Halsbrechen fürchten würden. Endlich fällt mein guter Hölken doch mit sammt dem neuen Hoffnungssterne aus seinem Himmel, und stimmt mit gequetschten Rippen das alte Lamento wieder an.

Uebrigens hatte mich seine Phantasterei doch nachdenklich gemacht. Wie, wenn mehr Sinn darin

läge, als ich glaubte? Welche Verhältnisse konnte er meinen, die er für Fesseln hielt? Doch seine Ehe nicht? Unmöglich! Wer würde nicht die Lust, Italien — die ganze Welt zu sehen, um den Besitz des Engels, seines Weibes dahin gegeben haben? — Und welcher Hoffnungsstern war ihm aufgegangen, der ihn von diesen Fesseln befreien sollte? Er hatte so zuverlässig gelächelt, als er von Lösung des Räthsels sprach, — welches Räthsels? ich wurde nicht klug daraus und war sehr geneigt, meinen Freund auch nicht für klug zu halten.

An diese Betrachtungen reihten sich andere über die Lebensweise dieses Ehepaares. Daß Hölken seine Gattin liebte — wer konnte zweifeln, der sie kannte? Aber diese Liebe schien einen Charakter angenommen zu haben, dessen kühler Ernst all' die kindlich süßen Neckereien des traulichsten Verhältnisses unter sich verbannt hatte; auch nicht die kleinste Liebkosung, die sonst der Gatte auch in Gegenwart des Dritten sich erlaubt, hatte ich bisher bemerkt.

So artig Hölken in meiner Anwesenheit gegen Wilhelminen war — es war mir nicht entgangen, daß er doch immer, mehr oder minder, den Gebieter spielte, der Widerspruch zu ertragen nicht gewohnt war, während sie mit der aufmerksamsten Ergebenheit nur für ihn zu leben schien, den eigenen Willen

nur dem seinen unterordnete. Wußte sie, welche Wünsche er ihr geopfert hatte? War im Besitze des Kleinods der Werth desselben geringer geworden? Oder, als er sich ihren Besitz errang, war es dem Künstler nur um die schöne Form eines Modells zu thun gewesen, das ihm als Studium nur Reize bot? Und ich sollte darben vor dem offenen Himmel, der ihm gleichgültig geworden war? Ich verlor mich in Verfolgung dieser Idee, und dunkle, unendlich reizende, sinnverwirrende Vorstellungen knüpften sich daran.

Von jetzt an betrachtete ich Wilhelminen mit ganz anderen Augen.

Dieses schöngeformte, blühende Gesicht, mit allen Reizen der Gesundheit überstrahlt; dieses herzgewinnende Auge unter den feinen dunkeln Bogen, von langen Wimpern beschattet; der frische Mund, der schöne Hals, die vollen Arme — und diese Fülle weiblicher Reize sein zu nennen mit dem überschwenglich seligen Gefühle der innigsten Mitempfindung ihrer schönen Seele —! Ein verrätherisches Feuer brannte in meinen Adern, so oft ich mich ihr näherte.

Wilhelmine mochte meinen veränderten Zustand bemerken. „Was haben Sie?" frug sie theilnehmend, „Sie scheinen beunruhigt — Ihre Wangen brennen; sind Sie nicht wohl?"

„Wohler war mir's noch nie, als in diesem Augenblicke," antwortete ich, „und doch so bange, so eng dabei."

„Mein Gott?" rief sie erbleichend — „Sie werden doch nicht krank werden? Wollen Sie den Arzt?"

„Behüte der Himmel! Mir ist gewiß recht wohl, wenn auch mein Puls etwas rascher schlägt."

„Am Puls soll man ja fühlen können, wenn ein Fieber im Anzuge ist! Schade, daß ich mich nicht darauf verstehe!"

„Wem würden die Pulsen nicht höher schlagen, wenn eines solchen Arztes Hand sie berührt?"

Ihre Wangen überflog ein hohes Roth; sie setzte sich langsam zu ihrer Arbeit, und ich merkte wohl, daß ich etwas recht Albernes gesagt hatte. Aber gesagt war's, und ihre Theilnahme hatte mir unendlich wohl gethan.

Wenn sie ahnte, was Dir das Blut durch die Adern jagt? Wenn sie erwiederte, was Du fühlst? — Ich erschrack vor dem Gedanken, wie man vor der Sünde erschrickt, aber ich konnte ihn nicht mehr los werden. Was auch Vernunft und Pflicht in ruhigeren Augenblicken mir sagte, — der Funke der Leidenschaft, den Wilhelminens erster Anblick in mein Herz geworfen, war nicht erloschen; hatte fortgeglommen, und schlug zur hellen Flamme nun empor.

Mein Wesen hatte sich geändert: der heitre Sinn war von mir gewichen; in ihrer Gegenwart, wo sonst der Zauber ihres Liebreizes mich gefesselt hielt, durchkreuzten verwegene, wilde Gedanken mein erhitztes Gehirn. Einzig und allein dem unseligen Zuge folgend, der keinen andern Gedanken, als den Wunsch nach ihrem Besitze aufkommen ließ, verlor ich mich immer tiefer in dem furchtbaren Labyrinthe. In dumpfes Hinbrüten versunken, kam kein freundliches Wort mehr über meine Lippen, ich grollte mit mir, mit der Welt, mit ihr selbst, die mich nicht verstand — nicht verstehen wollte, und doch zitterte ich, wie ein Verbrecher, verstanden zu werden.

Lange durfte dieser furchtbare Zustand nicht dauern, wenn er mich nicht vernichten sollte, das fühlte ich wohl, und oft war mir's, als müßte ich durch eine blutige That den Knoten lösen.

So saß ich, stumm zu Boden blickend, nicht fern von ihr. Da trat sie zu mir und begann mit tief bewegter Stimme, ihre Hand auf die meine legend: „mein guter Horst! Sie tragen einen schweren Kummer auf Ihrem Herzen, oder sind zum Tode krank. Weisen Sie die Hülfe Ihrer Freunde nicht von sich, die bereit sind, alles für Sie zu thun."

Ich mochte sie seltsam anblicken.

„Adolph!“ fuhr Sie dringender fort,“ was haben Sie? darf Ihre Freundin es nicht wissen?“

Der Klang ihrer süßen Stimme, die sanfte Berührung ihrer Hand, ihr feuchtes Auge, das mit reinem Mitgefühle auf dem meinen weilte und eine Antwort heischte —: wer konnte diesem Zauber widerstehen? — Die Krisis war eingetreten; das eherne Netz, in das die wilde Leidenschaft mein Herz geschlagen hatte, — es riß, und sanftere Gefühle netzten meine Wimpern.

„Es war ein wilder Traum, in dem ich lag,“ sagte ich leise; „Sie haben mich mit zarter Schonung erweckt am schwindelnden Abgrunde, haben mich mir selber wieder gegeben, das fühl' ich in meiner tiefsten Seele; es wird nun besser werden.“

„Darf ich das hoffen?“ fragte sie mit Himmelsmilde.

„Gewiß!“ betheuerte ich, und drückte ihre Hand, die sie mir gelassen hatte, an die Brust.

Hölken trat ein und schien überrascht von der Scene.

„Vergebt mir, wenn ich Euern Frieden störte,“ sagte ich tief erschüttert, „es soll nicht mehr geschehen. Lebt wohl!“

„Ich seh' Dich wieder?“ rief er mir nach.

Ich nickte mit dem Kopfe und eilte nach Hause,

um mich einsam auszuweinen in dem schmerzlich wonnigen Gefühle der wiederkehrenden Tugend, um mich zu stärken in dem rettenden Entschlusse, der klar und unabänderlich vor meiner Seele stand.

„Ich muß fort," sagte ich des folgenden Tages zu Hölken; „unabwendbare Umstände machen meine Gegenwart im Vaterhause nothwendig."

„Fort?" rief er aufspringend — „Du willst fort?"

„Ich muß! — Wie steht's mit meinem Bilde, nach dem ich bisher nicht fragen mochte, um mich und Dich nicht an das Scheiden zu erinnern."

„So ging es mir," entgegnete er, — „doch, es ist fertig, und ich darf sagen, es ist mir so wohl gelungen, daß es mir leid thut, mich davon zu trennen, da Du uns nun verlassen willst."

Ich schloß ihn schweigend in die Arme.

„Adolph!" sagte er, — „Dich treibt etwas von dem Freunde, das ihm Geheimniß bleiben soll, — ich ehre es. Du tratest einst tröstend vor mich hin und reichtest mir die Hand zum stillen Bunde, und ich genaß an ihr von meinem Mißmuthe; so steh' ich jetzt vor Dir, und reiche Dir die meine zu Trost und Hülfe. Was treibt Dich von uns, lieber Adolph?"

„Frage nicht," versetzte ich abgewandt, „erschwere mir nicht meine Pflicht."

„Ich vertraute fest Deiner Freundschaft," fuhr er fort, „vertraue Du jetzt der meinen; sey aufrichtig, ich beschwöre Dich!"

„Wenn ich's genannt, bist Du nicht mehr mein Freund."

„O diesen einzigen Beweis," bat er, „den höchsten, den ein Freund vom andern fordern — ihm geben kann, — gieb mir diesen Beweis der höchsten Aufrichtigkeit, und ich jauchze auf vor Freude!"

„Unglückseliger!" rief ich im Kampfe mit mir selbst, — „ich war daran, Dich zu verrathen, ein Engel schützte mich vor meinem Falle."

„Adolph! Du liebst — Du liebst! nicht wahr? so rede!"

„Ich liebe," sagte ich langsam und entzog mich seinen Armen — „Du willst es wissen, nun denn, so wisse es: ich liebe — liebe Dein Weib!"

„Gelobt sey Gott! ich habe mich nicht getäuscht!" rief er und fiel mir stürmisch um den Hals, — „sie liebt Dich wieder, Adolph! liebt Dich mehr als mich."

„Wenn Du nicht wahnsinnig bist, so wird es Dir gelingen, mich wahnsinnig zu machen," sagt' ich in der furchtbarsten Spannung.

Er ließ mich fahren, sprang in's Nebenzimmer, laut ausrufend: „er liebt Dich, Wilhelmine!"

und trat an der Hand der Zögernden heraus, die in hoher Verwirrung die Augen niedersenkte.

„Du darfst sie lieben, guter, lieber Bruder Adolph! Wilhelmine ist nicht mein Weib, ist meine Schwester. Da hast Du sie, mache sie glücklich."

Ich lag in ihren Armen, an ihrer Brust in seliger Ueberraschung.

„Kommt, Kinder!" sagte Theodor, „beruhigt Euch! Kommt hier herein, wo Ihr zum erstenmale Euch saht — setzt Euch zusammen, erholt Euch auf festem Lande von dem Sturme. Ich löse Dir, mein Adolph! das Räthsel mit wenig Worten, wenn Du geneigt bist, mich jetzt zu hören."

Ich bat ihn darum, und er begann:

„Mein Vater war Hofmaler in C**, er starb, als ich und Wilhelmine herangewachsen waren. Mein Erbtheil war die Kunst, die ich unter seinen Augen gepflegt mit stiller Liebe, die mich und die Schwester ernähren sollte. Ich hatte guten Muth, obgleich mein Plan, Italien und seine Kunstschätze zu sehen, wenn nicht gescheitert, doch in weite Ferne verschoben war. Ich fand mich leicht in die Nothwendigkeit, denn Wilhelmine konnte ich ohne Schutz und Mittel nicht zurücklassen. Da drängte sich ein junger Mann — eben der schlechte Mensch mit dem herrlichen Kopfe in meiner Sammlung —

in unser Haus. Er war geheimer Sekretär des Prinzen und besaß das Vertrauen seines Herrn. Eine geringfügige Bestellung hatte ihm zum ersten Besuche Veranlassung gegeben. Sein Aeußeres, seine feine Sitte, sein gebildeter Verstand gewann ihm meine Neigung; er schien sie zu erwiedern. Bescheiden näherte er sich Wilhelminen; ich hatte nichts dagegen, weil sich Hoffnung darbot, die Schwester gut versorgt und meine Reiselust befriedigt zu sehen. Ich hatte mich schwer geirrt. Der Niederträchtige! bald kam's an Tag, daß er nicht für eigene Rechnung warb, daß er der Gelegenheitsmacher des Prinzen war, der Wilhelminen gesehen und — nach seiner Art — liebgewonnen hatte. Der Bube hatte die Frechheit, mit einem eben nicht sehr verblümten Antrage, der mich zum Hofmaler machen, mich mit Gnadenbezeigungen überschütten sollte, sich an mich zu wenden, entweder weil er mich für traitabler hielt, oder weil der Teufel sich nicht an die Unschuld wagt. Ich war ein rascher, heftiger Bursche, der strenge Begriffe von Ehre hatte. Bring' das zur Antwort auf Deine Sendung, sagte ich, indem er meine flache Hand auf seinem Bubenantlitze fühlte, und ein Fußtritt überhob ihn aller Abschiedskomplimente. Du kannst Dir denken, daß er diesen Bescheid sehr übel nahm und heimlich allem aufbot,

unter dem Schutze seines Gebieters mir böse Tage zu machen. Empört von der Niederträchtigkeit der Menschen und täglich der Rache des Bösewichts ausgesetzt, dem nichts heilig war, packte ich bei Nacht und Nebel meine sieben Sachen zusammen, zog hierher, nahm einen andern Namen an, gab Wilhelmine für meine Gattin aus, um neuen, ähnlichen Kränkungen zu entgehen, und lebte so still und eingezogen als möglich. So fandest Du mich. Ich darf Dir wohl gestehen, Du gefielst mir auf den ersten Blick; das Studium Deines Kopfes bestärkte mich in meiner guten Meinung, ich gewann Dich lieb in Deinem Bilde, und diesem hast Du es auch zu danken, daß Wilhelmine gleiche, wenn nicht wärmere Empfindungen für Dich faßte."

„Du böser Mensch!" zürnte ich scherzend, „und hieltest mich doch so fern von meinem Glücke."

„Wir hatten keine Absichten auf den hübschen Fremden," antwortete er lächelnd, „dem es um nichts zu thun seyn konnte, als um sein Bild; obgleich Wilhelmine — Du darfst darüber nicht erröthen, Schwesterchen! — einmal den Wunsch äußerte, das Original zu sehen."

Sie barg das Köpfchen an meiner Brust.

„Da kam'st Du unerwartet," fuhr Theodor fort, „und rannteſt Deinem Schicksale in die Hände."

„O konnt' ich ahnen, was hier meiner harrte?!" nahm ich das Wort: „Weißt Du, was eigentlich mich trieb, uneingeladen mich bei Dir einzudrängen? ich will es gestehen: Neugierde war's, das junge Weibchen zu sehen, das, wie man mir sagte, des Malers Eifersucht im tiefen Dunkel der Einsamkeit hütete. So knüpft oft das Geschick an lockere, lose Fäden an, was fest und unauflösbar sich binden soll."

„Gottlob!" sprach Theodor, „daß wir am Ziele sind; Dir, dem geprüften Freunde, würd' ich mein Bestes, Heiligstes anvertrauen."

„Du hast mir's anvertraut. Fortan soll Wilhelminens Glück mein einziges Streben seyn."

„Ein Wort noch, Adolph! und ich bin vollkommen beruhigt. Glaubst Du, daß Deine Anverwandten Deine Wahl billigen werden? Meine Schwester besitzt keine Glücksgüter."

„Ich traue auf die Liebe meines edlen Oheims, und bin seiner Einwilligung, mit ihr der Einwilligung meines Vaters gewiß. Ich schreibe ihm sogleich, ich sende ihm mein Bild; es soll mein Fürsprecher seyn. Wo ist es? laß' mich's sehen."

Er ging, um es aufzustellen, indeß ich der Erde süßesten Rausch von Wilhelminens Zauberlippen trank.

„Nun, wo bleibt Ihr?" zankte Theodor;

„Ihr laßt den Maler mit seinem Machwerke verzweifelt lange warten.“

Wir betrachteten es Arm in Arm. Es war ein wahrhaft schönes Bild; ich war getroffen, als schaut' ich mich im Spiegel.

Bei näherer Betrachtung las ich ganz unten am Rande den Namen Siegmar.

„So heißest Du?“ frug ich rasch.

„Mein wahrer Name,“ antwortete er.

„Welch' glücklicher Zufall!“ rief ich aus; „nach einem Maler Siegmar sollt' ich mich auf meines Oheims Wunsch erkundigen, der ihn gekannt, dessen Freund er war, der früher hier gelebt haben soll. Ei, wie konnt' ich das bisher so außer Acht lassen? Conrad Siegmar muß er heißen.“

„Conrad hieß mein Vater, und früher hat er hier gelebt.“

„Ich reise selbst,“ sagte ich entschlossen, „die lebendige Rede ist besser, als der todte Buchstabe; ich reise morgen schon. Packe mein Bild, Theodor! ich muß Gewißheit meines Schicksals haben.“

Man billigte meinen Vorsatz. Ich besorgte meine Angelegenheiten, brachte dann den Abend bei meinen Lieben zu, und schied unter heißen Thränen meiner Wilhelmine und unter den herzlichsten Wünschen meines Freundes.

Mit Tagesanbruch jagte ich zum Thore hinaus, und kam nach einer kurzen, glücklichen Fahrt in meiner Vaterstadt an.

Mein Oheim empfing mich mit lautem Jubel. Mein Vater, der noch auf dem Comptoir war und dem man meine Ankunft meldete, ließ sagen, er komme sogleich, er habe nur noch einige Geschäfte zu besorgen.

Um so besser! So gewann ich Zeit, den Oheim für meine Wünsche zu stimmen. Der Verschlag mit dem Gemälde wurde heraufgetragen.

„Ich bringe, lieber Oheim, mit mir zugleich mein Bild, um zu sehen, welches von beiden Ihnen lieber ist."

„Schelm!" sagte er lächelnd; „als ob Du Deiner Sache nicht gewiß wärest."

Er ließ Zange und Hammer holen, half selbst mit der größten Sorgfalt es auspacken, und stellte es auf.

„Sehr brav! bei Gott! sehr brav!" rief er mit dem Kopfe nickend, nachdem er lange kritisch es betrachtet hatte: „nichts Flaches, Gelecktes! scharf und bestimmt, — und getroffen zum Sprechen."

„Und wissen Sie, von wem die Arbeit ist? von dem Sohne Ihres alten Freundes Siegmar."

„Nicht möglich! Sieh, sieh! lebt er noch — der alte nämlich?"

„Er ist vorangegangen, hat einen Sohn und eine Tochter hinterlassen."

„So? Auch ein Töchterlein? Hast Du es gesehen?"

„Das Töchterlein? Ja wohl! es ist ein Engel, und — wenn mein gütiger Oheim nichts entgegen hat — meine Braut."

„Was?!" rief er aus — „was? Du bist nicht klug. Hier warten mehrere mit Schmerzen."

„Dort eine nur — mit einem Herzen voll der reinsten Liebe."

Der Oheim wollte nach seiner Art zanken; so bald er aber im Vorbeigehen einen Blick auf das Bild warf, wurden seine Züge freundlich: „recht brav!" unterbrach er sich selbst — „bei Gott! ein Meisterstück!"

„Das ist Wilhelmine Siegmar auch, Oheim!" sagte ich.

„Weil Du sie durch das Glas der Liebe betrachtest," schmollte er; „was gilt's, ob sie dem Blicke des Kenners genügt."

„Was gilt's, Oheim, sie gefällt Ihnen besser als das Bild."

„Kommt sehr darauf an; das Bild ist äußerst brav; der Siegmar ist ein ganzer Maler."

Ich mußte nun erzählen, wie das alles gekommen war, und ich that es mit allem Feuer der Wahrheit.

Er schüttelte einigemale den Kopf, blickte mitunter nach dem Bilde, lächelte, ward wieder ernst, und als ich flehentlich ihn bat, mir seine Einwilligung nicht zu versagen, mich bei dem Vater zu vertreten, sagte er recht herzlich: „wenn sie mir so gefällt, wie Dein Bild, so sage ich ja; doch hat der Vater auch ein Wörtchen darein zu reden."

Der kam endlich. Ich eilte ihm entgegen und küßte seine Hand.

„So? — Bist Du endlich da! Gottlob! Ich habe Dir schon Geschäfte hingelegt für morgen, Du kannst gleich anfangen."

„Warum nicht gar!" zürnte der Oheim, „der denkt an andere Geschäfte jetzt, hat in H**** auch gute Geschäfte gemacht, bringt mir sein Bild, ein Meisterstück, und eins ist noch zurück, soll auch ein Meisterstück seyn, — seine Braut."

„Braut?" sagte der Vater mit langem, verdrießlichen Gesichte, „ich glaubte, hier die Oldenholl sollte er nehmen, die ist solid."

„Wie gesagt, er ist versehen, und auch solid.

Er hätte sie gleich mitgebracht, aber er wollte doch erst den Vater fragen, und das ist recht brav von ihm."

„Hat sie —?" frug der Vater, mit den Fingern eine geldzählende Bewegung machend.

„Ich glaube, danach hat er gar nicht gefragt. Nun, Adolph! hat sie?" frug der Oheim, die Handbewegung lächelnd wiederholend.

„Sie besitzt alles, um Ihren Sohn glücklich zu machen," versetzte ich lebhaft.

„Und das Glück unseres Adolphs ist doch die Hauptsache, nicht wahr, Peter?" sagte der Oheim.

„Aber die Oldenholl" — brummte jener.

„Ach, die Oldenholl ist — kein Meisterstück, lieber Bruder," scherzte der Oheim, „und nach der Wahl des Malers zu urtheilen, versteht sich Adolph auf Meisterstücke. Also —"

„Wenn aber —"

„Mit Deinen ewigen Abern! Du hast mir feierlich versprochen, ihm freie Wahl zu lassen, also sage Ja, und laß' ihn reisen, sie zu holen, damit er bald wieder kommt und die Geschäfte übernimmt."

Der letztere Grund wirkte.

„So mache, daß Du bald wieder zurückkommst," sagte der Vater, „ich will bis dahin mich noch placken. Wann gehst Du? Gleich?"

„Warum nicht gar!“ brauste der Oheim auf. — „Du jagtest ihn, bei Gott! in tiefer Nacht noch aus dem Hause. Heute bleibt er hier, — ich danke Gott, daß er da ist —“ er nahm mich mit beiden Händen am Kopfe und küßte mich; „oder, wißt Ihr was? mir fällt noch ein klügerer Gedanke ein. Adolph bleibt hier; wir schicken eine Estaffete, die kostet nicht den dritten Theil, was seine Reise kosten würde.“

„O lieber Oheim!“ bat ich.

„Schreibe,“ sagte er zu mir gewandt — „laß' die Braut kommen, und hilf einstweilen Deinem Vater, der lange genug für Dich gearbeitet hat und wohl verdient, daß man ihn unterstützt.“

Der Vater lächelte, zum erstenmale heute. „Du weißt doch immer Rath, Gottfried!“ sagte er — „also, Adolph! morgen auf dem Comptoir finden wir uns. Gute Nacht!“

„Willst Du das Bild nicht sehen?“ frug der Oheim.

Der Vater warf einen Seitenblick darauf. „Morgen,“ sagte er, „vielleicht gewinn' ich morgen so viel Zeit; bei Nacht sieht man ohnehin nicht viel, und Du weißt, ich mache mir aus Bildern wenig. Jetzt muß ich abschließen, nach Feuer und Licht sehen, und zu Bette gehen. Schlaft wohl! — Es ist ein wahrer Trost für mich, Adolph!“ setzte

er umkehrend hinzu, „daß Du jetzt da bleibst; Arbeit findest Du genug."

Er ging, und der Oheim sah ihm kopfschüttelnd nach.

Ich fiel dem Gütigen dankbar um den Hals.

„Jetzt schreibe, mein Sohn!" sagte er liebreich, indem er das Pult öffnete; „lege dieses Billet von mir bei, die Estaffete will ich bestellen."

Es war ein Wechsel, den er mir in die Hand schob.

Acht Tage waren verflossen. Wenn ihnen kein Unfall zugestoßen war, konnten sie heute noch vor Abend eintreffen. Ich horchte auf, so oft ich einen Wagen rollen hörte. Mein Vater konnte meine Unruhe nicht begreifen. Endlich — es hielt vor dem Hause — ich flog hinaus — sie waren es! Ich riß den Schlag auf, ich warf mich in ihre Arme, ich hob Wilhelmine im Triumph heraus.

Mein Oheim empfing mit altmodischer Zierlichkeit die Gäste an der Treppe. Wilhelmine war reizender als je. Der Oheim bot ihr sehr galant den Arm und führte sie hinauf; ich und Theodor folgten.

„Ich bitte jetzt, sich's bequem zu machen," sagte der Oheim nach den gewöhnlichen Bewillkommungs-Komplimenten, in höchster Freundlichkeit sich beur-

laubend: „Sie sind bei dem Freunde Ihres seligen Herrn Vaters."

Mir winkte er hinaus und sagte: „bei Gott! Du hattest recht, sie ist ein Meisterstück — ein ächter Raphael! Sie darf mir nicht mehr aus dem Hause."

„Jetzt, mein Adolph!" sagte Theodor einige Tage nach der Hochzeit, „jetzt flieg' ich über die Alpen. Gott beschütze Euch, und lasse mich Euch fröhlich wiedersehen!"

Der Sorgenstuhl.

Mit finsterem Gesichte kam der Steuer-Accessist Wallmann in seine kleine Wohnung, legte Hut und Stock ab und setzte sich in den alten Sorgenstuhl, ein Erbstück aus der Mutter Nachlasse, die als Wittwe vor einem halben Jahre gestorben war. Seine junge Gattin, in der Küche beschäftigt, hatte kaum die Ankunft ihres Heinrichs gehört, als sie eilig in's Zimmer trat, ihn zu bewillkommen.

„Was ist Dir?" frug sie erschrocken, als sie ihn in's Auge faßte, und schlang, sich zu ihm herabbiegend, ihren Arm um seinen Nacken.

„Nichts, liebe Mathilde!" antwortete er, sie beruhigend, „wenn eine vereitelte Hoffnung nichts ist."

„Ist Dir die Stelle abgeschlagen worden?"

„Nicht abgeschlagen," antwortete er, „aber ich kann die Bedingung nicht erfüllen, die daran geknüpft ist: ich kann keine Caution leisten. Eigenes Vermögen besitze ich nicht, und Schulden machen mag ich nicht. Ich wüßte auch wahrlich hier niemand, der mir die Summe vorstreckte."

„Nun, so beruhige Dich, Lieber!" sagte schmeichelnd das zärtliche Weibchen, — „laß uns in dem Verhältnisse bleiben, in welchem wir uns schon recht glücklich gefühlt haben. Das Glück liegt ja überhaupt nicht in den äußeren Verhältnissen, sondern in uns selbst. Die Zufriedenheit ist der zarte Keim, aus dem es erwächst und die einzige wahre Frucht treibt."

„Sieh', Mathilde! ich bin wahrlich bescheiden in meinen Wünschen," sagte Wallmann, „und bin dankbar für alles, was mir das Geschick zugewendet hat; Du bist mir das Schätzbarste, was ich dem Himmel zu verdanken habe. Aber ich will nicht, daß Du, die aus reiner Liebe meine Gattin wurde und keine Glücksgüter, sondern fast nur Ungemach mit mir zu theilen gelobte, ich will nicht, daß Du Dich abmühst; ich will, daß Du keine Sorgen haben sollst, mindestens keine Nahrungssorgen; dahin trachte ich; das ist meine Anstrengung, mein Eifer, mein Gedanke bei Tag und bei Nacht. Aber wo ich glaube

eine geöffnete Bahn zu diesem Ziele zu finden, legt sich gleich ein Hinderniß in den Weg. Die Stiftsverwaltersstelle würde mir nicht entgehen; der Direktor ist mir hold, wie ich glaube; man ist mit meinen Arbeiten zufrieden, man giebt mir Beweise davon; aber da tritt die verzweifelte Caution dazwischen, die seit der neuen Anordnung geleistet werden muß, und nun sitz' ich in dem alten Sorgenstuhle unserer Familie, der, glaub' ich, allein dieser Art Sessel den Namen gegeben hat, und bin so weit, wie vorher."

„Heinrich! wenn das Dir Sorge macht," sagte Mathilde mit innigem Gefühle, „daß ich nicht im Ueberflusse schwimme, daß ich mich klein behelfen muß, weil ich es nicht größer habe, so beruhige Dich vollkommen. Ich kannte Deine Verhältnisse ja, als ich Dir vor'm Altare gelobte, Dein treues Weib zu seyn in Freud' und Leid, in Noth und Tod. Wollte ich denn etwas anderes, als Deine Liebe? Hat sie mich nicht beglückt, bis zu diesem Augenblicke und für alle Zukunft? Aber ich reichte Dir meine Hand im kindlichen Vertrauen auf Gott, und ich lebe noch der frohen Hoffnung, er wird dieses Vertrauen nicht zu Schanden werden lassen und uns geben, was uns gut ist."

„Liebe, gute, fromme Seele!“ rief Wallmann, und schloß das geliebte Weib an seine Brust.

„Ich kann mir denken,“ fuhr Mathilde fort, „daß, da Du mir zu liebe Dich um das Amt beworben hast, es Dich schmerzen muß, einer Ursache wegen, die nicht in Deiner Gewalt steht, diese Hoffnung zerrinnen zu sehen; aber ich bitte Dich noch einmal, Heinrich, entschlage Dich dieser Sorgen und gieb Dein Schicksal, was ja mit dem meinigen auf das Heiligste und Innigste verbunden ist, in die Hände unseres lieben Vaters im Himmel, der gewiß hilft in der Noth allen, die an ihn glauben mit fester Zuversicht. — Sieh', lieber Heinrich, — Du erlaubst mir, daß ich Dir bei dieser Gelegenheit etwas sage, — Ihr Männer wollt alles mit dem Verstande ausfechten; durch ihn allein wollt Ihr Eure Angelegenheiten lenken und gleichsam dem Schicksale zuvorkommen und ihm den Weg zeigen, den es mit Euch nehmen soll. Der Verstand ist allerdings viel werth, und der liebe Gott hat ihn uns, wie jedes Gut, was er den Menschen zutheilte, zu unserem Besten gegeben; wir sollen ihn brauchen, wie wir alles brauchen dürfen, um unser Leben angenehmer zu machen, aber Ihr solltet nicht so viel Werth auf Euren Verstand legen, sondern mit einem kindlicheren Vertrauen auf die Vorsehung hoffen,

die ja — wie Beispiele lehren — die Rathschläge der Verständigsten zu eitel Narrheit machen kann. Wir Weiber denken nicht so hoch und so stolz; wir glauben, hoffen und vertrauen aber desto mehr, und so fehlt uns viel seltner die Zufriedenheit, die Ruhe eines gemäßigten Geistes, dessen Ihr so oft entbehrt."

„Meinst Du," entgegnete Wallmann, „ich hätte nicht auch Vertrauen zum Himmel? Aber wenn ich meinen Lebenslauf durchgehe, wenn ich an das Schicksal meiner Familie denke, wenn ich mich erinnere, wie kümmerlich oft meine Eltern sich durchhelfen mußten, oft nicht wußten, wo sie Schuhe für mich, und Bücher und Schulgeld hernehmen sollten, so regt sich doch ein kleiner Zweifel in mir, ob wir solches verdient haben und ob das Schicksal es gut mit uns meint. Mein Vater war der redlichste Beamte, den es geben konnte, aber seine Besoldung war zu klein, um vorwärts zu kommen, und seine Ehrlichkeit zu groß, um sich auf anderen Wegen die Einnahme zu erhöhen; zudem war er so gutmüthig, daß er kein flehendes oder kummervolles Gesicht sehen konnte, ohne zu helfen; seine Mildthätigkeit war mit die Ursache, daß er meine Mutter als arme Wittwe hinterlassen mußte, die kaum im Stande war, für sich, geschweige für mich zu sorgen, dessen sich endlich ein benachbarter und verwandter Beamter erbarmte.

Aus Armuth mußten meine höheren Studien unterbleiben, aus Armuth war ich gezwungen, eine Stelle anzunehmen, die meinen Kenntnissen und meinem besseren Willen nicht angemessen ist; eben diese Armuth ist jetzt das Hinderniß meines bessern Fortkommens. — Und meine gute Mutter, das gemüthlichste, mitleidigste Weib unter der Sonne, die mit ihrem wohlthätigen Herzen allein das schönste Loos auf der Erde verdient hätte, was ist ihr geworden?"

„Weißt Du, Heinrich, ob sie nicht jetzt am Throne Gottes den ewigen Vater dafür preist, daß er sie auf dieser dornigen Bahn unmittelbar zum Himmel leitete?"

„Sie hat die ewige Seligkeit verdient, und ich glaube an eine Belohnung des Guten, weil ich an der Gerechtigkeit Gottes nicht zweifle. Noch als Wittwe, in den kümmerlichsten Umständen, übte sie gute Werke. Dieser Sorgensessel ist Zeuge, was sie an einem alten Manne, einem Franzosen, ehemaligen Emigree, gethan hat, der, ohne Verwandte und Freunde, fast entblößt von allen Mitteln, in demselben Hause mit ihr wohnte. Sein verlassener Zustand: kränklich, ohne Trost und Rath, erregte ihr thätigstes Mitgefühl. Sie sorgte für seine Reinlichkeit; sie bereitete ihm Thee, sie gab ihm Arznei, sie entbehrte der eigenen Bequemlichkeit und trat ihm

ihren Lehnsessel, eben diesen alten Burschen hier, ab; und als er endlich bettlägerig wurde, kam sie fast nicht mehr von seiner Seite; ihr allein hatte er jedes Labsal zu danken, was ihn in den letzten Stunden seines Lebens erquickte. Anfangs zahlte er ihr ein geringes Kostgeld, später dachte er nicht mehr daran, oder mochte auch nichts mehr haben, daran zu denken; und dennoch verließ sie ihn nicht bis an seinen Tod, ob er sie gleich von Haus und Volk aus nichts anging, und noch obendrein ein ganz wunderlicher, eigener, durch schlimme Erfahrungen wahrscheinlich schüchtern gemachter Sonderling war."

„Du glücklicher Mensch," rief Mathilde mit Thränen in den Augen, „eine solche Mutter gehabt zu haben! Gottes Segen kann ja gar nicht ausbleiben, denn der pflanzt sich fort auf Kindeskind." — Eine schnelle Röthe der keuschesten Schaam überflog die Wangen des lieblichen Weibes bei dem letzten Worte.

Heinrich verstand ihr Erröthen. Er zog die Geliebte auf seinen Schooß, die ihr Gesicht an seiner Brust verbarg, schloß sie in seine Arme, und das unaussprechliche Gefühl, bald einen Sprößling an das Vaterherz zu drücken, durchwogte dieses wie ein warmer Strom.

„Du liebe, liebe Mathilde!" sagte er leiser:

„Du herzig liebes Mütterchen in Hoffnung! Gerade deswegen wünschte ich und muß es wünschen, meine Einnahme zu vergrößern, um Dir und dem zu Erwartenden eine bessere Existenz zu verschaffen."

„Wir wollen den Sessel recht in Ehren halten," sagte Mathilde nach einer gefühlvollen Pause, „und dabei an Gottes Güte denken, der dem armen, alten, verlassenen Fremden in Deiner Mutter eine Helferin sandte, während er sich von aller Welt verlassen glaubte. Sieh', Heinrich, es ist mir in diesem Augenblicke, als wenn der Sorgenstuhl ein Pfand sey, daß auch uns der Himmel nicht verlassen werde. Du könntest mir den prächtigsten Fauteuil hinstellen, er würde mich nicht so freuen, als dieser altmodische, blockhafte und unzierliche Sitz."

„Weißt Du, Mathilde, was ich will?" versetzte Wallmann; „Du weißt ja, ich bin ein Tausendkünstler. Der Bursche ist etwas hart geworden durch die Länge des Gebrauchs, das Rehhaar, oder mit was er sonst gefüllt ist, hat sich zusammengesetzt; ich will ihn frisch polstern und Du machst einen neuen Ueberzug darüber. Ein Stück Zeug, noch von der Mutter her, wohl altmodisch aber nicht unangenehm aussehend, wird zureichen; und — damit ich mir die Grillen vertreibe, will ich sogleich an das Geschäft gehen. Mein Mütterchen soll künftighin weich sitzen,

soll ihrer Bequemlichkeit pflegen, und sollt' ich noch einige Pfund Roßhaar dazu kaufen müssen, um das Polster recht elastisch zu machen. Geh', liebe Mathilde! suche mir das Stück Zeug; indessen hole ich Meißel, Zange und Hammer, und trenne dem Burschen das alte Collet auf."

Gesagt, gethan! Wallmann, geübt in allerlei Handarbeiten, zog die runden, nicht sonderlich feststeckenden Messingnägel behutsam heraus, damit keiner unbrauchbar werde, und begann, das Polster auszuleeren. Es war richtig mit Rehhar, Kälberhaar, auch auf der Oberfläche mit einer Lage Roßhaar gefüllt.

„Ich glaube," sagte er zu Mathilden, die den Zeug brachte, „wenn man das Haar auseinanderzupft und ausklopft, daß man es noch recht gut brauchen kann. Aber, sieh' nur, wie sich das zusammengeballt hat." Er zog eine der untersten Lagen hervor, — da fiel ein Päckchen herab. Wallmann hob es verwundert auf, es war nur zusammengeschlagen in Papier, und oben stand mit ungewisser Hand geschrieben: meiner guten Wohlthäterin zur Danksagung für ihre große Liebe, als Vermächtniß von Darlemont. Wallmann öffnete — Gold glänzte heraus; sechszig Louisd'or waren darin. — Beide blickten einander erstaunt, erschrocken sogar an.

„Das ist von dem alten Franzosen," sagte Wallmann zu Mathilden, „der hieß Darlemont."

„Aber wie kommt das Gold in den Sessel?" frug Mathilde.

Wallmann besann sich einen Augenblick. „Da fällt mir etwas ein, was meine selige Mutter mir über das sonderbare Benehmen des alten Mannes in den letzten Tagen gesagt hat, wozu sie die Auflösung nicht finden konnte. Er hatte nämlich die Sprache beinahe verloren und konnte sich nur mit Hülfe von Zeichen verständlich machen. Nun deutete er eines Tages, während meine Mutter bei seinem Bette stand mit einer Art von freundlicher Aengstlichkeit auf den Sorgensessel, und als sie nicht verstand, was er damit sagen wolle, und um ihn zu beruhigen, mit Kopfnicken antwortete, wiederholte er dieses Zeichen öfter, ohne daß sie begriff, was er begehre. Jetzt wird mir alles klar. Der alte mißtrauische Mann hatte sein Geld wahrscheinlich dorthin verborgen, als er das Herannahen der Krankheit fühlte, und später wollte er die Mutter auf das ihr zugedachte Vermächtniß aufmerksam machen. Freue Dich, Mathilde! ich bin der einzige und rechtmäßige Erbe meiner seligen Mutter, das Geld ist von Gott und Rechtswegen unser. Die Caution ist da; das Amt ist mein!"

„Hab' ich nicht Recht gehabt?" frug die erstaunte, tief gerührte junge Gattin, „hat mich meine gläubige Ahnung betrogen?"

„Herziges, liebes, frommes Wesen!" rief Wallmann, und schloß Mathilden in die Arme: „ich rufe aus, wie der göttliche Lehrer: Weib, Dein Glaube hat Dir — hat uns geholfen!"

Der Geisterthurm.

Munter schritt ein junger Wanderer, seinen Stechpalmenstock in der Hand, dem ansehnlichen Dorfe zu, das aus einem dichten Walde von Obstbäumen mit seinen weißangestrichenen Giebeln und Schornsteinen recht einladend hervorwinkte.

Der junge Mann, eine kräftige Figur mit schön geformtem Kopfe, gesunden, einnehmenden Angesichts, mit einem fröhlichen, gutmüthigen Zuge um den Mund, hatte schon einen starken Marsch gemacht und sehnte sich nach Erfrischung und einiger Rast, denn der Tag war heiß; und obgleich die Sonne bereits sich zu neigen begann, so beabsichtigte er, noch in der Kühle des Abends eine ziemliche Strecke Weges zurückzulegen, um bald an das Ziel seiner Reise zu gelangen.

Durch das Dorf führte nur eine Straße, es war also nicht wohl möglich, das Wirthshaus zu verfehlen, auch wenn kein solcher Lärm in demselben gewesen wäre, als hier der Fall war. Es schien Hochzeit oder Ball im goldenen Engel zu seyn; denn Geschrei tönte ihm schon von weitem entgegen, und die Hausthüre war dicht mit Neugierigen besetzt, die entweder nicht mehr hinein konnten oder nicht hinein durften. — Aber näher gekommen, überzeugte er sich bald, daß von keinem lustigen Ereignisse die Rede sey; die Töne mischten sich wie Gebrüll und Gebell, und als er mit Mühe an den Eingang sich gedrängt hatte, flog die Treppe herab ihm ein Kerl entgegen, der entweder oben keinen Platz mehr gehabt oder sich unnütz gemacht hatte, und dort schien sich's um nichts anderes zu handeln, als sämmtliche Anwesende sammt Meubeln und Geschirren denselben Weg machen zu lassen.

Aergerlich, an dem Orte der gewünschten Ruhe und Erquickung einen solchen Tumult zu finden, und zugleich von dem natürlichen Gefühle eines seiner Kraft bewußten Menschen angetrieben, Hülfe zu leisten, Frevel zu hindern und Frieden zu stiften, machte er sich Bahn, drückte, was im Wege stand, beiseite, und gelangte endlich an die offene Thüre der großen

Wirthsstube, in welcher sich der Haufen der Streitenden herumwälzte wie ein Bienenschwarm.

Von Niederlassen war im Augenblicke nicht die Frage, von Aufwartung noch weniger, denn die ganze Wirthschaft hatte sich in dem Kampfe aufgelöst; indessen wollte der Ankömmling doch erfahren, wovon hier das laute Gespräch handle, aber wer wäre ihm Rede gestanden? Er stieg, um das Schlachtfeld zu übersehen, auf eine Anhöhe, d. h. auf einen Stuhl, und was ihm sogleich in die Augen fiel, war ein wunderschönes Mädchen, das ängstlich sich in eine Fenstervertiefung des Zimmers schmiegte und zugleich einen ältlichen, wohlgekleideten Mann zurückzuhalten suchte, der sich vergebens bemühte, Ordnung und Ruhe herzustellen.

„Wer Dir etwas thun will, der hat es mit mir zu thun!" Das waren seine Gedanken bei dem Anblicke des Engels unter der Heerde brüllender Stiere. Kaum hatte er jedoch diesen Entschluß gefaßt, als der alte Herr sich im Gedränge verlor und das Mädchen mit ängstlicher, hülfeheischender Stimme rief: „o Gott, mein Vater!"

In diesem Augenblicke fühlte er in allen Sehnen und Nerven seine Bestimmung. Wie ein Keil schoß er durch die Menge auf das Centrum los, drängte, riß, stieß alles auf die Seite, und, ehe eine Minute

verging, stand er bei dem alten Herrn. Sein plötzliches Erscheinen in dem gewaltsam getrennten Knäuel und seine kräftige Baßstimme, die wie eine Posaune Ruhe gebot, machte eine kurze Pause in dem Wirrwarr. „Was giebt's hier?" frug der Fremde. „Was Ihn nichts angeht!" antwortete sogleich eine patzige Stimme. — „Der ist's!" sagte der alte Herr; „der muß hinaus, wenn's Ruhe und Friede werden soll." — „Der soll gleich draußen seyn," antwortete der junge Mensch, und schob einige auf die Seite, die vor dem Patzigen standen.

„Was giebt's hier! frag' ich noch einmal, und hoffe, daß keiner sagt, es gehe mich nichts an!"

Die Kerls machten doch sonderbare Gesichter, als der junge Herkules, dessen Augen vor Zorn wie Edelsteine funkelten, so vor ihnen stand und Lust zu haben schien, es mit allen aufzunehmen; aber der Patzige, der seiner Kraft sich gleichfalls bewußt seyn mochte, trat einen Schritt vor und sagte: „ich frage nur, ob es Ihn was angeht, was wir hier haben?"

Eine Ohrfeige, die so klang, wie der Anfang eines Applauses von hundert Händen, antwortete dem Frager, und im Augenblicke waren die beiden Kämpfer handgemein. Alles machte Platz, um dieses merkwürdige Schauspiel zu sehen, und alle hatten über diesem Streite den eigenen vergessen; ein natür-

licher Cirkus war gebildet, und Tische, Stühle und Bänke im Augenblicke eingenommen worden.

Aber bald entschied sich der Kampf. Der Gegner, so stark er war, konnte der gewandten Kraft des Jünglings nicht Spitze bieten; nicht drei Minuten hatten sie gerungen, so flog der Patzige zu Boden, riß aber durch die furchtbare Gewalt auch den Sieger nieder, der indeß nur auf ein Knie hinstürzte und, weil der Besiegte ihn immer noch festhielt, diesen beim Gurt ergriff, mit ihm aufstand, ihn unter lautem Bravo der Menge zur Thür hinaustrug, und, nach einem kräftigen Schlage auf die Arme, die nun losließen, den Burschen wie einen Sack die Treppe hinabwarf, wo er von Hausknecht und Compagnie in Empfang genommen, und, der Ordnung wegen, auch zur Hausthüre hinausgeworfen wurde.

Nun kehrte der Sieger zurück, das Angesicht glühend von Anstrengung und Zorn, die Locken wild um den Kopf fliegend, und frug die Anwesenden: „ist noch Jemand da, der Lust hat, die Treppe hinunter oder zum Fenster hinauszufliegen?“ und als hierauf niemand antwortete, sagte er ganz ruhig: „nun so geht in Gottes Namen, und laßt mich jetzt mit Ruhe mein Glas Wein trinken auf die Motion.“

Die Bauern, obgleich dem Hinausgeworfenen

sein Schicksal gönnend, mochte es doch verdrießen, zumal die jüngern und kräftigeren, daß ein Fremder hier den Meister spielen sollte. Viele Hunde sind des Hasen Tod! mochten sie denken, und ein dumpfes Gemurmel verkündigte den Sturm, der gegen ihn losbrechen wollte. Dieser aber, kaum wahrnehmend, wovon die Rede sey, kam zuvor, ergriff gleich zwei, die am nächsten an ihn gerückt waren, an der Brust, stieß ihre Köpfe zusammen, daß ihnen das Hirn brummte, ergriff ein paar andere, wiederholte dasselbe Manöver, und trieb endlich den ganzen Haufen mit den zwei Kerls, die er festhielt und vor sich herstieß, mit Hülfe der Gegenpart, die sich nun an den rüstigen Kämpfer anschloß, zur Thüre hinaus, daß binnen einigen Sekunden kein Schatten von einem Bauern mehr im Zimmer zu sehen war.

Der alte Herr und das junge Mädchen empfingen den zurückkehrenden Sieger sehr freundlich, ein jegliches nach seiner Art: das Mädchen hing mit einem verwunderten, dankbaren Blicke an dem glühenden Gesichte des jungen Helden, und der Vater, in Gebehrde und Ton ein derber Landbeamter, drückte ihm die Hand und sagte: „das heiße ich aufräumen! so sollte man immer Sukurs haben, dann wäre man mit den starrköpfigen Lümmeln gleich fertig. Haben Sie die Güte, sich zu uns zu setzen."

„Ich will mich nur nach einem Trunke umsehen," sagte der junge Mensch entschuldigend.

„Sie trinken eine Flasche mit mir," versetzte der alte Herr in einem treuherzigen aber befehlenden Tone; „ich bitte, setzen Sie sich zu uns."

Ein Blick des Mädchens, des herzlieben Kindes, das mit ihren blauen Guckäugelein ihm in's Herz hinabsah, bestimmte den jungen Mann zur Annahme der Einladung.

Der alte Herr schenkte ein, das Töchterchen präsentirte Brod und Schinken, und der Bewirthete ließ sich's ohne Umstände recht gut schmecken.

„Ich bin der Amtsverwalter Böhmer von Kettenberg und das hier ist meine Tochter Ernestine," sagte der alte Herr, mit dem Glase an dem Glase des jungen Mannes anklingend, um ihn zum Anstoßen aufzumuntern. „Ich bin auf der Heimreise von einem Besuche bei einem Verwandten begriffen, und hier in den Spektakel hineingekommen, ich weiß selbst nicht wie. Die Veranlassung zu den Händeln gab eine nichtswürdige Kleinigkeit: einige Bursche aus dem nächstgelegenen Dorfe, dessen Bewohner, so zu sagen aus altem Herkommen, mit den hiesigen in Feindschaft leben, die sich vielleicht von den Urgroßvätern herschreibt, tranken hier ruhig ein Glas Wein. Der Händelsüchtige, den Sie so schön bedien-

ten, kam nebst mehreren Kameraden dazu. Nun ging von dieser Seite das Necken an. Von Foppereien kam es zu ernsten Worten, von diesen gar bald zu Schlägen. Ohne Ihre Dazwischenkunft wäre wahrscheinlich der Skandal noch nicht beendigt, und ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie die Stube so sauber ausgefegt und das arme Mädchen dort aus der Angst gerissen haben; die Kerls wären im Stande gewesen, sich an mir zu vergreifen. Führt Sie Ihr Weg durch Kettenberg, so bitte ich bei mir einzukehren. Jetzt muß ich eilen, fortzukommen, denn es sind noch fünf Stunden, und ich fahre nicht gern bei Nacht. — Mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich heiße Roller, und gehe nach Altenstätt, wo ich Freunde habe."

„Also rechts ab von Kettenberg. — Nun, wenn Sie je in meine Gegend kommen, so bitte ich, an meinem alten Ritterschlosse nicht vorüber zu ziehen, sondern mich zu besuchen."

Ernestine gab der Einladung des Vaters durch ein freundliches Nicken mit dem Köpfchen mehr Nachdruck, als die gewähltesten Worte des höflichsten Redners.

Es hatte sich im Dorfe mit Hülfe der endlich eingeschrittenen Ortspolizei alles beruhigt; die Pferde wurden eingespannt, der Amtsverwalter drückte dem

tapferen Roller noch einmal derb die Hand; dieser begleitete die Abreisenden zum Wagen, half Ernestinen hinein, während der Vater Zügel und Peitsche in die kundigen Hände nahm; — einen Sonnenblick noch aus den schönen Augen des herzigen Mädchens, ein freundliches Adieu! des Amtsverwalters — und fort ging's mit den raschen Braunen, als flögen sie davon.

„Das ist ein reicher Kauz," sagte der Wirth, den Wein bringend, den Roller noch bestellt hatte, — „aber ein sonderbarer Heiliger, von dem man sich mancherlei erzählt: gut, wie ein Kind, und streng, wie ein Satan, wenn ihn seine Laune anwandelt. Das war seine einzige Tochter —"

„Nun, und ist sie es nicht mehr?" frug Roller.

„O freilich, ich sag' es ja! Wer die einmal bekommt, der kann lachen, denn sie erbt den ganzen Bettel."

„Das könnte einer auch ohne den Bettel," sagte der junge Mann, trank seinen Wein aus und zahlte die Zeche, nahm seine Stechpalme zur Hand und machte sich auf den Weg, weil ihm die große Stube zu enge wurde.

Sein Marsch durch das Dorf glich einem kleinen Triumphzuge, denn überall deutete man auf den Starken, der es mit dem größten Raufer im Orte

und mit einer ganzen Stube voll Leute aufgenommen hatte; dieser aber zog, an ganz andere Dinge denkend, ruhig seine Straße, pfiff leise ein Liedchen, und steckte endlich seine Pfeife an.

Allerdings wollte er gute Freunde in Altenstätt besuchen; die eigentliche Absicht aber war, dort eine Stelle als Aktuar bei dem Kreisamte zu übernehmen. Als tüchtiger Fußgänger machte ihm die Reise in der schönsten Jahreszeit nicht allein Vergnügen, sondern er ersparte auch die Kosten eines Fuhrwerks und hatte die Freude, seiner alten Mutter auf diese Weise das Monatsgeld verdoppeln zu können, was die kindliche Dankbarkeit ihr seit mehreren Jahren zollte.

Roller rauchte sein Pfeifchen und dachte; aber sonderbar! er mochte denken, was er wollte, auch das Ernsthafteste, immer trat das freundliche Erneſtinchen dazwischen, so, daß sie endlich sein einziger Gedanke wurde, an den sich liebliche Bilder der Zukunft reihten, die noch nie, oder mindestens nicht so bestimmt und lebhaft seine Phantasie beschäftigt hatten. — „Ja," dachte er, „wenn nur der dumme Anhang nicht wäre mit dem Bettel, wie es der Wirth mit Recht nannte; das Mädchen allein getraute ich mir schon zu werben." Er marschirte, den schönen Träumen nachhängend, munter weiter; das

alte schöne Liedchen fiel ihm ein: „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang uns Lenz und Liebe blüh'n ꝛc." — und da er von der Natur ein heiteres, zufriedenes Gemüth erhalten hatte, so machte ihm die Erinnerung an das liebe Mädchen nur angenehme Eindrücke und die Zukunft keine Unruhe.

Etwas spät war es doch geworden, als er Altenstätt erreichte. Seine Aufnahme dort entsprach nicht ganz seinen Erwartungen, indessen wußte er sich zu bescheiden. Er ging mit Eifer an sein Amt; neue Umgebung, neue Bekanntschaften stellten ältere Erinnerungen weiter in den Hintergrund, aber das liebliche Köpfchen Ernestinens drängte sich doch manchmal vor und machte ein Gesichtchen, wie damals, wo sie zu des Vaters Einladung das kopfnickende ach ja! hinzugefügt hatte, als wollte sie sagen: vergiß mich nur nicht ganz und gar!

Nach Verfluß einiger Monate führte ihn ein Geschäft in die Gegend von Kettenberg. Er war in Ernestinens Nähe — sollte er vorüberziehen, ohne sie gesehen zu haben? Es war nicht seine Absicht, bei dem Amtsverwalter einzusprechen, denn er liebte die Aufdringlichkeit nicht, obgleich er hoffen durfte, wohl aufgenommen zu werden; aber ein glücklicher Zufall begünstigte vielleicht seinen Wunsch, ohne daß er das Haus zu betreten nöthig gehabt.

Es war etwa eine Stunde weit hinüber nach Kettenberg, und kaum trat er aus der Waldstrecke, die er passiren mußte, als die dunkeln, festen Gebäude des Kettenberges, auf den Rücken eines ansehnlichen Hügels gelagert, vor ihm standen.

Er schlug den Weg in das unten liegende Dorf ein, und betrat das Wirthshaus zum Lamme, das die Aussicht auf das Schloß gewährte.

Er setzte sich in einen Erker des Zimmers, ohne auf die Anwesenden viel zu achten, und seine Blicke ruhten auf dem alterthümlichen Gebäude — der Wohnung des Mädchens, das — jetzt erst wurde es ihm ganz klar — einen entschiedenen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Der neugierige Wirth, der dem Fremden gern fragend zu Leibe gestiegen wäre, um das Woher und Wohin zu erfahren, glaubte, er betrachte die Fensterscheiben, auf welchen mancherlei Namen von zärtlichen oder langweiligen Händen eingekritzelt standen, und nahm davon Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen.

„Sie betrachten die Fenster da oben," begann er, „ja, da paradiren manche, die auch nicht mehr den Kukuk rufen hören."

„Ist jemand da oben gestorben?" frug Roller.

„Auf den Fensterscheiben?“ entgegnete der Wirth, ungewiß, ob er oder der Fremde konfus sey.

„Auf dem Schlosse da oben,“ sagte Roller.

„Ja so! Sie betrachten das Schloß?“ versetzte der Wirth, „ja, da mag auch schon manches gestorben seyn in der Zeit, seit es erbaut ist.“

„Seit sechs Wochen niemand?“

„Gestorben? Nein! Vor der Hand ist alles munter und wohlauf; aber den Tod hat sich mancher seit kurzem da oben fast geholt, und erst vor acht oder zehn Tagen blieb einer hier über Nacht, der um keinen Preis mehr da oben schliefe.“

„Wie so? warum?“

„Das ist eine eigene Geschichte,“ flüsterte der Wirth, näher tretend, „man spricht nicht gern davon.“

„Da wäre ich doch begierig.“

„Sehen Sie da oben den Thurm am Ecke des Hauptgebäudes mit der großen Windfahne?“

„Ja.“

„Nun, in diesem Thurme ist es nicht sicher.“

„Ich sollte meinen, da sollte man am sichersten seyn; denn der Sicherheit wegen ist ja das ganze Schloß gebaut.“

„Gegen den Feind — von außen; aber inwendig, und namentlich in dem Thurme, lauft ein Geist.“

„Ach!“

„Ja, verwundern Sie sich, wie Sie wollen, es ist doch so. Hätte ich's nicht aus dem Munde dessen, der hier übernachtete und den ganzen Spektakel oben mit durchgemacht hat, ich glaubte es auch nicht, denn ich glaube überhaupt nichts; aber der erzählte Wunderdinge."

„Zum Exempel?"

„Ich muß Ihnen sagen, ich habe nicht recht darauf gehört, aber erzählt hat er's. Er war droben der Tochter wegen vom Herrn Amtsverwalter, um die er freien wollte."

„So?"

„Aber er hat's aufgegeben, sage ich Ihnen. Er hat gesagt, wenn er an den verwünschten Thurm und an die Nacht denke, vergehe ihm das Heirathen im Augenblicke."

„Da hat er Recht gehabt. — Aber weiß denn der Amtsverwalter nichts davon?"

„Ach, das ist ein Hurrasassa! der fürchtet den Teufel nicht, sondern ich glaube, der fürchtet sich vor ihm."

„Aber die Tochter? das Hausgesinde?"

„Die müssen von nichts wissen, sonst blieb' keine Magd."

„Kennen Sie die Tochter?"

„Ei ja! warum sollte ich sie nicht kennen? sie

war ja eine Gespielin meiner Margareth selig, und kommt fast alle Tage herunter in's Pfarrhaus. Es soll mich wundern — richtig! da kommt sie wirklich — sehen Sie dort am Brunnen, mit Herrn Pfarrers Minele — ei! sie guckt ja herauf."

Der junge Mann wurde bluthroth, denn in demselben Augenblicke glaubte er von Ernestinen bemerkt worden zu seyn — die ihn wahrscheinlich früher, als er sie, wahrgenommen hatte. Er zog sich zurück, er wußte selbst nicht warum; — er hätte auf sie zufliegen mögen, und doch glaubte er, sich nicht sehen lassen zu dürfen.

„Ein schmuckes Frauenzimmer, die Ernestine," fuhr der Wirth fort. „Die hätte auch schon einen Mann, so jung sie ist, wenn der Vater nicht so ein wunderlicher Hominus wäre; aber für den paßt so leicht keiner."

Roller hörte nur halb, was gesagt wurde. Er betrachtete, zurückgezogen, mit innigem Wohlgefallen die Bewegungen des Mädchens, und begleitete sie mit sehnsüchtigen Blicken bis an den Schloßberg, wo sich die Freundinnen trennten.

„Morgen ist Feiertag," fuhr der Wirth fort, „da kommt sie schon früh in die Kirche.

„So? — Sie haben wohl ein Zimmer für mich — ich bleibe über Nacht."

„Sehr wohl! Sie befehlen auch ein Nachteſſen?"
„Natürlich."

Der Wirth entfernte ſich und überließ den jungen Mann ſeinen Betrachtungen.

Der Weg auf den Schloßberg windet ſich um den Hügel, und hatte dem Nachſchauenden bald ſeinen Gegenſtand entzogen; aber die Sehnſucht folgte ihr in Gedanken, und begleitete ſie bis in das ſtille, ernſte, hohe Gebäude.

Er war entſchloſſen geweſen, keinen Beſuch auf der Burg zu machen, — aber mußte der Amtsverwalter es nicht übel nehmen, wenn er erführe, daß er ſein Verſprechen vergeſſen und im Wirthshauſe übernachtet hätte? Zu der Sehnſucht, in Erneſtinens Geſellſchaft zu ſeyn und mit ihr unter einem Dache, wenn auch nur einige Stunden, zu wohnen, geſellte ſich die Neugierde, den alten Herr und ſeine Geiſterburg kennen zu lernen. Er hielt natürlich die Ausſage des Wirths für das Geſchwätz eines abergläubigen Menſchen, dem ein anderer etwas aufgebunden hatte. — Freilich — um nichts ſich einer unruhigen Nacht ausſetzen, noch obendrein Verbindlichkeiten für genoſſene Herberge ſich aufladen, die nach den beſtehenden Verhältniſſen weiter keinen Zweck und keine Folge haben konnte, — vielleicht das Herz ſchwerer machen, als es war? Geſehen hatte er ſie

ja, und — er wußte selbst nicht, was er thun oder lassen sollte.

Da unterbrach der Wirth ihn, der mit einer Art von Diener hereintrat.

„Ich soll," sagte dieser, „einen schönen Gruß von dem Herrn Amtsverwalter ausrichten, und sie lassen sich erkundigen, ob der Fremde nicht der Herr Kreisamts-Aktuar Roller von Altenstätt sey, und in solchem Falle den Herrn Aktuar höflichst einladen, ihm die Ehre seines Besuchs zu gönnen und ein Nachtquartier im Schlosse anzunehmen."

Dem war nun nicht mehr auszuweichen.

„Ich werde sogleich meine Aufwartung machen," war die Antwort, — und als der Amtsdiener zögerte, als wolle er sich der Person des Eingeladenen sogleich versichern, sagte dieser mit sehr bestimmtem Tone: „ich komme sogleich nach, ich bitte, meine Ankunft einstweilen zu melden."

„Das Nachtessen wird nun wohl in meinem Hause unterbleiben?" frug der Wirth sehr ehrerbietig.

„Natürlich! es ist ja ohnehin noch nicht an der Zeit," antwortete Roller.

„Und da droben wollen Sie auch schlafen?"

„Ebenfalls."

„Na! da wünsche ich eine gute Nacht," sagte er, die letzten Worte betonend.

„Was zu erwarten steht, wenn das Bett gut ist. Ich will Ihnen morgen Antwort sagen," setzte er lächelnd hinzu.

Der junge Mann ergriff seinen Stock — mit ganz eigenen Gefühlen — das mußte er sich selbst bekennen. Durch wen anders konnte der Amtsverwalter seine Gegenwart erfahren haben, als durch Ernestinen, deren scharfem Blicke der Gast im Lamme nicht entgangen war, dessen Züge sie wohl recht fest ins Gedächtniß gedrückt haben mußte, um ihn sogleich wieder zu erkennen. Roller war nicht eitel, aber es schmeichelte seinem Gefühle, bei dem schönen Mädchen Aufmerksamkeit erregt zu haben. Hieran knüpften sich denn auch Wünsche, verzeihliche, aber von der Bescheidenheit in weiter Ferne gehaltene Wünsche, die er endlich als nichtig von sich wies.

Du bist dem Mädchen in der damaligen Situation aufgefallen, du bist gleichsam der Retter ihres Vaters geworden, wenigstens hat sie es dafür gehalten, ob es gleich nicht so gefährlich war, und reine Dankbarkeit und Höflichkeit von Seite der Tochter und des Vaters wiederholen die Ladung, die damals an dich ergangen ist; darum träume nicht Dinge, die niemals in Erfüllung gehen können, sondern nimm dich zusammen, um den Leuten zu zeigen, daß du ihre Aufmerksamkeit verdienst.

Unter diesem stummen Selbstgespräche war er den Hügel hinaufgestiegen und an das Burgthor gelangt, was den Mund weit aufsperrte und einer Art von Rachen glich, der zu verschlingen drohte. Einige Halseisen, an Ketten hängend, die an dem innern Thore in der Mauer befestigt waren, erinnerten ihn an den Namen des Berges und an seine spätere Bestimmung. — Der enge Hof, mit hohen Mauern umgeben, das alte, finstere Hauptgebäude, an welches der famöse Thurm sich recht keck anlehnte, machten einen beengenden Eindruck auf das Gemüth des Jünglings, der ohnehin — wie gewöhnlich in einer neuen Stellung des Lebens — etwas gespannt war. Hätte nicht das muntere und zutrauliche Geschnatter der Gänse und Enten, die ihre Verwunderung über den fremden Besuch auszudrücken schienen, und die schneeweißen zierlichen Vorhänge an den gothischen Fenstern den Eindruck gemildert und auf freundlichere Ideen geleitet, er wäre mit Mißbehagen in das Haus getreten.

Hier sprang der Amtsdiener schon entgegen, um ihm das Zimmer zu zeigen, wo er erwartet wurde; und hier empfing ihn der Amtsverwalter mit traulichem Gruße und Handschlage, den Roller kräftig erwiederte.

„Sie wären wahrscheinlich gar nicht herauf ge-

kommen, wenn man Sie nicht recognoscirt und vorgeladen hätte," begann der Amtsverwalter.

„Ich gestehe, daß ich nicht recht einig mit mir war, ob ich überlästig seyn sollte, oder nicht," entgegnete Roller offen.

„Ueberlästig? — Die Gegenwart eines braven Mannes ist nie eine Last. — Nun ist es gut, daß meine Tine so scharfe Augen hat, sonst wären Sie uns entkommen. Jetzt machen Sie sich's bequem und nehmen Sie vorlieb. Rauchen Sie Ihr Pfeifchen, bis das Abendbrod kommt. Die Aussicht ist schön, die man hier hat; wir setzen uns an ein Fenster, plaudern und sehen die Sonne untergehen."

Er zog die Glocke — der Diener erschien. „Pfeifen! Licht!" kommandirte er in einem Tone, der ein ganzes Regiment in Bewegung gesetzt hätte.

Die Pfeifen hingen geordnet an der Wand, der Tabak stand in einer bleiernen Büchse auf einem Tische darunter, und neben dieser ein chemisches Feuerzeug.

„Welche befehlen der Herr Amtsverwalter?"

„Meerschaum Nr. 2, Holzkopf Nr. 5."

In kurzer Zeit brannten die Pfeifen, und man setzte sich in die breite Fenstervertiefung.

„Nun, wie gefällt es Ihnen in Altenstätt?"

„Nicht so ganz."

„Warum nicht?"

„Die Geschäfte sind nicht angenehm."

„Das ist überhaupt kein Geschäft für den, der sich immer amüsiren will."

„Ich arbeite gern."

„Ich glaub's gern. Ich sagte es nicht in Beziehung auf Sie. Ich weiß wohl, daß es Geschäfte giebt, die den rüstigsten Arbeiter anekeln, zumal wenn man aus dem Kothe der Retardate nicht hinauskommt."

„Es ist eine ziemliche Last vorhanden."

„Ich weiß es. Der Herr Kreisamtmann amüsirt sich auch gern."

„Er ist doch recht fleißig."

„Er kommt doch nicht vom Flecke. Es giebt Leute, die mit ihrer Thätigkeit mehr hindern, als fördern."

„Geschäftsgewandtheit hat er."

„Er wendet und dreht sich nur zu viel in den Geschäften herum, greift alles an und wird nirgends fertig. Es ist schön von Ihnen, daß Sie seine Parthei nehmen, aber gestehen müssen Sie, daß ich Recht habe."

„Es könnte freilich mehr gefördert werden, aber es wird auch viel gethan."

„Von Euch — von dem gesammten Amtspersonal

bis auf den Dekopisten. Der Herr Kreisamtmann allein ist der allezeit geschäftige Müßiggänger. Nun, meinetwegen! Nach Erstattung seines Jahresberichts kommt doch ein Belobungs-Dekret, denn mit Berichtmachen weiß er umzugehen, die sind frisirt, wie sein Köpfchen. Aber den rechtlichen Mann muß es ärgern, wenn solche Wortmacher für gute Arbeiter gelten."

„Ich bin übrigens bisher gut mit ihm ausgekommen."

„Er kann Sie brauchen — er braucht Sie."

„Nun, wenn es mir nicht mehr gefällt, so steht mir ja frei, meine Lage zu ändern. Indessen bin ich mit dem Salair zufrieden, und auf das hab' ich hauptsächlich zu sehen."

„Wohl Jeder."

„Der weniger, der bloß für sich zu sorgen hat."

„Nun? Für wen haben Sie, außer sich, zu sorgen? Doch nicht — ich will nicht hoffen —"

„Für meine Mutter, die früher für mich gesorgt hat."

„Das ist brav!"

„Schuldigkeit."

„Von wenigen erkannt."

„Und liegt doch in der Natur."

„Daß die Eltern für die Kinder sorgen? ja! die

Liebe der Eltern wird selten erkannt und nie in solchem Grade erwiedert. Mancher plackt und quält sich, darbt sich's am Halse ab, um seinen Rangen eine bequeme Existenz in der Welt zu schaffen, und hat des Teufels Dank."

„Die Kinder auch."

„Richtig! Das Böse straft sich immer selbst — nämlich das Böse, was nicht vor den irdischen Richter gehört; die Verbrechen, die man gegen Herz und Gemüth begeht, und die in keinem Criminal-Codex verpönt sind. Wenn ich wüßte, daß meine Ernestine je undankbar gegen mich seyn könnte, wahrhaftig! ich enterbte sie und vermachte mein Geld an fromme Stiftungen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und lieb' Töchterchen trat heraus, den werthen Gast begrüßend, der sich in diesem Augenblicke höchst glücklich fühlte, der Einladung gefolgt zu seyn.

Der Diener, mit der Serviette auf dem Arme, meldete, daß angerichtet sey, und man begab sich in das Speisezimmer, wo eine vorzügliche Nachtmahlzeit ihrer wartete.

„Sie sind geräumig und schön hier oben logirt," sagte Roller bei Gelegenheit.

„Nicht so sonderlich," antwortete der Amtsverwalter; „meine Wohnung beschränkt sich auf vier wohn-

bare Zimmer; der übrige Raum, so groß und weitläufig, um noch Raum für zwei Familien zu gewähren, besteht aus schwarzen, baufälligen Rumpelkammern, wie es gewöhnlich in solchen alten Gebäuden geht, die zu Amtswohnungen hergegeben werden, auf die man nur so viel verwendet, als nöthig ist, sie unter Dach zu halten. — Hätte ich nicht auf eigene Rechnung im Thurme ein Gemach einrichten lassen, ich wäre nicht im Stande, einen Gast zu beherbergen."

Also im Geisterthurme werd' ich schlafen! dachte Roller.

Erneſtine blickte ihn an; er glaubte in ihrem Gesichte einen ängstlichen, bedauernden Zug wahrzunehmen.

Man stand bald von Tisch auf. „Wir trinken noch eine Flasche Wein," sagte der Amtsverwalter; besorge das, Erneſtine! — kannst ja den Conrad mitnehmen."

„Das Mädchen ist sonst im geringsten nicht furchtsam," fuhr er fort, „aber in den Keller geht es doch nicht gern bei Nacht. Er zieht sich bis unter den Thurm, und — für uns ist es lächerlich — da fabelt man allerlei. Mir ist in den sechszehn Jahren, die ich hier wohne, noch nichts vorgekommen."

„Die Furcht ist bei dem zarteren, schwächeren Geschlechte verzeihlich," sagte Roller.

„Nun, wer sich fürchtet, sieht überall Gespenster," setzte der Amtsverwalter hinzu; „Männer fürchten nichts der Art, nicht wahr?"

„Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt," antwortete Roller.

„Da fallen mir wieder die Bauern in Heßbach ein," sagte er lachend, „die Sie so köstlich hinausbuchstabirt haben. Es freut mich noch, wenn ich an den großmäuligen Bengel denke, und an die Ohrfeige, die Sie ihm zum ersten Gruße verabreichten. Es ist doch etwas köstliches um Körperstärke! die giebt überall Respekt, namentlich bei dem Landvolke, die sich mit Strafedikten allein nicht in der Ordnung erhalten lassen. Ich sage Ihnen, wenn ich an meine Bauern hindonnere, so steckt auch der Unverschämteste die Pfeife ein. Nur versteht sich, daß man sie nicht unnöthig plackt und ihnen eben so kräftig hilft und beisteht, wie man die Ordnung handhabt. Als ich hieher kam, fand ich eine saubere Wirthschaft. Mein Vorgänger, ein hageres, subtiles Männchen, hatte den Karren vollkommen verfahren. Er verschanzte sich hinter die Amtsgewalt, strafte jede Kleinigkeit, wußte sich und dem Gesetze aber keine Achtung zu verschaffen, weil er zu viel schrieb, zu viel

untersuchte, die Leute ohne Noth auf's Amt sprengte, und weil die Urtheile den Vergehen erst nach Vierteljahren nachhinkten. Das hatte die Leute störrig und bösartig gemacht; wo sie ihm einen Schabernak anthun konnten, thaten sie es; keine Blume, kein Bäumchen war im Garten sicher, und kam der Herbst, so konnte er darauf rechnen, daß ihm das halbe Obst gestohlen wurde. Er bat endlich um Versetzung, und man willfahrte ihm. — Nun kam ich. Gleich bei der ersten öffentlichen Gelegenheit zeigte ich, daß ich Haare auf den Zähnen hatte. Ohne Barmherzigkeit schnell und streng gestraft, wenn ein Frevel vorfiel. Ich wußte, was ich that, fürchtete niemanden, und fuhr durch, wie ein rauher Kamm durch struppiges Haar. Im Anfange wollten sie mich auch necken, aber als ich einmal einen, der mir die Spalierbäume ableerte, auf frischer That ertappte, und ihm mit höchsteigenen Händen die Jacke vollschlug, daß ihm die Haut darunter juckte, gab's Ruhe. Er mochte es im Vertrauen weiter erzählt haben, wie ich ungebetene Gäste traktire — kurzum, die Kerls trauten mir nicht mehr. Dagegen gab ich mir auch Mühe, ihr Vertrauen zu erwerben. Begegnete mir einer mit einem kummervollen Gesichte, so konnte ich fragen: Hans oder Peter, wo fehlt's? — Ach, Herr Amtsverwalter! wo wird's fehlen? ich hab' ein

krankes Weib und kein Geld, den Doktor holen zu lassen. — Nun, da wollen wir schon helfen, sagte ich, ließ einspannen, und schickte nach dem Doktor. Mein seliges Weib mußte der Kranken bessere Nahrungsmittel bereiten und sonst sorgen, daß sie ordentlich behandelt wurde; und als der Doktor zum letztenmale kam, und der Bauer fragte: Herr, was bin ich schuldig? so gab ihm dieser zur Antwort: es ist alles bezahlt, auch die Apotheke. — Ich sage das nicht zu meinem Ruhme, Gott bewahre! aber ich will nur damit beweisen, daß man die Leute gewinnen und doch im Amte streng und scharf seyn kann. Wie sie merkten, wie es mit mir beschaffen sey, hatte ich gewonnenes Spiel, und jetzt — ich kann sagen, man fürchtet mich noch, aber meine Bauern laufen mir durch's Feuer. Das Ganze soll also heißen, daß immer eine gewisse Persönlichkeit dazu gehört, um sich in Respekt zu setzen; denn der Amtsrock, wenn er noch so zierlich geschnitten und sogar mit Gold gestickt ist, macht's nicht allein aus."

Ernestine kam und füllte dem Gaste mit traulicher Freundlichkeit das Glas. Sie mußte geeilt haben, um aus dem Keller zu kommen; eine hohe Röthe färbte die vollen, jugendlichen Wangen. Sie setzte sich mit ihrem Strickzeuge an des Vaters Seite und horchte des Gesprächs.

Roller mußte von seiner Herkunft, von seinem Lehrkursus, von seinen Familien-Verhältnissen, von seiner Mutter erzählen, und er that das letztere mit einer einfachen Innigkeit, die seinem Herzen Ehre machte.

Nun wandte sich das Gespräch auf Rollers gewählte Laufbahn. Der Amtsverwalter war ein vollkommener Geschäftsmann. Er nahm den jungen Mann gleichsam in's Examen und ritt alle einschlagende Fächer mit ihm durch.

Roller hielt sich gut, Ernestinens Nähe spornte ihn, und das Resultat der Prüfung war, daß der alte Herr versicherte, er gäbe einen tüchtigen Beamten.

„Wenn's gefällig ist, wollen wir in's Bett," sagte dieser, als die Flasche geleert war; „Sie werden müde seyn, und ich selbst bin gewohnt, mich bald zur Ruhe zu legen. Für Ihre Bequemlichkeit ist gesorgt, so gut es sich thun läßt. Ich führe sie in Ihr Klosett."

„Schlafen Sie recht wohl!" sagte Ernestine, als der Vater das Licht nahm und sich anschickte, den Gast zu begleiten.

Roller dankte mit bescheidenem Muthe und folgte seinem Führer.

Der Weg nach dem Thurme ging über den brei-

ten Hausflur; jeder Tritt hallte wieder zwischen den hohen Wänden. Eine ziemlich enge Thüre durch die dicke Mauer führte hinein. Das Gemach war rund, groß, und außer den weißen Vorhängen, ohne Zierrath. Ein Tisch, ein Nachttischchen, einige Sessel, ein Spiegel machten das ganze Geräthe aus. Der Amtsverwalter steckte das schon im Zimmer befindliche Licht an, machte ihn auf die Glockenschnur aufmerksam, die er nur anziehen dürfe, wenn ihm möglicherweise etwas zustoßen sollte, und sagte endlich, ihm die Hand schüttelnd: „Sie fürchten sich nicht, Sie werden gut schlafen. Gute Nacht!"

Roller war allein. Dem Furchtlosesten wandelt ein gewisses unerklärliches Grauen an, wenn er in einem fremden Hause, in einem abgelegenen Gemache sich befindet; wenn das Schweigen der Nacht ihn umfängt und er, abgeschieden von den übrigen Bewohnern des Hauses, sich der Ruhe überlassen soll; um so mehr hier, wo eine eben nicht angenehme Sage vorausging.

Er trat an's Fenster; der Mond stand im wolkenleeren, tiefblauen Himmel, und beleuchtete die Gegend mit magischem Lichte. Er überließ sich eine Zeit lang seinen Betrachtungen, deren freundlicher Gegenstand bald Ernestine war. Mit ihr zu leben, zu wohnen — und wäre es auch in einem Gei-

sterthurme — welche Seligkeit! Was er in der kurzen Zeit von ihr gesehen, gehört hatte, — alles trug dazu bei, ihr Bild sehnsüchtig in's Herz zu schließen. Es waren bescheidene, fromme Wünsche, die sein Inneres bewegten. Er dachte sich das Glück, ein solches Weib zu besitzen, seine gute Mutter bei sich zu haben und ihrer zu pflegen in Gemeinschaft der neuen herzlieben Tochter — ach! es waren so liebliche Bilder, die ihn umgaukelten, Bilder, denen nichts mangelte, als die schwer zu hoffende Ausführung. Eine bittersüße Wehmuth bemächtigte sich seiner, die er los werden wollte.

Er nahm das Licht, untersuchte sein Bett — ein reinliches, weiches Lager, mit Sorgfalt bereitet; er sah sich im Zimmer um: die Wände waren weiß und kahl. Ein großer Schrank, wahrscheinlich mit Akten gefüllt, denn so sah er aus, des Raumes wegen hieher gestellt, den er früher nicht in Acht genommen hatte, stand nicht fern von der Thüre, fest verschlossen.

Er legte sein Feuerzeug zurecht, schob den Nachtriegel an der Zimmerthüre vor, entkleidete sich, ging zu Bette und löschte nach kurzer Frist das Licht.

Der Mond beleuchtete das Gemach so hell, daß man jeden Gegenstand darin unterscheiden konnte. — Er dachte an die Vorfälle des Tages, an seine

Mutter, an Ernestinen, empfahl sich dem Himmel und lag bereits in jenem behaglichen Halbwachen, das den Uebergang zum wirklichen Schlafe macht, als er ein Klopfen zu vernehmen glaubte. Er wurde munter — er horchte: kein Laut ließ sich hören. Er mußte geträumt haben. Seine Blicke suchten im Zimmer umher; alles war in dem alten Zustande. Aber er konnte — wie gewöhnlich, wenn der erste Schlummer unterbrochen wird — nicht wieder einschlafen. Er drehte sich gegen die Wand, um von dem Mondlichte nicht gestört zu werden — der Wirth mit seiner bedenklichen guten Nacht, die Bemerkung des Amtsverwalters über den Keller unter dem Thurme — alles fiel ihm ein, was davon gesagt und gedeutet worden. Da schlug die Uhr auf dem Schloße Eilf. Kaum war der Ton verklungen — als er wieder klopfen hörte, deutlich, doch so, als wenn es nicht von der Thüre des Zimmers, sondern vom Fußboden her komme. Nun, wer will da herauf? dachte er.

Mit der gespanntesten Erwartung, überzeugt, daß er vollkommen wache, horchte er. Lange blieb alles still, — da glaubte er ein dumpfes Gerassel, wie von Ketten, die bewegt werden, zu hören.

Es lief ihm eiskalt über die Haut; denn auch der beherzteste Mensch schauert unwillkührlich bei

dem Gedanken an etwas Körperloses, Geistiges, gegen welches Körperkraft nicht schützt. Täuschen konnte er sich nicht, sein Ohr war scharf. Er setzte sich im Bette auf — er horchte — alles wieder still. — Die Glockenschnur fiel ihm in die Augen. Hatte der Amtsverwalter nicht gesagt, er solle sie anziehen, wenn ihm etwas zustoßen sollte? — Er schämte sich, nur daran zu denken. Ist es nicht eine Schande, sagte er sich selbst, die Mährchen der Spinnstuben für möglich, für wahr zu halten, weil etwas klopft? Der gute Conrad wird Nägel in die Stiefel schlagen, wozu er wahrscheinlich bei Tage nicht Zeit hat, damit die Sohlen die Amtsstrapazen besser aushalten, und sein Kämmerlein mag in der Nähe seyn. — Klopfe, was da wolle, raßle, was da wolle; ich kümmere mich um nichts, und wer mir zu Leibe will, der hat es mit mir zu thun.

Mit diesem festen Vorsatze legte er sich wieder nieder, und wäre gewiß bald eingeschlafen, als ein neues und stärkeres Geräusch seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: er hörte deutlich, daß jemand mit einem Schlüsselbunde den alten Registraturkasten öffnete. Das war denn doch ein bischen zu merklich! Er wandte das Gesicht nach der Gegend — eine große Figur, in eine Art von Schlafrock gehüllt, eine weiße Mütze auf dem Kopfe, stand vor

dem offenen Kasten und schien in den Papieren zu kramen.

„Wer ist da?" rief Roller mit fester Stimme.

Die Figur blieb stumm.

„Noch einmal: wer ist da? Antwort, oder —"

Da drehte sich der Geist langsam gegen ihn, und drohte mit der Hand.

„Wissen muß ich's doch, wer Du bist," sagte der junge Mann, sprang mit einem Satze aus dem Bette und packte die Gestalt so kräftig, daß diese rief: „Halt! Mordelement! Sie drücken mich ja todt!"

Roller war wie elektrisirt. „Herr Amtsverwalter! zum Henker! wie kommen Sie hieher, zu solcher Zeit, in solcher Gestalt und zu welcher Thüre herein?"

„Still!" sagte dieser, „morgen früh ein mehreres; ich habe das Abendexamen fortgesetzt und die schwerste Frage auf die letzte gespart. Ich gehe, woher ich gekommen, gute Nacht! Schlafen Sie ruhig, in dem Thurme ist es so sicher, wie in Abrahams Schooße, und ich schlafe gleich daneben."

Er stieg in den Kasten, zog die Thüre hinter sich zu, öffnete eine andere, und schloß sie hinter sich.

Ei, da wärest Du schlecht weggekommen, dachte Roller, wenn Du Dich ob einer läppischen

Furcht hätteſt ertappen laſſen! Er begriff den alten Herrn nicht, aber er warf ſich in's Bett. Erneſtine war ſein letzter Gedanke, als ihn der Schlaf ſanft in die Arme nahm.

Heiter erwachte er am folgenden Morgen. Er ſtopfte ſeine Pfeife, öffnete das Fenſter und ſchaute ſelenvergnügt hinaus in die herrliche Natur, hinüber auf die dunkeln blaugrünen Waldberge ſeiner Heimath; es war ihm ſo wohl, als ſtände ihm ein Glück bevor.

Da hörte er eine Thüre öffnen, der Kaſten ſprang auf und der Amtsverwalter trat heraus.

„Guten Morgen, Herr Aktuar! wohl geruht?"

„Vortrefflich!"

„Ich nicht. Sie müſſen mir eine Rippe, oder ſonſt etwas gebogen haben."

„Das thut mir ſehr leid."

„Mir auch, denn ich hätte vorausſehen ſollen, daß Sie ſich nicht in's Bett verkriechen oder hülferufend zur Glocke ſpringen würden, wie Ihre Vorgänger."

„Es iſt ein wahres Glück, daß ich ganz waffenlos geweſen bin, ſogar meine Stechpalme drüben im Zimmer ſtehen gelaſſen habe; ich hätte Ihnen den Schädel zerſchmettern können."

„Das wäre ſauber geweſen! Nun, ich bin Ih-

nen Erklärung schuldig, und ich will sie geben. Ich halte erstaunlich viel auf Körperkraft und Seelenmuth. Von der ersten war ich bereits Zeuge, den letzteren wollte ich prüfen. Dazu diente nun eine Vorrichtung vortrefflich, die ich habe anbringen lassen, um die unberufenen und feigen Freiwerber zu verscheuchen, die, seit meine Tochter herangewachsen, das Schloß und mich zu belagern anfingen. Jetzt sagen Sie mir recht aufrichtig, aber auf Ihr Ehrenwort, haben Sie sich gar nicht gefürchtet?"

„Ei, warum nicht? im ersten Augenblicke hätte sich der Guckuk nicht fürchten mögen. Aber — wie ich den Geist erblickte, dachte ich: was Du siehst, kannst Du auch greifen, und so nahm ich denn das Herz in beide Hände und Sie in meine Arme."

„Daß mir noch alle Rippen weh thun."

„Wie gesagt, ich muß es bedauern, aber ich bin nicht schuld."

„Ich weiß es, 's ist gut. Nun will ich Ihnen einen Vorschlag thun, der meine Bequemlichkeit und Beruhigung betrifft; können Sie ihn nicht annehmen, so muß ich mir es gefallen lassen. Kündigen Sie in Altenstätt auf und treten Sie in meine Amtsstube."

„O, das will ich mit Vergnügen."

„Meinet- oder meiner Tochter wegen, he?"

„Beider wegen."

„Bravo! das ist ehrlich. — Ich habe Sie lieb gewonnen; ich habe mich in Altenstätt genau nach Ihnen erkundigt; meine Ernestine hat sie auch lieb gewonnen, und wenn es Ihnen recht ist, so gebe ich Ihnen das Mädchen nnd trete Ihnen mit der Zeit das Amt ab; daß das letztere genehmigt wird, sey meine Sorge. Wollen Sie?"

Roller, der mit Erstaunen dem sonderbaren Alten zugehört hatte, warf sich ihm um den Hals. „Ob ich will?" sagte er, „ob ich der glücklichste Mensch unter der Sonne werden will? Freilich will ich, von ganzem, redlichen, treuen Herzen!"

„Gut! jetzt zum Frühstück, aber nicht durch den Kasten, sondern durch den gewöhnlichen Eingang."

Sie kamen hinüber in das Wohnzimmer. Ernestine glühte wie eine Rose.

„Er will, Ernestine!" sagte der Vater lächelnd, „gieb ihm den Brautkuß."

Roller flog auf das Mädchen zu, schloß es in seine Arme und sagte: „so wahr ich Dich jetzt mit seliger Inbrunst küsse, so wahr will ich Dir ein treuer liebender Ehegatte seyn bis in den Tod."

„Ich will gleich fort," erklärte Roller nach dem Frühstücke, „um meine Verhältnisse in Altenstätt aufzulösen."

„Recht so! desto bälder kommst Du zu uns, lieber Sohn."

„Ich begleite Sie — Dich bis in's Dorf," sagte Tinchen.

„Vortrefflich! ich muß im Lamm ohnehin noch einmal einsprechen."

Mit welchen Gefühlen Roller von dem Amtsverwalter Abschied nahm und an der Seite des lieblichen Engels den Schloßberg hinabstieg, wird jeder sich selbst malen, der einmal wahrhaft liebte und an's Ziel gelangte.

Der Wirth sah zum Fenster heraus.

„Guten Morgen!" rief Roller, „ich komme nur zu sagen, daß ich recht gut geschlafen habe, und daß der Geist erlöst ist."

„So?" sagte der Wirth mit einem langen, erstaunten Gesichte, — „sieht's so aus? Nun, ich gratulire!"

Felseck und Stahleck.

An einem schönen Sommermorgen traten wir, ich und meine jungen Freunde Carl, Theodor und Julius, unsern längst beschlossenen Spaziergang nach dem Gebirge an, um uns von unsern Geschäften zu erholen in den herrlichen Wäldern, welche die Bergrücken bedecken oder begränzen, Herz und Lunge zu stärken in der reinen, balsamischen Luft, unsere Augen zu weiden an dem üppigen Grün, — an der reizenden Aussicht in die weite Ebene hinab, und neue Kräfte zu sammeln für unsern Beruf.

Jeder von uns war mit einem Stabe und einem Ränzchen versehen, das die nöthige Wäsche und einige Lebensmittel enthielt, und ich und Carl, der älteste meiner Zöglinge, trugen an ledernen Bande-

lieren zierliche Feldflaschen, gefüllt mit einem Labetrunke. So ausgerüstet, wandelten wir frohen Muthes unter muntern Gesprächen die schöne, von Obstbäumen beschattete Straße entlang, durch freundliche Dörfer, in deren einem wir ein einfaches, aber schmackhaftes Mittagmahl einnahmen und ein Stündchen ruhten, dann wieder rüstig vorwärts den gewaltigen Bergrücken zu, die uns vor Augen lagen, und die, je näher wir kamen, immer deutlicher wurden und ihre Felsenhäupter ruhig hinaufstreckten in das reine Blau des Himmels, bis diese endlich sich rötheten im Strahle der untergehenden Sonne, die auf ihnen am längsten weilte.

Am Fuße des Gebirges, in dem reinlichen Wirthshause eines kleinen Dörfchens übernachteten wir, und zogen dann nach eingenommenem Frühstücke, das aus süßer Milch und schwarzem Brote bestand, frisch und fröhlich den schmalen Bergweg hinan, der, anfangs über kurzes Heidegras führend, sich durch ein freundliches Gebüsch von jungem Laubholze hinaufwand, in welchem uns der liebliche Gesang munterer Waldvögel empfing und begleitete.

Unser nächstes Ziel waren die beiden Ruinen der alten Burgen Felseck und Stahleck, von denen die erstere auf schroffen Felsen wie ein großes Adlernest hing, die andere mit ihrem starken Thurme

und den alten, mit Epheu bewachsenen Mauern aus hohen Buchen über das Thal hinüberdrohte.

Nach halbstündigem, oft mühsamen Steigen durch dichten Wald, der an manchen Stellen den Tag zur Dämmerung machte, erreichten wir den kahlen Gipfel des Berges, an welchem zwischen herabgerollten Mauertrümmern der Weg sich schmal hinaufzog und uns zu dem noch ziemlich erhaltenen äußern Burgthore führte, auf dessen Bogen einige schlanke Birken Wurzel gefaßt hatten, die, vom Morgenwinde bewegt, uns freundlich zu bewillkommen schienen.

Die Südseite der Burg, gegen das Thal gekehrt, hatte durch die zerstörende Zeit weniger gelitten als die übrigen Theile derselben. Carl, den wir unter uns scherzweise den Baumeister nannten, untersuchte nach seiner Gewohnheit die Bearbeitung und Fügung der Steine im Verhältnisse zum Ganzen, und erstaunte über die Kühnheit der Menschen, die es gewagt hatten, auf einen wohl mehr als achtzig Fuß senkrecht hinabschießenden Felsen die starken Mauern aufzuführen, die mit ihm zusammengewachsen schienen. — „So baut man auch nicht mehr, und wär' es auch gar nicht mehr im Stande," sagte er recht altklug; „nur der kecke Geist der Ritterzeiten konnte solche Arbeiten unternehmen und ausführen, die jetzt noch

der Zeit trotzen, während unsere Häuser und Häuschen in den Thälern nach wenigen Jahren zusammenfallen wollen, und wie ein schlechter Rock immerwährend des Flickens bedürfen."

„Einigermaßen hast Du Recht," entgegnete ich ihm; „die Nothwendigkeit lehrte in den damaligen Zeiten fest und kühn zu bauen. Aber, guter Carl! auch diese Mauern, so gewaltig sie der Zeit trotzen, sinken endlich in den Staub; in einem Jahrhunderte, vielleicht in noch kürzerer Zeit, findet man die Stätte kaum, wo sie gestanden sind, und mit ihrem Verschwinden erlischt ihr Name in dem Andenken der nächsten Nachbarn, indeß der Name eines Tugendhaften nach Jahrtausenden noch glänzt in den Geschlechtern der Menschen."

„Ich möchte doch wissen," sagte Theodor, von uns der Lustige genannt, „was für Leute hier ehemals gewohnt, wie sie ausgesehen und wie sie unter einander gelebt haben. Schön muß es hier oben gewesen seyn, als alles noch stand, aber gewaltig lustig; denn der Wind pfeift nicht übel zwischen den alten Mauern; und weit müssen sie auch gehabt haben in die Schule, zur Kirche, zum Becker und Metzger und in die Apotheke."

„Und zum Conditor," fiel Carl lachend ein, „um Zuckernüßchen zu holen. Das kannst Du Dir

wohl denken, daß in einer solchen Burg alles vereinigt seyn mußte, was zum Leben nothwendig war; daß geschlachtet und gebacken, gelehrt und in die Kirche gegangen wurde, ohne zum Thore hinausgehen zu dürfen. Vom Apotheker und Professor haben sie wohl damals nichts gewußt, das besorgte der Burggeistliche, und Leckereien kamen nicht auf den Tisch eines alten deutschen Ritters, der hätte sich geschämt, Biscuit in den Wein zu tauchen."

„Aber Wein haben sie doch getrunken," sagte Julius, „und das tüchtig, das beweisen die großen Humpen, die wir neulich in dem Kunstcabinet gesehen haben. Tausend noch einmal! einer hält mehr als eine Maaß, und den hat so ein Ritter auf einen Zug geleert, wie der Castellan sagte."

„Der weiß es wohl nicht recht," fiel ich ein, „und es wäre Unrecht, vom Humpen auf den Trinker zu schließen; gerade so, als wenn wir vom Heidelberger Faß auf den Durst der dasigen Einwohner schließen wollten. Uebrigens waren es rauhe, kräftige Naturen, die nach größerem Maaßstabe bauten, handelten und lebten als wir; die weniger Bedürfnisse kannten, folglich gesünder und freier lebten, als ihre verfeinerten Nachkommen. Indessen danken wir dem Himmel, daß wir einem Zeitalter entwachsen sind, wo Kraft zur Willkühr führte, und der

Schwache sich beugen mußte unter die Hand des Starken, wo nur Herren und Knechte gesehen wurden, und die Gewalt der Waffen überall zu Gunsten des Mächtigen entschied, während wir unter dem Schutze milder Gesetze unsern Lebensplan selbst entwerfen und zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft friedlich und ungekränkt durchführen können. Wer weiß, wie mancher Unglückliche sein Leben verhauchte in den finstern Kerkern dieser Burg; wie manches Herz hier zwischen den hohen unzugänglichen Mauern geschlagen hat in furchtbarer Angst; wie manches Auge thränenschwer hinausgeblickt hat durch das enge Fenster in die freie Ebene, die so freundlich und so sonnig vor unsern Blicken liegt; denn das Unrecht und die Grausamkeit sind stets im Gefolge der rohen Gewalt."

„Ich möchte doch die Geschichte der Burg wissen," äußerte Carl, „ich meine immer, man könnte von der Form, Lage und Bauart eines Schlosses auf den heitern und finstern Charakter der frühern Bewohner schließen. Diese Burg z. B. ist nach einem großen, heitern Plane gebaut; ich kann mir die Felsecker nur in solcher Art denken."

„Es liegt etwas Wahres in dieser Meinung," entgegnete ich ihm; „ein Beispiel gibt uns das Escurial in Spanien, das den finstern, strengen,

abgeschiedenen Geist und Charakter des Erbauers deutlich bezeichnet. Aber unsicher ist ein solcher Schluß immer, wie die Beurtheilung der Seele eines Menschen nach seiner Außenseite. Du würdest vielleicht staunen über Deinen Irrthum, wenn Dein Wunsch befriedigt und uns eine Geschichte dieser Ruine zu Theil würde."

Carl schüttelte etwas ungläubig den Kopf, was er immer zu thun pflegte, wenn er sich von einer gefaßten Idee trennen sollte. Sein Blick schweifte noch einmal über die stattlichen Burgreste und schien die Bestätigung seiner Meinung zu suchen. Ich bestieg mit ihm einen Vorsprung auf dem höchsten Punkte der Ringmauer, der wahrscheinlich eine Warte getragen hatte, und wir labten uns an der herrlichen Aussicht, die, links und rechts im Vorgrunde von zwei waldbewachsenen Bergen gleichsam eingerahmt, einem großen, schönen Gemälde glich, dessen Hintergrund in weitester Ferne eine blaue Bergkette bildete.

Theodor und Julius hatten indessen Erdbeeren gesucht, die recht üppig zwischen dem Gestein auf dem Burghofe wuchsen, und überreichten uns freundlich ein Sträußchen dieser lieblichen Früchte, die von würzigem Geschmacke waren.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch; und da

wir noch die Ruine Stahleck sehen wollten, zu der, nach der Beschreibung, ein wenig betretener, hie und da beschwerlicher Waldpfad hinab in das Thal — über einen etwas breiten und reißenden Waldbach — hinauf nach Stahleck führte, so beschlossen wir, von Felseck zu scheiden und unsern Stab weiter zu setzen.

Es traf ein, was man uns gesagt hatte: der Weg führte steil hinab und war an manchen Stellen, wo die hohen und dichten Bäume keinen Sonnenstrahl durchließen, feucht und schlüpfrig; aber nicht achtend die Mühen, die uns durch Schönes und Niegesehenes vergolten werden sollten, stiegen wir fröhlich den Bergrücken hinab, und ergötzten uns, entfernt von dem Geräusche des gewöhnlichen Stadtlebens, über die heilige Stille, die uns hier umfing und die nur durch den Ruf eines Waldvogels, und endlich durch das Geräusch des Baches unterbrochen wurde, dem wir uns nun näherten.

Theodor, der mit Julius vorausgeeilt war, entdeckte jauchzend einige alte Mauerreste, die wenige Schritte abseits lagen, und wahrscheinlich die Trümmer einer Capelle waren, wie uns ein steinernes, an eine alte Eiche gelehntes Kreuz belehrte. Dichtes Moos und üppiges Immergrün mit seinen blauen weichen Blüthen bedeckte die heilige Stätte, die sonst

wohl der Zufluchtsort manches bedrängten Herzens gewesen seyn mochte. Carl gab sich vergebens Mühe, irgend eine Inschrift zu entdecken: die Zeit hatte alles verlöscht.

Der Wald ward endlich lichter; der Weg krümmte sich schnell um einige gigantische Sandsteinblöcke, und wir standen am Ufer des klaren Felsbaches, der gleichsam unwillig über die Steine, die seinen Lauf hinderten, hinwegrauschte und schäumte. Ein schmaler, schwankender Steg, nur auf einer Seite mit einer Lehne von jungen Tannenstämmen versehen, brachte uns glücklich an das jenseitige Ufer, wo eine breitästige schöne Buche Schatten bot, unter der wir einige Minuten ausruhten, und dann wohlgemuth den minder steilen Berg hinanstiegen, der uns zur Burg Stahleck führte, die mit ihren schwarzen hohen Mauern düster aus dem Walde hervorragte.

Durch eine schmale Pforte, die von einem tiefen, jetzt mit Gestein fast ausgefüllten Wallgraben beschützt gewesen war, gelangten wir auf den engen Burghof, der uns das traurige Bild der tiefsten Abgeschiedenheit darbot. Alles athmete hier einen finstern Geist, der in dem alten Gemäuer seinen Sitz gehabt zu haben schien, feuchtes Moos bedeckte die herabgestürzten Trümmer, schwarz und düster lehnte sich das Hauptgebäude an den starken viereckigen

Thurm, auf dessen Zinnen junge Buchen die schlanken Aeste in die Luft streckten. Die Aussicht war überall durch hohe Bäume gehemmt, und nur eine Waldlücke gestattete solche auf die gegenüberliegende Ruine Felseck, die von der Sonne beleuchtet, hell herabblickte auf die unfreundliche Nachbarburg Stahleck.

Meine jungen Freunde fühlten sich unheimlich in dem verwitterten engen Gemäuer, und da solches nichts Sehenswerthes mehr darbot und bei den muntern Knaben der Hunger sich zu regen begann, so kehrten wir auf demselben Wege zurück zu der gastfreundlichen Buche, wo wir, in schwellendes Grün gelagert, unsere Ränzchen öffneten, um ein frugales Mittagmahl zu halten.

Während wir unter heitern Gesprächen ausruhten von dem allerdings beschwerlichen Marsche, und neue Kräfte sammelten zum weitern Zuge in die Thalschlucht hinauf, aus welcher der Bach herabstürzte, wurden wir durch das Geläute einer weidenden Heerde unterbrochen, das, immer näher kommend, unsere Aufmerksamkeit auf sich zog.

Nicht lange, so trat ein wohlgekleideter Landmann von recht verständigem Aussehen aus dem Gebüsche, und verwundert, in dieser einsamen Gegend muntere Reisende zu erblicken, die sich gütlich thaten,

näherte er sich zutraulich unserm Kreise und grüßte recht herzlich.

Eingeladen, unser Mittagmahl zu theilen, setzte er sich unfern von uns auf einen Stein und nahm ein Stückchen Brot und einen Becher Wein an, den Carl ihm freundlich bot, indeß seine Heerde sich nach und nach aus dem Walde an den Bach herabzog, um sich zu laben.

„Sie haben gewiß die alten Mauern da oben besucht?" fragte er, „denn aus anderer Absicht kommt von solchen Herren wohl niemand in die Gegend."

Wir bestätigten seine Vermuthung, und Carl, dem es gelüstete, von den alten Burgen vielleicht einige Kunde zu erhalten, ließ den Wunsch darnach laut werden.

„Was ich davon weiß, lieber junger Herr," sagte der Landmann, „das will ich gern erzählen. Ich habe es von meinem Großvater selig, der es von seinem Vater und dieser wieder von dem seinigen gehört hat. Aber Sie müssen vorlieb nehmen, wie ich es erzähle, unser eins weiß die Worte nicht so geschickt zu setzen."

Wir baten vereint um diese Gefälligkeit, ihm näher rückend, und er begann also:

„Sehen Sie, liebe Herren, die Burg dort oben, Felseck genannt, und die da unten, Stahleck,

haben früher verschiedenen Herren gehört, sind aber in spätern Zeiten zusammengekommen durch die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will.

Dort oben auf Felseck wohnte vor mehreren hundert Jahren ein Graf, der gar reich und mächtig war, dessen Besitzungen weit in's Thal hinab jenseits des Wassers sich ausdehnten. Er hatte eine Gemahlin, die er gar sehr liebte, die aber bald starb und ihm nur eine einzige Tochter hinterließ, auf die nun seine ganze Zärtlichkeit fiel, daß er gleichsam nur in ihr lebte und alles that, was ihr Freude machte und zu ihrem Besten diente, wie gute Väter zu thun gewohnt sind; denn der Graf von Felseck war ein gar guter Herr."

„Da hören Sie meine Meinung bestätigt!" raunte mir Carl zu.

Ich nickte ihm lächelnd Beifall.

„Auf Stahleck," fuhr der Landmann fort, „hauste zu selbiger Zeit ein Ritter, der auch Wittwer war und einen einzigen Sohn hatte, den er, wie natürlich, auch sehr liebte. Aber der Ritter war finstrer Gemüthsart und kam selten aus seiner Burg, außer wenn er in den Krieg zog, wie dazumal häufig vorkam, daß sich die edlen Herren in den Haaren lagen.

Früher hatte er mit dem Grafen Felseck gute

Nachbarschaft gehalten, aber seit dieser sich verheirathet, hörte das gute Einverständniß auf, und der Stahlecker neckte den guten Grafen, wo er wußte und konnte, niemand wußte warum; und das trug sich auch auf die Dienstleute über, so daß, wenn Felsecker und Stahlecker zusammentrafen, es öfter blutige Köpfe setzte, was dann den Haß zwischen beiden Partheien immer mehrte.

Der junge Stahlecker, Konrad hieß er, kümmerte sich wenig um die ganze Geschichte, ausgenommen, wenn ihn die blanken Waffen anzogen, während sie geputzt oder ausgebessert wurden, wie es eben den muntern Buben geht, die gar zu gern Soldaten spielen, was heut zu Tage noch so ist. Nun, wie gesagt, er kümmerte sich wenig um die Händel seines Vaters mit dem Grafen, sondern sprang munter wie ein Hirschlein im Walde umher, wenn die Burg nicht gesperrt war der Fehde wegen, wie man dazumal den Krieg genannt haben soll, und der Vater, der seine Freude daran hatte, daß sein Konrad so freudig heranwuchs und so beherzt wurde, ließ ihn herumspringen und kümmerte sich im Grunde sonst wenig um ihn, so daß der Bursche ziemlich wild aufwuchs, dabei aber ein recht gutes Gemüth hatte, das mit jedermann es gut meinte, die Felsecker ausgenommen, die er nicht leiden konnte, weil er den

Haß vom Vater und dessen Dienstleuten schon von der frühesten Jugend an eingesogen hatte, und zur Burg Felseck nicht anders als mit Widerwillen hinaufblickte.

Des jungen Stahleckers liebster Tummelplatz war da unten am Waldbach, gleich unter der Burg; da trieb er sich dann einsam am Ufer umher, fing Fische und Krebse, oder machte sich sonst eine Unterhaltung.

Einsmals, als er auch so allein auf einem Felssteine saß, erblickte er am andern Ufer ein junges Mädchen, die gar emsig Blumen suchte. Konrad, dem das eine ganz fremde Erscheinung war, sah ihr lange zu, ohne von ihr bemerkt zu werden, und die Lieblichkeit des Mägdleins und ihr freundliches Gesichtchen machte einen ganz neuen Eindruck auf ihn. Da er nun dem lieblichen Kinde so mit Vergnügen zusah und gewahr wurde, wie es gar zu gerne Vergißmeinnicht gehabt hätte, die an dem etwas steilen Ufer des Baches wuchsen, und zu denen es nicht hinabzubeugen sich getraute, so rief er ganz unwillkührlich, sie solle warten, er wolle ihr die Blümchen langen. Das gute Kind erschrack wohl über diesen Zuruf, der so unerwartet kam, aber bald erholte sie sich von der Ueberraschung, als sie das freundliche Gesicht des Burschen sah; und da dieser seinen An-

trag wiederholte, so nickte sie mit dem Köpfchen, setzte aber gleich hinzu: wie willst Du denn herüberkommen? Es war nämlich kein Steg da, wie jetzt, und das Wasser mochte wohl damals stärker und wilder durch das Felsbett rauschen. Aber Konrad, gleich besonnen, sah eine junge, schlanke Birke sich aus, die am Ufer stand, und ihm zu seinem Zwecke hoch genug zu seyn schien, kletterte wie ein Eichhörnchen hinauf, bis seine eigene Schwere den Baum hinunterzog über den Bach hinüber, und er durch einen Sprung an das jenseitige Ufer gelangte. Das Mädchen hatte mit Erstaunen und mit Angst dem Beginnen des verwegenen Burschen zugesehen und that einen lauten Schrei, als er an ihrer Seite herabsprang; aber da er wohlbehalten und leichten Fußes hinabkletterte an dem Steinufer und die Vergißmeinnicht holte, und ihr lächelnd darbot, so war alle Aengstlichkeit verschwunden, und beide suchten nun gemeinschaftlich Blumen, bei welchem Geschäfte sie bald zutraulicher wurden und mit einander sprachen.

„Wie heißest Du?" frug Konrad.

„Ich heiße Bertha. Und Du?"

„Ich heiße Konrad."

Weiter wollten sie nichts von einander wissen; sie kos'ten noch eine Weile mit einander, Konrad

half ihr die Blumen in einen großen Strauß binden, flocht dann auch ein zierliches Kränzchen von Immergrün und Vergißmeinnicht, und setzte es dem Mädchen auf das blonde Engelsköpfchen, und beide waren hochvergnügt in kindlicher Unschuld, sich gefunden zu haben.

„Kommst Du morgen wieder?" fragte Konrad; und er freute sich, als Bertha versprach, wiederzukommen.

So waren sie heiter bei einander gesessen, bis eine entfernte weibliche Stimme den Namen Bertha rief.

„Ich muß fort," sagte diese rasch, „Gertraud ruft, aber morgen komm' ich gewiß." Dieß sagend, flog sie leicht wie ein Reh den Waldweg hinan, und war dem nachblickenden Konrad bald aus dem Gesichte, der nicht recht wußte, wie ihm geschehen war. Er suchte endlich wieder über den Bach zu kommen, und kehrte nachdenklich in die Burg seines Vaters zurück.

Am frühesten Morgen war Konrad schon im Thale und über den Bach, wo gestern Bertha ihm — so zu sagen — erschienen war. Er hatte sich einen bequemen Ueberkunftsort ausgesucht, hatte sich über die aus dem Strombette herausragenden Felsblöcke von Aesten und Stangen eine Art von Brücke

gebaut, die freilich so leicht und gefährlich war, daß nur ein Konrad hinüberzukommen sich getrauen konnte, und nun wartete er mit Sehnsucht auf seine kleine Freundin, die aber heute gewaltig lange nicht kommen wollte. Er wäre ihr gern auf dem Pfade, den sie gestern beim Abschiede eingeschlagen hatte, entgegengegangen, aber er war auf feindlichem, das heißt: auf Felseck'schem Gebiete; denn das Wasser machte die Grenze, und sein Vater hatte ihm ernstlich eingeschärft, den Grund und Boden seines Feindes ohne Begleitung nicht zu betreten.

So blickte er denn gedankenvoll in den Wald hinauf, aus dem sie herabkommen mußte, und war nach langem vergeblichen Harren schon im Begriffe, nach Hause zu kehren, als endlich Bertha zwischen den Bäumen sichtbar wurde und herbeieilte, und mit holder Freundlichkeit den neuen Bekannten begrüßte, der ihr traulich die Hand bot.

„Mutter Gertraud betet in der Klause," sagte sie, „ich soll der Heiligen einen frischen Strauß bringen und darf nicht lange ausbleiben, denn gestern hat sie gesagt, daß ich so spät zurückgekommen."

„Das sind gewiß die Trümmer der Klause, an denen wir vorübergekommen sind?" fiel Carl dem Erzähler in's Wort; „es steht ein steinernes Kreuz dabei."

„Ganz recht," antwortete dieser, „das war sonst eine Capelle, die noch zu Lebzeiten meines Großvaters gestanden haben soll. Später hat man sie abgebrochen und die meisten Steine zu etwas anderem verwendet. Die Klause selbst mag wohl nur von Holz aufgebaut gewesen seyn, und hat keine Spur hinterlassen."

Konrad und Bertha suchten nun in Eile Blumen, dann setzten sie sich ruhig zusammen an den rauschenden Bach, freuten sich, daß der Himmel so blau und die Blumen so schön waren, und trennten sich endlich mit der Versicherung, recht bald und so oft als möglich zusammenzukommen.

So sahen sich die Kinder fast täglich, so lange gutes Wetter war; Konrad hörte von Bertha Dinge, die er früher nicht geahnt hatte, denn sie war besser unterrichtet als er; dagegen that Konrad alles, was ihr Freude machte, lehrte sie Binsenkörbchen u. dgl. flechten, oder suchte Muscheln, Schnecken oder bunte Steine für sie, oft mit Lebensgefahr, und so entspann sich zwischen den jungen unschuldigen Herzen ein recht inniges Verhältniß, dessen sie immer froher wurden.

Als aber der Nordwind durch das Thal brauste, die Bäume kahl wurden, und Schnee die Gegend bedeckte, hatte die Freude ein Ende, und Konrad

sehnte sich in der finstern Burg recht heftig nach dem Frühlinge, der ihm blauen Himmel, Blumen und seine Bertha wiederbringen sollte.

Mittlerweile waren die Neckereien zwischen dem Grafen Felseck und dem Ritter von Stahleck zu offenen Feindseligkeiten ausgebrochen. Einige Eingriffe in die Jagdgerechtsame des Grafen hatten Anlaß gegeben, es war sogar Blut geflossen und die Erbitterung beider Nachbarn stieg auf das höchste. Man rüstete sich beiderseitig, einander allen möglichen Abbruch zu thun, und Konrad, der, wie gesagt, Freude an den Waffen, und im Gebrauche derselben schon fleißigen Unterricht erhalten hatte, freute sich, als er von dem Leibknechte seines Vaters als ein Geheimniß erfuhr, daß nächstens ein Angriff auf die Burg Felseck selbst gemacht werden sollte, und bat seinen Vater flehentlich, ihn theil daran nehmen zu lassen.

„Du bist noch zu jung und zu schwach, und hier gilt es Ernst," entgegnete der Stahlecker, dem der Muth des Sohnes doch ein Lächeln abnöthigte, „es wird an Dich schon kommen, wenn Du größer und kräftiger bist." — Aber Konrad bat so lange, bis endlich der Vater einwilligte, ihn unter dem Schutze zweier vertrauter und tapferer Knechte mitzunehmen.

Der kühne Stahlecker, um seinem längst genährten Hasse einmal recht Luft zu machen und durch einen entscheidenden Schlag die Macht des Gegners auf immer zu beugen, bezweckte nichts weniger, als seinen Feind in der eigenen Burg zu überwinden. Alles ward mit der größten Besonnenheit vorbereitet, und in einer finstern Nacht sollte der Angriff auf Felseck geschehen, deren schwächste Seite längst ausgegattert worden war.

In aller Stille zog zur festgesetzten Zeit der wohlgerüstete Haufe aus der Burg Stahleck, die unter dem Schutze einiger alten Knechte gelassen und gut verwahrt wurde, und wandte sich am Waldbache hinauf, bis zu einer Stelle, wo hinübergeworfene und mit Reisbüscheln bedeckte Baumstämme den Uebergang erleichterten, und so die Waldung hinaufklimmend und die Höhe erreichend, gelangte der Stahlecker mit seinen wilden kampflustigen Dienstmannen, ohne bemerkt zu werden, bis nahe zu der äußern Ringmauer der Burg Felseck. In aller Stille wurden Leitern angelegt, und fast wäre es einem Theile der Angreifer gelungen, über die Mauern ohne Schwertstreich einzudringen, wenn nicht durch das Geräusch einer brechenden Leiter und das Geraßel der herunterfallenden Gewappneten die Wache der Burg aufmerksam gemacht worden wäre, die dann

durch ein Zetergeschrei die Besatzung in Allarm brachte, und so der Kampf mit den mittlerweile eingedrungenen Feinden im Vorhofe der Burg mit fürchterlicher Wuth begann, die von der Dunkelheit der Nacht noch vermehrt wurde.

So tapfer auch der Ritter von Stahleck mit den Seinigen focht, so thaten die Felsecker auch ihr möglichstes; und da man seinen eigenen Grund und Boden gewöhnlich mit mehr Zuversicht und Sicherheit vertheidigt, überdieß die Anzahl der Felseck'schen Burgmannen größer war, als der Stahlecker geglaubt hatte, so neigte sich der Sieg auf die Seite der Angegriffenen, und die Angreifer mußten sich endlich in größter Unordnung durch das inzwischen gesprengte äußere Thor fechtend zurückziehen, und kehrten mit blutigen Köpfen nach Stahleck zurück, viele Todte und schwer Verwundete zurücklassend.

Aber das Schlimmste bei der Sache war, daß unter den letzteren der junge Konrad sich befand, der, so tapfer er sich auch wehrte, nachdem seine beiden Schutzwächter unter den Streichen der Feinde gefallen waren, durch einen Kolbenschlag niedergeworfen wurde, eine Zeit lang besinnungslos liegen blieb, und auf diese Art in die Hände des Feindes fiel.

Der Graf von Felseck, ohnehin über den nächtlichen Ueberfall des Ritters von Stahleck höchlich erbittert, erfuhr nicht so bald, was für ein Fang gemacht worden war, als er auch sogleich beschloß, an dem verwegenen und nimmer rastenden Stahlecker sich schwer zu rächen und seinem Herzen eine unheilbare Wunde zu schlagen. Er gab Befehl, den jungen Gefangenen, den man einstweilen in das Burgverließ, wie man damals das Gefängniß nannte, geworfen hatte, vorzuführen, um ihm sein Todesurtheil anzukündigen, und dem Vater ließ er durch einen Herold sagen, wenn er den Kopf seines Sohnes sehen wollte, so möchte er nur auf die Zinnen der Burg Felseck blicken, wo derselbe zum warnenden Zeichen für alle Stahlecker aufgesteckt werden sollte.

„O Du armer Konrad!" riefen Theodor und Julius unwillkührlich fast zu gleicher Zeit aus, und blickten nach den alten Burgmauern hinauf, als sollte das Gräßliche so eben vor ihren Augen geschehen. Carl schüttelte zweifelnd das Haupt und sagte: „das kann nicht seyn! das wäre schändlich und grausam, das sieht dem Grafen nicht gleich!"

„Ja, liebe junge Herren!" fuhr der Erzähler fort, „damals ging man oft recht hart und blutig zu Werke und hielt sich für berechtigt, auf alle Arten

seine Feinde sich vom Halse zu schaffen. Nun, wie gesagt, der Graf hatte Befehl gegeben, den jungen Konrad vorzuführen, und das geschah denn auch. Bleich und blutig, aber mit aufgerichtetem Haupte und festen Schrittes trat er vor den Grafen, der ihn finstern Blickes betrachtete.

„Wie heißest Du?" fragte er.

„Konrad von Stahleck," war die Antwort.

„So jung noch und so verwegen schon?" fuhr der Graf fort, „was eine Nessel wird, brennt zeitig. Nun, ich will das Unkraut dämpfen. Das hier so frevelhaft vergossene Blut schreit um Rache, ich will ihm ein Sühnopfer bringen. Schickt ihm — befahl er seinen Knechten — den Burgcaplan, er soll nicht in Sünden dahin fahren. Bereite Dich vor, Konrad von Stahleck! in einer Stunde mußt Du sterben."

Konrad hatte still sein Urtheil angehört; im Abgehen wandte er sich zu dem Grafen und fragte mit Thränen in den Augen: „darf ich meinen Vater nicht mehr sehen?"

Der Graf schüttelte mit dem Kopfe und winkte, ihn abzuführen.

In der Burg war es natürlich sogleich bekannt geworden, daß der junge Stahlecker gefangen und daß sein Todesurtheil gesprochen worden sey,

und auch dem Töchterlein des Grafen war es zu Ohren gekommen. Sie schauderte und eilte zu ihrem Vater, um für das Leben des jungen Gefangenen zu bitten; aber der Graf sagte, indem er sie liebreich umfing: „bitte nicht, mein liebes Kind! Du weißt nicht, was Du bittest; ich räume Dir, indem ich ein Beispiel gerechter Strenge gebe, einen Feind aus dem Wege, der Deiner Zukunft droht, und immer drohen wird."

Der Augenblick der Hinrichtung rückte heran; auf dem Schloßhofe war ein Sandhaufen aufgeworfen worden, an welchem der Scharfrichter mit bloßem Schwerte wartete, und die Kriegsknechte hatten um solchen einen Kreis geschlossen. Der junge Stahlecker, begleitet von dem Burgcaplane, der ihm Trost zusprach, wurde herbeigeführt; man hatte ihm vergönnt, sich vom Blute zu reinigen, das sein jugendliches Antlitz verunstaltet hatte; es sah bleich aus, aber um so rührender wirkte es auf die Gemüther der Anwesenden, auch auf den rohesten Knecht; denn dieses schöne Haupt mit den herabwallenden, dichten Locken sollte fallen durch das Schwert. Mitleidig drängten sich die weiblichen Bewohner der Burg heran, den beklagenswerthen Knaben zu sehen, der, so jung noch, ein solch herbes Geschick erleiden sollte, und Thränen flossen überall.

Auch das Töchterlein des Grafen, von mitleidiger Neugierde getrieben, stand mit ihrer Hofmeisterin an einem Fenster der Burg, um den Unglücklichen zu sehen, der den Zorn ihres sonst so gütigen Vaters in solchem Maaße entflammt hatte. Eben trat er in den Kreis, als sie, ihn erkennend, mit der furchtbarsten Angst „Konrad!" ausrief.

Dieser, nach der Stimme blickend, die seinen Namen genannt hatte, und, sie erkennend, hob die gebundenen Hände in die Höhe, und mit schmerzlichem Lächeln sprach er den Namen Bertha aus.

Es war seine Gespielin am Bach, seine freundliche Bertha, die er seit dem letztverflossenen Sommer nicht mehr gesehen hatte, und die er nun in diesem entsetzlichen Augenblicke wiederfinden sollte.

Diese, von Schrecken fast ohnmächtig niedergeworfen, hatte sich kaum erholt, als sie hinausflog aus dem Gemache, und durch den Kreis, der ehrerbietig sich ihr öffnete, zu ihrem Konrad drang, dessen bleiches Angesicht wie eine Rose erglühete.

„Du sollst sterben, Konrad? und gebunden hat man Dich? Du sollst nicht sterben, guter Konrad! mein Vater ist gut, mein Vater hat mich lieb! ich will ihn um Dein Leben bitten — Du wirst nicht sterben, lieber Konrad!" unter diesen Ausrufungen hatte sie die Bande gelöst, die seine Hände fesselten,

ohne daß ihr jemand wehrte, und Konrad, der alles um sich her vergaß, schloß das liebliche Kind in seine Arme.

Der Graf trat eben aus dem Schlosse, und erblickte mit Erstaunen dieses unerwartete Schauspiel. „Was ist das?" fragte er in Zorn entbrennend, und hundert Stimmen auf dem Schloßhofe riefen: „Gnade!"

Bertha gewahrte kaum seiner, als sie auch schon zu seinen Füßen lag und mit den schmeichelndsten Worten um das Leben ihres Konrad's bat, der so gut sey und gewiß nichts Böses begangen habe, und nicht eher nachließ mit Bitten, bis endlich der Vater, gerührt von dem Schmerze und der Güte seines einzigen geliebten Kindes und seiner natürlichen Milde folgend, das Wort der Gnade aussprach und den Gefangenen in das Gefängniß zurückzuführen befahl.

Konrad warf einen Blick der dankbarsten Liebe auf seine junge Freundin, die sprachlos am Halse ihres Vaters hing, und folgte den geleitenden Kriegsleuten.

Der Graf, begierig zu erfahren, wie seine Tochter mit dem jungen Stahleck bekannt geworden war, forschte genau darnach, und Bertha erzählte in der Freude und Unschuld ihres Herzens alles,

was sie von Konrad wußte, vom Anfange ihrer Bekanntschaft an, mit der höchsten Aufrichtigkeit, und wußte die guten Eigenschaften ihres jungen Freundes so herauszuheben, seine Anhänglichkeit an sie so kindlich wahr zu schildern, daß sich der Widerwillen des Grafen gegen den Sohn seines Feindes immer mehr verminderte und endlich in Wohlwollen sich umzuwandeln begann.

Er ließ Konrad bis auf weiteres in ein festes, aber anständiges Gemach bringen und befahl, ihn mit allem Nöthigen zu versorgen; auch sandte er den Burgcaplan zu ihm, der nach der Weise der Geistlichen jener Zeiten erfahren war in der Heilkunde, um die Wunden des jungen Menschen zu untersuchen und zu heilen. Dem Ritter von Stahleck aber ließ er sagen, daß er nicht Blutrache genommen an seinem Sohne, obwohl er volles Recht dazu gehabt hätte für alle die Unbilden, die der Ritter ihm ohne Ursache angethan habe, namentlich des nächtlichen Ueberfalles wegen; daß er ihn aber als Geißel für seine Ruhe in enger Haft auf Felseck behalten wolle, und daß das mindeste Unternehmen von Seite Stahleck's gegen ihn oder seine Burgleute und Unterthanen dem Sohne ohne Gnade den Kopf kosten würde.

„Das war doch recht hübsch von dem Grafen,"

sagte Theodor, „daß er den Vater wegen des Lebens des Sohnes beruhigen ließ; was muß der während der Zeit für Angst ausgestanden haben?"

Carl meinte, daß der Graf als edler Mann nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan — daß er das von ihm erwartet hätte, der doch eigentlich kein Recht über das Leben seines Gefangenen gehabt, daß er übrigens sogar geglaubt habe, er würde dem armen Konrad auch die Freiheit schenken; denn es sey fast so arg, wo nicht ärger als der Tod, in solcher Gefangenschaft zu sitzen, und bei dem kleinsten Unternehmen seines Vaters für sein Leben besorgt seyn zu müssen.

„Der Graf that," entgegnete ich ihm, „was er seiner Ruhe und Sicherheit wegen zu thun schuldig zu seyn glaubte; denn sich von einem unruhigen Feinde immer bedroht und gedrängt zu sehen, der noch dazu sein nächster Nachbar war, ist auch keine Kleinigkeit, und es war großmüthig genug von dem Grafen, daß er durch diese Bedingung das Leben des Sohnes dem Vater gleichsam in die Hände legte."

„Das ist wahr!" versetzte Julius, „er darf ja nur ruhig seyn, so geschieht dem Konrad nichts, und schlimm wird der es in der Burg auch nicht gehabt haben."

„Das werden wir gleich hören," sagte ich; „ich rechne auf Bertha, die gewiß alles thun wird, das Schicksal ihres jungen Freundes zu erleichtern."

Auf meine Bitte fuhr der Erzähler also fort: „Konrad, durch die Ereignisse der verhängnißvollen Nacht, durch die erhaltene Wunde und durch die ausgestandene Todesangst im Innersten erschüttert, war kaum in seinem Gewahrsame angelangt, als er in ein heftiges Fieber fiel, das nach der Aussage des Burgcaplans für sein Leben fürchten ließ.

Bertha, die solches hörte, bat ihren Vater unter Thränen um die Erlaubniß, den guten Konrad besuchen zu dürfen, und der Graf, der an dem Schicksale des jungen Menschen bereits freundlich theilgenommen hatte, erlaubte solches nicht nur, sondern befahl der Hofmeisterin seiner Tochter, dem Kranken alle Hülfe angedeihen und es an Sorgfalt nicht fehlen zu lassen, ihn wieder herzustellen.

Bertha trat mit ihrer Begleiterin an das Lager ihres jungen Freundes, der sie nicht erkannte, sondern in der Fieberhitze von Tod und Blut, von Blumen und Bertha sprach, auch seinem Vater rief, die gute Bertha zu retten, und in die rührendsten Klagen ausbrach, daß er ihr nicht zu Hülfe eilen könne, weil seine Füße gefesselt wären, so daß dem guten Mädchen fast das Herz brach vor Schmerz

und Mitleiden, und sie erst dann den Kranken verließ, als er ruhiger geworden und in tiefen Schlummer gefallen war, der nach der Versicherung des Caplans entscheidend sey für seine Genesung.

Täglich besuchte sie den Patienten und half Sorge tragen für alles, was ihm seine Leiden erleichtern, seine Heilung befördern konnte, und sie war vor Freuden beinahe außer sich, als dieser wieder sein volles Bewußtseyn erhielt und ihr mit leiser Stimme einige herzliche Worte des Dankes sagte.

Konrad's Jugend und gute Natur siegten; das Fieber ließ nach, und unter solch' sorgsamer Pflege erholte er sich schnell, so daß er nach wenigen Wochen schon im Stande war, das Gemach zu verlassen und mit Erlaubniß des Grafen in dem Burggärtlein in Begleitung seines Arztes, des Caplans, frische Luft zu schöpfen.

Was wohl aber am meisten zu seiner Genesung beitrug, war, daß Bertha ihm dort oft begegnete, und daß er sogar theilnehmen durfte an dem Unterrichte, den das junge Fräulein durch den Geistlichen genoß; denn dieser würdige Mann hatte unsern Konrad lieb gewonnen und hielt es für seine Pflicht, in das empfängliche Herz des ziemlich unwissenden jungen Menschen guten Saamen zu streuen, ihn bekannt zu machen mit den Wahrheiten und

Tröſtungen der Religion, die er an Konrad bei deſſen Vorbereitung zum Tode faſt ganz vermißt hatte, und dieſer lohnte die Freundlichkeit und Bemühungen des wackern Burggeiſtlichen mit der größten Lernbegierde, und die Kräfte ſeiner Seele nahmen zu mit den Kräften des Körpers, die ſeine Wangen bald wieder malten mit der Farbe der Geſundheit und Heiterkeit der fröhlichen Jugend.

Nicht ſo gut ging es auf Stahleck. Konrad's Vater, der in jener Unglücksnacht ebenfalls eine gefährliche Wunde erhalten und den die Botſchaft von dem nahen Tode ſeines in die Hände des Feindes gefallenen Sohnes faſt zum Wahnſinne gebracht hatte, lag ſeit dieſem Augenblicke in dumpfem Hinbrüten, aus dem ihn nichts herauszureißen vermochte. Wenn man ihm, um ihn zu tröſten, ſagte: daß ſein Konrad ja lebe und auf Felseck ſey, daß er ſich nur mit dem Grafen verſöhnen dürfe, um den Sohn wieder zu haben, ſo ſchüttelte er das Haupt und ſagte mit finſtern entſetzlichen Blicken: „der iſt todt! das weiß ich beſſer! alles ſtirbt dort, was ich lieb gehabt habe!“ und dann wandte er das Geſicht gegen die Wand, und halbe Tage lang brachte man kein Wort mehr aus ihm heraus, ſo daß man fürchtete, er werde es nicht mehr lange ſo treiben. Auf Felseck konnte das nicht verſchwiegen bleiben; denn ſeit

Stahleck's Niederlage hatten die Feindseligkeiten aufgehört; es war sogar eine Art von Verkehr unter den Dienstleuten der beiden Burgen entstanden, die zu ihrer beiderseitigen Bequemlichkeit eine Art von Brücke über den Waldbach gebaut hatten und einander Kunde gaben, wie es daheim zuging.

Bisher hatte man dem jungen Stahleck den übeln Zustand seines Vaters verschwiegen, um seine erst wiederkehrende Gesundheit nicht aufs neue zu erschüttern und zu gefährden. — Jetzt nach vollkommener Genesung hielt es der Caplan für nöthig, auf schonende Weise den Sohn von der bedenklichen Lage des Vaters zu unterrichten. In Konrad erwachte mit aller Macht eines guten, kindlichen Herzens die Sehnsucht, den geliebten Kranken zu sehen, und er bat den Geistlichen flehentlich, ihm Gehör bei dem Grafen zu verschaffen. Dieser brachte ihm bald die erwünschte Nachricht, daß der Graf ihn erwarte.

„Herr Graf!" begann Konrad recht ehrerbietig und freundlich, „ich komme, vorerst Euch meinen herzlichen Dank abzustatten für alles das Gute, was Ihr an mir gethan habt, und dann Euch um etwas zu bitten, was Ihr mir nicht versagen werdet."

„Rede, Junker Stahleck!" sagte der Graf.

„Mein Vater ist bettlägerig," fuhr Konrad fort, „und, wie man sagt, gefährlich. Laßt mich

nur auf eine Stunde zu ihm; der Anblick des Sohnes, den er so lange entbehrte, wird wohlthätiger auf ihn wirken als alles andere, und ich selbst sehne mich heftig, ihn wiederzusehen, was Ihr mir nicht verdenken werdet."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Du willst Dich meiner Haft entziehen," sagte er nach kurzem Stillschweigen, „und es wäre unklug von mir, meinem Feinde die Waffen wieder in die Hände zu geben; deswegen muß ich Dir Deine Bitte abschlagen, obwohl ich Dein kindliches Gefühl ehre."

„Ich kehre zurück in meine Haft, sobald ich meinen Vater gesprochen habe, darauf gebe ich Euch mein Wort!" entgegnete Konrad mit dem redlichsten Gesichte.

Der Graf lächelte über des Knaben männliches Benehmen. „Und wenn ich Dir nun auch erlaubte den Vater zu sprechen, und wenn Du auch Dein Wort halten wolltest, und man Dich mit Gewalt zurückhielte?" fragte er.

„Ich kehre zurück," antwortete Konrad feierlich, „und wenn mich Schloß und Riegel bänden; mein Wort ist heilig, denn ich habe noch nie eine Unwahrheit gesagt."

„Wohlan, so gehe mit Gott, Konrad!" sagte der Graf, gerührt von dem Freimuthe des jungen

Menschen, „ich will sehen, ob ein Stahleck Wort halten kann. Auf den Abend erwarte ich Dich zurück.“ Er reichte ihm zugleich die Hand, die Konrad lebhaft an sein Herz drückte.

Der Graf gab Befehl, dem Gefangenen die Burg zu öffnen und ihn ungehindert nach Stahleck ziehen zu lassen.

Eben als dieser über den Burghof auf das geöffnete Thor zueilte, begegnete ihm Bertha. „Du bist frei, Konrad?“ fragte sie mit freudigem Blicke, setzte aber sogleich wehmüthig hinzu: „und willst uns verlassen?“

„Dein Vater hat mir erlaubt, nach Stahleck zu gehen und meinen Vater zu besuchen, der gefährlich krank seyn soll,“ antwortete Konrad, „aber ich komme wieder, Bertha! darauf habe ich mein Wort gegeben.“

„Nun, so geleite Dich Gott,“ sagte das Fräulein, und Thränen drängten sich in ihre freundlichen Augen.

Konrad flog den Waldpfad hinab und stand, ohne selbst zu wissen, wie er über den Bach gekommen war, vor dem Thore der väterlichen Burg, das sich auf seinen Ruf öffnete. Neugierig drängten sich die Burgleute um ihn herum, zu vernehmen, wie er frei geworden war, aber er gab ihnen nur kurzen

Bescheid und eilte, in das Gemach des Vaters zu kommen.

Da lag dieser, siech und schwach, den starren Blick auf die Decke des Zimmers geheftet.

„Gott grüße Dich, Vater!“ sprach Konrad leise, von dem Anblicke erschüttert, und wollte an seine Brust sinken. Aber jener, sich schnell aufrichtend, winkte ihm mit der Hand zurück und rief mit ängstlicher Stimme: „kommst Du, Geist meines ermordeten Sohnes, mich aufzurufen zur Blutrache an dem Feinde?“

„Ich lebe!“ rief Konrad, „ich komme, Dich zu sehen, Dich zu trösten, lieber Vater!“

Dieser blickte ihn zweifelnd an, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wollte er sich auf etwas besinnen, dann reichte er ihm die Rechte, die der Sohn küßte, und fragte: „wie entkamst Du von Felseck?“

„Ich bin nicht entflohen,“ antwortete Konrad; „der Güte des Grafen hab' ich es zu danken, daß ich hier bin.“

„Er hat Dich freigelassen?“

„Er hat mir vergönnt, Dich zu sehen, und ich hab' ihm mein Wort gegeben, wenn solches geschehen, in meine Haft zurückzukehren.“

„Das wirſt Du nicht," entgegnete der Vater raſch.

„Ich muß mein Wort halten," erwiederte der Sohn.

„Das darfſt Du, wenn Du kannſt," ſprach Stahleck, „aber ich bin meinem Feinde keine Verbindlichkeiten ſchuldig, und ſo bleibſt Du mein Gefangener."

„Vater, Du kennſt den Grafen nicht, wenn Du ihn für Deinen Feind hältſt," ſagte Konrad mit edlem Eifer, — „Du würdeſt anders von ihm denken, wenn Du Gelegenheit hätteſt, zu ſehen, wie gut er iſt, und wenn Du wüßteſt, was er an mir gethan hat."

„Mahne mich nicht daran," entgegnete der Ritter Stahleck mit furchtbarem Ernſte; „er iſt mein Feind und wird es ewig bleiben, ſeit er ſich ſo weit verging und mir, dem er Glück und Ruhe des Lebens geraubt, auch noch den einzigen Sohn aus blutgieriger Rache ſchlachten wollte. Du gehorchſt und bleibſt! Er komme und hole Dich, wenn er den Muth hat, die freche Stirn an dieſen Mauern ſich zu zerſtoßen; aber nur von meinem Leichname ſchleppt er Dich aus Stahleck hinweg." Und er rief dem Leibknappen und befahl, ſeinem Sohne den Ausgang aus der Burg zu ſperren.

„So stürze ich mich von der Mauer, wenn man mich hindern will mein gegebenes Wort zu lösen!“ erklärte Konrad fest. „Wisse, Vater!“ fuhr er sanfter fort, „was der Graf sagte, als ich ihm versprach zurückzukehren: „„ich will sehen,““ sagte er, „„ob ein Stahleck Wort halten kann.““ Ich bin Dein Sohn und werde Wort halten.“

Und der Ritter von Stahleck wandte sein Gesicht gegen die Wand und schwieg, während der alte Leibknappe die Hand des Junkers drückte und, ihm Beifall zunickend, das Gemach verließ.

„Vater!“ begann Konrad nach einer Weile in dem ehrerbietigsten Tone, „zürnst Du, wenn ich nach Felseck zurückkehre?“

Der Kranke schüttelte das Haupt und der Sohn warf sich an seinen Hals und liebkos'te ihn.

„Willst Du Dich nicht versöhnen mit dem Grafen, Vater? willst nicht die Hand zum Frieden bieten?“ sprach Konrad bittend.

„Nie!“ rief Stahleck heftig.

„So scheide ich ohne Trost von Dir,“ klagte der Sohn. „Gott schenke Dir Gesundheit, lieber Vater, und ändere Deinen Sinn, bis ich Dich wiedersehe.“ Er drückte ihm die Hand und verließ die Burg, im Innern tief betrübt über den Zustand des geliebten Kranken, der, wenn auch gegen andere rauh und

ſtreng, ihn immer väterlich behandelt hatte, und, verſunken in düſteres Nachdenken über den Grund des unverſöhnlichen Haſſes der beiden Nachbarn, den er nicht finden konnte, kam er auf Felseck an, wo man dem Grafen ſogleich ſeine Rückkehr verkündete.

Dieſer, erſtaunt und gerührt über die Rechtlichkeit des jungen Stahlecker's, ließ ihn ſogleich vor ſich kommen.

„Du haſt Dein Wort gelöst wie ein Mann," redete er ihn an, „und haſt meine ganze Achtung erworben. Fortan ſollſt Du gleich einem Hausgenoſſen auf meiner Burg leben, und ſo Du einen Wunſch haſt, ſo bekenn' ihn frei, ich bin geneigt, ihn Dir zu gewähren, wenn er gerecht iſt."

„So vergönnt mir, edler Graf!" bat Konrad, „den Vater alle Tage zu beſuchen."

„Das darfſt Du, guter Sohn!" erwiederte der Graf, „Deine Tugend macht die Unbill des Vaters gegen mich vergeſſen. Er allein trüge die Schuld, wenn ich im gerechten Zorne eine Grauſamkeit an Dir begangen und mein Gewiſſen belaſtet hätte. D'rum geh und pflege ſeiner, ſo oft Du willſt, Du biſt von dieſem Augenblicke an frei; doch gern werd' ich ſehen, wenn Du recht oft als Gaſt auf Felseck einkehrſt."

„O das iſt herrlich von dem Grafen!" riefen

Theodor und Julius, und Carl setzte lächelnd hinzu: „wie konnte er auch anders? er durfte dem jungen Stahleck nicht nachstehen an Edelmuth."

Konrad, fuhr der Erzähler fort, überrascht von dieser Güte, wollte dem Grafen zu Füßen sinken, dieser hob ihn aber liebreich auf und sprach, ihn auf die Stirne küssend: „Du hast mein Herz gewonnen, Sohn meines Feindes! und den Fittig meines Hasses gegen ihn gelähmt; will er, so sey Friede zwischen uns auf ewige Zeiten."

„Das wolltet Ihr, edler Graf?" rief Konrad freudig, „o daran erkenne ich Euch, und gebe Gott, daß mein Vater thut, was zu seinem und meinem Frieden dient. Wenn Ihr vergönnt, so kehr' ich sogleich zu ihm zurück."

Der Graf erlaubte das gerne, obwohl er wünschte, daß Konrad länger geblieben wäre, denn ihn freute das gute kindliche Gemüth desselben; aber er setzte sich in die Lage seines Gegners, wie wohlthuend die Gegenwart eines solchen Sohnes auf ihn wirken mußte. Er blickte dem Hinabeilenden nach, so weit er konnte, und drückte seine hereintretende Tochter an das Vaterherz, die sich beklagte, daß er Konrad auf immer fortgelassen hätte.

„Er kehrt wieder," tröstete der Graf das holde Kind, „und um so willkommener ist er, wenn sein

gutes Herz und seine Anhänglichkeit ihn wieder zu uns führen."

Und Bertha lächelte in lieblicher Unschuld und versicherte den Vater, daß sie nächst ihm und dem Burgcaplane niemanden lieber hätte als den jungen Stahleck, der so gut und so gefällig gegen sie sey. — Und der Graf küßte sie und sagte: „will's Gott, so hab' ich Dir in ihm einen Freund für alle Zukunft erworben; denn ein guter Sohn ist auch ein guter Nachbar."

Indeß war Konrad in Stahleck angelangt, und seine baldige Wiederkehr hatte bei den Burgleuten laute Freude erregt. Nur auf den Ritter von Stahleck machte es eine entgegengesetzte Wirkung, als ihm der Sohn verkündete, daß er der Großmuth des Grafen seine Freiheit verdanke und daß dieser ihm Frieden anbieten ließe.

„Ich will der Großmuth meines Feindes nichts zu danken haben," sprach er murrend, „und so Dir's besser bei ihm als bei mir gefällt, so gehe nur wieder hin, wo Du herkommst, ich kenne seine falsche Schmeichelei, die alles von mir wendet, was ich liebe."

Konrad war tief betrübt über den unversöhnlichen Sinn des Vaters, der ihm seine Freude so verbitterte; doch schwieg er und hoffte, durch seine Ge-

genwart den finstern Geist zu verscheuchen, der sich hier so fest eingenistet hatte. — Mit der aufmerksamsten Dienstfertigkeit pflegte er des kranken Vaters und gab sich alle Mühe, seine Wünsche zu errathen, bevor er sie noch ausgesprochen hatte, und so gelang es auch wirklich dem guten Sohne, das Angesicht des Vaters, wenn auch nur auf kurze Zeit, erheitert zu sehen.

Freilich hätte er gar zu gern einen Besuch bei Bertha gemacht, aber er wagte nicht, diesen Wunsch laut werden zu lassen, denn so oft er von seinem Aufenthalte auf Felseck erzählen wollte, und wie es ihm dort ergangen, war der Ritter von Stahleck mürrisch geworden, und hatte ihm einigemal verboten davon zu sprechen. Er schwieg, um den Vater nicht zu kränken, aber oft stand er am Bogenfenster des väterlichen Gemachs, das die Aussicht auf Felseck gewährte, und dachte mit Sehnsucht an die, die dort seiner gedachten und seiner harrten, ihn vielleicht der Undankbarkeit beschuldigten.

Sein Vater mochte das bemerken.

„Was schaust Du unaufhörlich da hinauf?“ fragte er den Sohn; „es mag Dir gar zu gut dort oben gefallen haben, und hier unten ist Dir's übel und weh, das seh' ich wohl. So geh' und ärgere mich nicht mit Deinem trübseligen Gesichte.“

„Ja, Vater!“ antwortete Konrad, „ich gesteh', ich möchte wohl die Felsecker heimsuchen; doch da es Dir nicht angenehm ist, bleib' ich gern bei Dir.“

„Bleib' oder geh!“ versetzte Stahleck, „ich hab' Dir's schon gesagt.“

„Ich gehe nur, wenn Du freundlich es mir erlaubst,“ sprach Konrad; „der Graf wird freilich erwarten, daß ich ihn besuche, wie ich dankbar versprochen, und Bertha auch; doch der Vater geht vor.“

Konrad hatte des Namens Bertha gegen seinen Vater noch nie erwähnt. Das Gesicht des Kranken verfinsterte sich augenblicklich, als er ihn hörte. — „Du nennst den Namen nicht mehr!“ sprach er heftig, „nie mehr in meiner Gegenwart! hörst Du?“ Mit diesen Worten kehrte er den Blick abwärts, und ein tiefer Seufzer rang sich aus der Brust.

Ein neues Räthsel für den armen Konrad. Woher des Vaters Haß gegen dieses unschuldige Kind, das ihn wohl nie beleidigen konnte, das er vielleicht noch nie gesehen? Oder was lag sonst für ein Geheimniß hier verborgen? Er wußte sich nicht Raths, denn sein Vater wurde von diesem Augenblicke an immer düsterer und die Krankheit nahm sichtbar zu. Er sprach oft irre; er nannte Bertha's und Felseck's Namen, wollte diesem sie entreißen

und schien in heftigem Kampfe mit ihm zu liegen, so, daß ihm der Angstschweiß auf der bleichen Stirne stand nach solchem Fiebertraume.

In solcher Noth sann Konrad, was anzufangen, und versprach sich Hülfe von dem Grafen und von dem Burgcaplane.

Er empfahl den Dienern des Vaters sorgsame Aufsicht über denselben, sagte ihnen, in welcher Absicht er nach Felseck wolle, daß sie dem Vater verschweigen sollten, wohin er gegangen, und machte sich sogleich auf den Weg dahin.

An der Waldcapelle hielt er, um vor dem Gnadenbilde ein frommes Gebet für die Genesung seines Vaters zu verrichten, und gestärkt durch seine Andacht, kam er auf Felseck an.

Der Graf empfing ihn freundlich, hörte mit Theilnahme die Erzählung Konrad's von dem bedenklichen Zustande seines Vaters an, und die Schilderung von den irren Träumen des Kranken seit Nennung des Namens Bertha, die auf den Grund des Hasses gegen den Grafen zu deuten schienen, bewegten diesen im Innersten.

„Es ist der alte Wurm der Erinnerung, der an seinem Herzen nagt," sagte der Graf; „ein unglückliches Geschick warf sich zwischen uns, die früher Freunde und Waffengefährten waren, doch trug ich

deshalb keine Schuld. Wisse, Konrad! Dein Vater wurde mein Feind um meines Weibes willen, die er liebte, um die er zu gleicher Zeit mit mir warb, deren Neigung er aber nicht gewinnen konnte. Sogar ihr Tod, der mir fast auch das Leben raubte, löschte diese Feindschaft nicht aus, vielmehr erhielt sie dadurch neue Kraft und Nahrung, so daß von diesem Augenblicke an diese in Thätlichkeiten gegen mich ausbrach. Das sind die Träume, die seine kranke Seele martern und die der Name Bertha aufgeregt; denn meine Gattin hieß wie meine Tochter, und diese ist ihr ganzes Ebenbild. — Von Herzen vergeb' ich ihm alles, was er Leides mir gethan, doch scheint's, als wolle er seinen Haß mit ins Grab nehmen."

Der Graf versprach, den Burgcaplan dem Kranken zu leiblichem und geistlichem Rathe mitzusenden, und dieser, benachrichtigt von dem Willen seines Burgherrn und stets bereit, Trost und Hülfe zu bringen, versah sich mit dem Nöthigen und begleitete Konrad nach Stahleck.

Sie fanden den Ritter in unruhigem Schlummer, sein Gesicht trug die Spuren der höchsten Ermattung; er hatte, nach Aussage der Knechte, in Konrad's Abwesenheit furchtbar getobt, und war kaum im Bette zu halten gewesen.

„Erst will ich dem Körper einige Ruhe schaffen," sagte der würdige Geistliche, „dann will ich, wenn es Gott gefällt, auch seine Seele erquicken."

Er bereitete einen Trank aus mancherlei heilsamen Kräutern, die er mitgebracht, und reichte ihn dem erwachenden Kranken, als er einen Labetrunk verlangte.

Dieser starrte den Burgcaplan lange an, dann fragte er: „ist es so weit mit mir?" doch nahm er den Becher und leerte ihn auf einen Zug. Nicht lange, so fiel er in neuen Schlummer zur Beruhigung des Geistlichen, der den weinenden Konrad tröstete und ihm gebot, die Ruhe des Kranken nicht unterbrechen zu lassen. Er entfernte sich mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen und nach ihm zu sehen.

Bertha hatte kaum von dem Burgcaplane erfahren, wie siech der Ritter Stahleck sey und wie sein Sohn sich härme, als sie den Vater um die Erlaubniß bat, des andern Tages mit nach Stahleck gehen zu dürfen. — „Gestattet es," sagte der Geistliche, „ich hoffe Gutes von der Gegenwart des Fräuleins für beide, Vater und Sohn."

Und der gütige Graf gewährte die Bitte, und Bertha mit ihrer Hofmeisterin geleiteten am folgenden Morgen den Pater.

Der Kranke hatte die ganze Nacht in minder unruhigem Schlummer zugebracht und war gegen Morgen in tiefen Schlaf gefallen, der noch anhielt, als der Caplan mit dem Fräulein und ihrer Begleiterin anlangte.

Konrad wollte seinen Augen nicht trauen, als er Bertha eintreten sah.

„Ich komme Dich zu trösten und Deinen Vater zu besuchen, guter Konrad!" sagte diese, ihm die Hand reichend; „mein Vater, der Dich grüßen läßt, hat mir solches erlaubt."

„Wie gut bist Du, Bertha!" sprach Konrad; „Du findest mich fast bis in den Tod betrübt, doch Deine Gegenwart erfreut mein krankes Herz, und wollte Gott, mein Vater genösse gleichen Trostes!"

„Das wolle Gott!" sprach fromm der Geistliche und untersuchte den Puls des Schlafenden. „Die Wuth des Fiebers hat sich gelegt," versicherte er; „gewinnt die Seele Ruhe und ist die Kraft des Körpers nicht zu sehr erschöpft, so habe ich Hoffnung zu seiner Genesung."

Während er hinausging, einen neuen Trank zu bereiten, und Bertha weinend an dem Bette des Kranken stand, ihm leise Worte des Trostes zuflüsternd, schlug der Ritter von Stahleck die Augen auf und blickte starr und immer starrer auf Bertha.

„Wo bin ich," fragte er matt, „daß mich die Seligen heimsuchen? Du bist Bertha in verklärter Gestalt! Was willst Du seliger Geist? soll ich kommen?"

„Ja, Bertha ist's," sprach Konrad, „des Grafen Felseck's Tochter, die gekommen ist zu sehen, wie Dir's geht und mich zu trösten in meiner Noth."

Noch einmal blickte der Kranke das Fräulein an; sein Gesicht zuckte schmerzlich. Er drückte das Haupt tief in die Kissen zurück, die Brust hob sich hoch im Krampfe und seine Augen schlossen sich.

„Er stirbt!" rief Konrad dem eintretenden Burgcaplane entgegen, und fiel am Bette auf die Kniee nieder.

Dieser eilte, die sinkenden Lebensgeister des Ritters durch stärkende Mittel zu erheben, und nicht lange, so gab dieser Zeichen der wiederkehrenden Besinnung. Er blickte den Geistlichen ruhig an, nahm willig die dargebotene Arznei, winkte dann dankend mit dem Haupte, und sank bald darauf aufs neue in tiefen, ohnmachtähnlichen Schlummer.

„Laß Dich das nicht anfechten, Konrad!" sagte der Burgcaplan, „die Krankheit ringt mit der sonst kräftigen Natur des Ritters, und mit Gottes Hülfe soll diese Sieger werden. An schwachen Fäden zwar hängt jetzt das Leben, doch geb' ich die Hoffnung

noch nicht auf. Hier dieser Saft, von dem man ihm beim Erwachen sogleich reichen und solches von Stunde zu Stunde wiederholen soll, wird ihn stärken; sorge, Konrad, daß alles so geschieht, wie ich befohlen; nach der Vesper komm' ich wieder, das weitere anzuordnen, denn früher bedarf er meiner Hülfe nicht."

„Sey ruhig, guter Konrad, und vertrau' auf Gott!" ermahnte Bertha, „Dein Vater wird sich erholen. Ich will für seine Genesung beten, thu' Du ein gleiches. Gott hört ja frommes Gebet, nicht wahr, ehrwürdiger Herr?"

„Er hört und erhört alle gerechten Bitten seiner Kinder nach seinem weisen Rathschlusse," antwortete der Burgcaplan, Bertha's Wange streichelnd, „aber auch wenn er sie nicht zu erhören scheint, wollen wir uns beugen unter seine heilige Gewalt und in Demuth und Unterwerfung ausrufen: Herr, Dein Wille geschehe!"

Er entfernte sich mit Bertha, und Konrad setzte sich erschöpft an das Bett des Vaters, und seine Blicke ruhten mitleidig auf dem bleichen Angesichte desselben, das oft unruhig zuckte, mitunter auch lächelte und endlich eine tiefe Ruhe ausdrückte.

Nach Verlauf einiger Stunden, während der Sohn auf seinem Sessel auch ein wenig geschlummert

hatte, erwachte der Kranke und zwar heiterer als sonst.

Konrad reichte ihm sogleich Arznei, und dankte in seinem Herzen dem Himmel für den gebesserten Zustand des Vaters.

Dieser blickte im Gemache umher, als suche er etwas, und fragte dann: „wo ist Bertha?" und als er vernahm, daß sie nach Felseck zurückgekehrt sey, sagte er zu Konrad: „ich habe einen lieblichen Traum gehabt von Bertha — von ihr und von der seligen Bertha. Mir war es, als befände ich mich in einer wüsten, einsamen Gegend, verfolgt von etwas Feindlichem, was ich nicht nennen kann. Mir grauste immer mehr, dem Verfolger in die Hände zu gerathen, und die Gegend wurde immer wilder, meine Kräfte immer schwächer, und das Gefürchtete kam immer näher. Zurück konnt' ich nicht, und vor mir sah ich nichts als einen furchtbaren Abgrund. — Der Schwindel faßte mich — ich stürzte hinab. — Da erblickte ich unter schönen Palmen und Blumen Bertha — die selige Bertha, die mich aufrichtete und, mich mild und freundlich anlächelnd, mit der Hand meine glühende Stirne kühlte. Sie deutete in die Ferne: da stand Felseck mit der Tochter und Dir an der Hand, und Ihr winktet mir und breitetet die Arme nach mir aus. Aber ich wollte

mich abwenden von Euch, da berührte sie mich mit ihrem Palmenzweige — mir wurde so leicht, so selig zu Muthe, — Ihr kamet mir immer näher. Versöhnung! sprach sie sanft, und ich fühlte mich von Euch umschlungen — ach! es war ein Traum des Himmels! Das Herz hat sich in mir gewendet; Konrad! laß den Grafen zu mir bitten."

Und Konrad sandte eilends Boten nach Felseck und ließ den Grafen freundlich einladen nach Stahleck.

Dieser wunderte sich nicht wenig über die schnelle Sinnesänderung des Nachbars; doch war er sogleich geneigt und willig, dem Wunsche des Sterbenden zu entsprechen, denn dafür mußte er ihn unter solchen Umständen halten. Er machte sich mit Bertha und dem Burgcaplane auf den Weg und trat — seit langer Zeit zum erstenmale wieder — in die Nachbarburg.

Es war rührend anzusehen, wie der Kranke sich mühsam aufrichtete im Bette und den Grafen und seine Tochter empfing.

„Ich habe Euch gehaßt, Graf Felseck!" begann er, „und habe Euch in meinem Unmuthe vielen Schaden zugefügt, — das thut mir nun herzlich leid, das bekenn' ich Euch laut. Könnt und wollt Ihr

mir vergeben, so reiche ich Euch mit Freuden die Hand zur Versöhnung."

Und der Graf nahm die Hand und drückte sie recht innig mit der Versicherung, daß von nun an alles Geschehene vergessen seyn solle auf immer; dann küßte er seinen neu erworbenen Freund, und eine Thräne fiel auf das bleiche Angesicht desselben.

„Ich gehe nun bald," sprach Stahleck nach einiger Erholung, „ich gehe bald zu Der, die Ihr und — ich geliebt, und lasse meinen Sohn zurück ohne Schutz und Rath. Wollt Ihr ihm diesen angedeihen lassen, so kann ich ruhig sterben."

Der Graf führte den schluchzenden Konrad und seine Bertha an das Bett des Kranken und gelobte in dessen Hände, dem Sohne Vater zu seyn mit gleicher Liebe, wie seiner Tochter.

Stahleck legte seine Hände auf die blühenden Häupter der Kinder und sagte: „Gottlob! so führt der Tod zusammen, was im Leben feindlich sich begegnete; meine irdischen Sorgen sind von mir genommen und ich kann ruhig sterben, Gott wird meine Seele gnädig aufnehmen."

Alle, die im Gemache waren, sogar die hereingedrungenen Knechte vergossen Thränen über den nahen Verlust des Ritters, der, obgleich rauher und heftiger Natur, doch von den Seinigen verehrt und

geliebt wurde wegen seiner Biederkeit und seines männlichen und tapfern Muthes.

Er wandte sich zu seinen Dienstmannen und sprach: „was weinet Ihr und klagt? bin ich mit Euch nicht oft dem Tode beherzt entgegengegangen, und sollt' ich jetzt zittern, wo er mir so freundlich naht? Einmal muß es seyn, und ich gehe gern zur Ruhe nach langem Kampfe. So ich jemanden von Euch Unrecht oder Leids gethan habe, so bitte ich, daß er mir solches verzeihe um Gottes willen, der auch mir verzeihen wird. Mein Konrad und der Graf werden für Euch sorgen, geht jetzt hin in Frieden, und laßt mir Zeit, mich auf mein letztes Stündlein vorzubereiten."

Alles entfernte sich nun still bis auf den Grafen, Konrad und Bertha, und den Burgcaplan, der ihm geistlichen Trost reichte.

Aber was man gefürchtet hatte, traf nicht ein. Der Ritter von Stahleck erholte sich wie durch ein Wunder und lebte dann noch viele Jahre in dem besten Vernehmen mit dem Grafen, ja er hatte noch die Freude, seinen Konrad mit der Gräfin Bertha von Felseck am Altare verbunden zu sehen.

„So kamen dann die beiden Burgen unter einen Herrn," schloß der Erzähler, „bis das Geschlecht der

Stahlecker ausstarb, und ihre Wohnsitze durch Krieg und Zeit zerstört wurden."

Wir dankten dem wackern Manne herzlich für die Mittheilung dieser Kunde, nahmen freundlich von ihm Abschied, blickten noch einmal hinauf nach den beiden Burgtrümmern, und setzten vergnügt unsere Reise fort.

Zum Andenken schrieb ich diese Erzählung für meine jungen Freunde fast wörtlich nieder, und oft erinnerten wir uns an den Besuch der beiden Vesten Felseck und Stahleck.

Die Frau Muhme.

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte das braungelockte Fräulein Fanny ihre eintretende vertraute Freundin Hermine, kaum ihr Zeit lassend, Handschuhe und Arbeitsbeutel abzulegen.

„Ich hab' ihn gesehen!“ antwortete diese ziemlich gleichgültig, und trat vor den Spiegel, um die blonde Lockenfülle in Ordnung zu bringen, mit welcher ein ungestümer West sein loses Spiel getrieben hatte.

„Nun, ist er nicht göttlich?“ fuhr Fräulein Fanny fort zu fragen, „ist es nicht der schönste Mann, den Du je hier gesehen hast?“

„Er ist recht hübsch geworden,“ entgegnete die

Freundin, „aber so etwas ganz Außerordentliches kann ich doch nicht an ihm finden.“

„O Hermine, ich begreife Dich nicht!“ rief Fanny mit tadelnder Wärme, „wie kannst Du von einer so glänzenden Erscheinung in der hiesigen Männerwelt mit einer Lauigkeit sprechen, als handle sich's von einem Kleiderstoffe oder von einer neuen Oper. Hersfeld ist der schönste junge Mann, den ich je gesehen habe.“

„Den Lieutenannt Brixen ausgenommen, den Du vor Kurzem eben so schön fandest,“ entgegnete Hermine schalkhaft.

„O, Hersfeld ist schöner!“ behauptete Fanny.

„Er ist Besitzer einer halben Million,“ fuhr Hermine fort, „und das erhöht natürlich seinen Reiz.“

„Allerdings ist das kein geringfügiger Umstand,“ sagte Fanny etwas gereizt, „aber dessenungeachtet bleib' ich bei meinem Urtheile, dem Du auch unbedingt beistimmen würdest, wenn ich nicht von länger her wüßte, daß Du gern mein Widerpart bist, wenn es sich darum handelt, mich ein wenig zu ärgern.“

„Bewahre der Himmel!“ versetzte Hermine. „Wenn es Dir Freude macht, von mir zu hören, was Du gerne höreſt, daß z. B. der Kaufmann Hersfeld ein wunderschöner junger Mann, im Be-

sitze von mindestens fünfmal hunderttausend Gulden ist, der sich nun wahrscheinlich eine Gattin suchen wird, so will ich noch hinzusetzen, daß die Reize meiner Freundin Fanny ihm wahrscheinlich nicht entgangen sind, und daß ich nur wünschen kann, daß er diese Freundin eben so einzig schön finden möchte, als sie ihn gefunden zu haben so eben declarirt hat."

„Du bist boshaft, Hermine!" schmollte Fanny; „aber denke und sprich was Du willst, so gestehe ich Dir recht aufrichtig, daß ich mich keinen Augenblick besinnen würde, seine Gattin zu werden."

„Eine Sünde wäre es, an der Aufrichtigkeit Deines Geständnisses zu zweifeln," erwiederte Hermine lachend; „Jedermann wird unbedingt sagen: das glaub' ich!"

„Lache nur!" versetzte Fanny, — „aber ich kann Dir doch sagen, daß er vorgestern recht lange und recht freundlich mit mir sich unterhalten hat."

„Viel Ehre!" entgegnete Hermine; — „ich kann mich dessen vor der Hand nicht rühmen; ich habe ihm aber auch keine Aufmunterung gegeben. Ueberhaupt kann ich die Glückspilze nicht recht leiden, die so strotzend umherwandeln und aus lauter Uebermuth nicht wissen, wen sie mit ihrem kostbaren Ich beglücken sollen. Er mag das in meinem Ge-

sichte gelesen haben, wenn er anders diese Schrift versteht."

„Du bist aufgebracht gegen den guten Hersfeld, weil er noch keine Gelegenheit gesucht hat, Deinen Beifall zu erringen," sagte Fanny.

„O behüte!" versicherte Hermine; „ich habe mich mit den sogenannten Herren der Schöpfung auf einen gewissen Fuß gesetzt, der mich sehr unabhängig erhält: dem Freundlichen erwiedere ich seine Freundlichkeit, dem Stolzen gegenüber bin ich noch einmal so stolz."

„Aber Hersfeld ist nichts weniger als stolz," entschuldigte Fanny, „ich finde ihn fast zu bescheiden, zu zurückgezogen für seine Stellung in der Welt."

„Auf was sollte er auch stolz seyn? Auf Vermögen, das er nicht erworben hat?" fragte Hermine spitzig.

„Als wenn er sonst keine Vorzüge hätte!" strafte Fanny.

„Nimm ihm sein Geld," fuhr Hermine fort, „und sieh', wie viele Vorzüge ihm noch bleiben; ob er noch die wünschenswerthe Parthie ist, die jetzt so mancher Dame der Stadt das Köpfchen verdreht? Ich meinestheils bekenne frei, daß mir sein Geld gerade das Liebste an ihm wäre, und in so fern

würde ich mich auch keinen Augenblick bedenken, seine Gebieterin zu werden, weil man mit einem Vermögen von solcher Größe ein glänzendes Haus machen und den Mann nebenher sich schon gefallen lassen kann."

„Der arme Hersfeld, wenn nur solch' ein Glück ihm blühte!" rief Fanny. „Ich würde ihn lieben, weil er liebenswürdig ist."

„Auch wenn er keinen Heller besäße?" fiel Hermine spottend ein; „o Fanny! gestehe nur aufrichtig, daß Du dem liebenswürdigen Manne einen eben nicht sehr zierlich geflochtenen Korb geben würdest, wenn er es wagte, seine Augen zu Dir zu erheben und Dir seine leere Hand anzubieten. Geld ist das erste Bedürfniß des Lebens, wer uns dieses, somit ein sorgenfreies und freudenreiches Leben darbietet, der ist der Liebenswürdigste, und wenn er mit Gesicht und Figur mehr an das Geschlecht der Orangutangs als der Menschen gränzte."

„Nun, ereifere Dich nur nicht!" bat Fanny; „ich will ja zugeben, daß ein ansehnliches Vermögen etwas Wünschenswerthes — ach! ich möchte fast sagen — etwas Unentbehrliches ist, wenn man nur einigermaßen etwas in der Welt bedeuten und genießen will."

„Leider!" sagte Hermine, und öffnete den Ar-

beitsbeutel, um gleichsam einen Ableiter der trüben Gedanken zu finden, die den Seufzer zum Vorläufer gehabt hatten.

„Und bedenke," fuhr Fanny begeistert fort, „welches Paradies sich öffnet für die Gattin eines Mannes, der im Stande ist, mit den ersten Häusern der Stadt sich gleichzustellen — ach! was will das sagen? — alle zu überflügeln. Fünfmal hunderttausend Gulden! was das jährliche Interessen nur zu vier Procent macht! Einen Schwindel kann man bekommen, wenn man daran denkt. O, wie wollt' ich den guten, herrlichen Hersfeld lieben! welches prächtige Tafelservice — welch' köstliches Leinengeräthe wollt ich mir anschaffen! Und Du, meine liebe, gute Hermine! Du solltest alles mitgenießen, meine tägliche Gesellschafterin seyn!"

„Sehr verbunden!" entgegnete Hermine spöttisch. „Ich wollte Dir übrigens doch rathen, auf den Grund Deines Luftschlosses nicht zu viel zu bauen; der Windstoß einer männlichen Laune wirft die ganze Herrlichkeit zu Boden."

„Auch schön zu träumen ist süß!" versetzte Fanny.

„Schöne Träume machen die Wirklichkeit schaal," meinte Hermine.

„Was bleibt uns armen Mädchen wohl anders übrig, als sich an Träumen zu ergötzen, da

das wache Leben so wenig Zauber beut?" seufzte Fanny.

„Wohl wahr!" seufzte Hermine nach. — „Und gieb nur acht, Fanny, wenn der junge Herr die Erwartungen auf's Höchste gespannt hat, auf wen endlich seine Wahl fallen wird? — Geld zu Geld! das wirst Du sehen. Er ist ein Kaufmann und speculirt. Zu viel kann man nicht haben, denken diese Herren, und so wird die Zunge der Wage sich dahin neigen, wo er die größte Mitgift erhält."

„Glaubst Du?" fragte Fanny beinahe ängstlich; „sollte Hersfeld wirklich keine Ausnahme von der fast allgemeinen Regel machen? O, es ist zum verzweifeln, wie ungleich die Güter der Erde ausgetheilt sind, und wie das Schicksal oft die schönsten Pläne der Menschen zerstört! Hätte mein Vater den Prozeß mit Killert's Erben gewonnen, so wär' er jetzt ein reicher Mann."

„Mein Vermögen ist nicht groß," sagte Hermine stolz, „aber hinreichend, um mir ein freies und anständiges Auskommen zu gewähren und mich unabhängig von der Gnade eines Mannes zu erhalten. Meinetwegen heirathe er, wen er wolle, aber denk' an meine Worte; ich kenne die Herren! —"

Solche und ähnliche Gespräche machten jetzt in vielen Häusern der Stadt, wo heirathsfähige Mädchen

und sorgliche Eltern oder Vormünder waren, die Unterhaltung aus. Manche, und namentlich die, welche die wenigste Hoffnung hatten, noch unter die Haube zu kommen, wollten schon wissen, wo die Wahl des Vielbesprochenen ungeschickterweise sich hinwenden wolle, und unter den Frau Muhmen und Gevatterinnen war ein eigentliches Wettrennen entstanden, um hier vorzubauen, dort einleitende Winke zu geben oder sonst einen Schritt im Interesse ihrer Schützlinge oder Gönnerinnen zu thun, der an das erwünschte Ziel führen konnte.

Auf unmittelbarem Wege ließ sich, ohne große Blößen zu geben, nichts in der Sache thun, und mittelbar schien es noch schwerer, an den jungen Hersfeld zu gelangen; denn er hatte keinen Vertrauten, als etwa den alten Buchhalter seines Vaters, einen Mann von eiserner Treue, aber nichts weniger als zugänglich, der allgemein für einen grämlichen Sonderling galt, der die Ehe selbst geflohen — folglich einen schlechten Unterhändler in solcher Angelegenheit abgegeben und wahrscheinlich mehr verdorben als gutgemacht hätte.

Daß Adolph Hersfeld eine in jeder Beziehung wünschenswerthe Parthie war, konnte niemand in Abrede stellen, auch wenn er sein Feind gewesen wäre; denn zu seinen glänzenden Vermögensverhält-

nissen hatte ihn die Natur mit allem ausgestattet, was einen jungen Mann nicht nur in den Augen der Mädchen, sondern bei allen Männern von Geist und Bildung angenehm machen mußte: in einem schönen, gesunden Körper wohnte eine edle, bescheidene Seele, die klar und fröhlich aus dem Spiegel seiner Augen hervorblickte.

Seit mehreren Jahren vom väterlichen Hause entfernt und in Angelegenheiten desselben reisend, hatte er sich zum vollkommenen Jünglinge ausgebildet, der in Geschäften ernst und entschieden, in Gesellschaft heiter und voll gutmüthiger Laune war; so kannte man ihn bereits, obgleich er seit seiner Rückkehr noch wenig der Geselligkeit gelebt und nur in einigen guten Häusern der Stadt erschienen war, wo dringende Umstände es geboten; denn durch den schnell und unerwartet erfolgten Tod des Vaters, dem er die Augen zuzudrücken kaum noch zurecht gekommen war, hatte sich eine solche Last von Geschäften aufgehäuft, daß ihm in den ersten Wochen kaum Zeit blieb, an sich selbst zu denken.

Der alte Hersfeld, ein Mann von ungemeiner Thätigkeit und seltenem Glücke, hinterließ außer einem sehr ausgebreiteten Handelsgeschäfte ein weitläufiges Fabrikwesen, das, wenn keine Stockung eintreten sollte, rasches Eingreifen und eine genaue

Kenntniß des Ganzen erforderte, die übrigens dem jungen Hersfeld mit Hülfe des alten Buchhalters Borner, dem Factotum seines Vaters, nicht schwer werden konnte.

Es war rührend, als dieser alte Geschäftsführer die Bücher übergab und dem Wohlwollen des neuen Principals sich und die übrigen Diener und Arbeiter des Hauses empfahl, wie der junge Hersfeld, freundlich seine Hände drückend, ihn bat, Vaterstelle bei ihm, dem Verwaisten, zu übernehmen und mit Rath und That an die Hand zu gehen; wie er ihn mit feuchten Augen versicherte, daß er nie vergessen werde, welcher Dank ihm für seine treue Anhänglichkeit an den geliebten Verstorbenen gebühre, und wie er hoffe, durch seine Handlungen zu beweisen, wie viel ihm daran liege, das Vertrauen eines so redlichen und geprüften Freundes seiner Jugend und seines Hauses zu verdienen; daß nur dadurch ihm einiger Trost für den unersetzlichen Verlust gewährt werden könne, wenn er die Stelle seines Vaters einnehmen und ihm Gelegenheit verschaffen wolle, einen Theil der schuldigen Dankbarkeit und Verehrung abzutragen, die er in seinem Herzen für ihn fühle; daß er ihn von diesem Augenblicke an als seinen väterlichen Freund betrachten und alle seine Anordnungen und Einrichtungen ehren wolle, als

wären sie von dem Vater ausgegangen, und daß er es sich recht angelegen seyn lassen wolle, durch eigene angestrengte Thätigkeit ihm die bisherige Last zu erleichtern und ihm bequemere Tage zu verschaffen.

Dem alten Borner schlich eine Thräne durch die Wimpern, und er sprach, die Hand des jungen Mannes drückend: „Schade, daß Ihr seliger Vater nicht die Freude erlebt hat, die Früchte seiner Erziehung zu ernten, Sie so zu sehen, wie ich jetzt das Glück habe. Aber ich bin gewiß, sein Segen ruht auf Ihrem Haupte, und es soll meine größte Freude seyn, alle Kräfte, die mein Alter mir noch übrig gelassen hat, zu Ihrem Dienste und Vortheile anzuwenden und Ihnen mit treuem Herzen und mit meinen Erfahrungen beizustehen, wogegen ich recht inständig bitte, meine oft etwas eigene Weise zu entschuldigen und zu glauben, daß ich es mit dem Sohne eben so redlich meine, als ich es mit dem seligen Herrn Vater gemeint habe."

So war zwischen Beiden ein Bund des Vertrauens erneuert und fester geschlossen worden, der sich auf früheres Wohlwollen und auf beiderseitige Achtung gründete.

Borner, in die Geschäfte des Hauses seit mehr als zwanzig Jahren eingeweiht, mitunter der Erfinder und Begründer neuer, verbesserter Einrichtungen,

die den Flor des Hersfeld'schen Hauses mehr und mehr gehoben und ausgebreitet hatten, fühlte sich um ein Jahrzehnt verjüngt durch die zarte, ehrerbietige Behandlung seines jungen Herrn, der so verständig an die Spitze der Geschäfte getreten war und der durchaus nicht dulden wollte, daß sein alter Freund sich anstrenge, während dieser allem aufbot, um zu beweisen, wie leicht ihm die Geschäftsführung werde und wie sehr er wünsche, seinem Prinzipale mehr Muße zu verschaffen, um den Anforderungen der Geselligkeit Genüge zu leisten.

„Ich bin alt geworden bei der Arbeit," sagte Borner bei einer solchen Gelegenheit, wo Hersfeld ihn inständig bat, seiner Gesundheit zu pflegen und im heitern Kreise achtbarer Freunde der Ruhe zu genießen, die ihm gebühre, „mir ist eine fortwährende Thätigkeit zur andern Natur geworden. Ein Theil meiner Bekannten hat mich, ich den andern aufgegeben; so finde ich seit Jahren nur Vergnügen in meinem Berufe und mache in Gesellschaften eben nicht die angenehmste Figur, wie ich wohl selbst fühle. Lassen Sie mich in meinem Elemente, wo ich mich am leichtesten bewege, und glauben Sie mir, daß da, wo andere Leute Unterhaltung suchen, ich nur Langeweile finde. — Wenn Sie, lieber Adolph! — Sie vergönnen mir, bei einem Namen

Sie zu nennen, an den sich so manche angenehme Erinnerungen aus der Vergangenheit knüpfen; — ich wollte sagen: wenn Sie mit meinen Leistungen zufrieden sind, so ist auch für meine Zufriedenheit, somit für alles gesorgt, was ein Mensch meiner Art bedarf, um froh zu seyn."

Zu den Eigenheiten des alten Buchhalters gehörte auch die, daß er alle Tage, gleichviel ob regnerisch oder heiter, in den großen Garten ging, der zu der Hersfeld'schen Fabrik gehörte, und der unter seiner Anleitung und Aufsicht angelegt worden war; denn Borner hatte aus ueborner Neigung sich mit dem Gartenbau beschäftigt und versicherte bei jeder Gelegenheit, daß ein Geschäftsmann nebenher nichts Unschuldigeres und Zweckmäßigeres treiben könne, um sich von dem trockenen Berufswesen zu erholen, als die Gärtnerei.

So hatte er sich nun von dem alten Hersfeld einen kleinen Theil des weitläufigen Gartens ausbedungen, den er nach seiner eigenen Manier eingerichtet und mit den schönsten und seltensten Blumen bepflanzt hatte, die unter seiner fleißigen und verständigen Aufsicht zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß wohl kein anderer Garten schönere aufzuweisen hatte.

Es machte ihm auch große Freude, wenn er

Jemandem aus der Fülle von Blumen einen Strauß binden konnte, den er auf eine recht zierliche Weise zu ordnen wußte; aber dieser Jemand mußte sein Wohlwollen durch irgend etwas Anziehendes erregt haben; jeder andere ging leer aus.

Hier verlebte nun Borner seine Erholungsstunden, unbekümmert um alles übrige, aber man konnte sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man den Aufzug sah, in welchem der alte Mann in dieser seiner Pflanzenwelt mit der Gießkanne oder dem Gartenmesser in der Hand herumstieg. Von einem alten Ueberrocke hatte er unter den Taschen die Schöße glatt weggeschnitten, damit sie ihn im Gehen oder Herumschlüpfen zwischen den Beeten nicht hinderten; auf dem Haupte trug er einen Strohhut mit niederem Kopfe, aber sehr breitem Rande, der ihn gegen Regen und Sonnenschein schützte.

Noch komischer waren die Gespräche, die er mit seinen Blumen alles Ernstes führte, als verständen sie seine Rede. So konnte er z. B. sagen, wenn er eine Blumenkrone vom Regen oder Wind herabgebeugt sah: „Hat Dich der Windbeutel von West auch losgerüttelt, Du armes Ding, weil er auf Deine Reize neidisch ist und sie gerne in den Staub drücken möchte, wie die menschlichen Windbeutel? Komm! ich will Dich wieder an Dein Stäbchen binden, Du

kleines schwankendes Ding! Hebe Du nur Dein Köpfchen in die Höhe und blicke frei in die Sonne; Du darfst Dich wohl sehen lassen, denn schön bist Du, und der Sausewind soll Dir nichts mehr anhaben." — Oder, wenn eine Blume sich nicht öffnen wollte: „Nun, beliebt's nicht, die Aeuglein aufzuschlagen und sich in der Welt umzuschauen? oder schämt man sich? trägt man einen Mackel in sich?" — Er hatte auch seinen ausgezeichneten Blumen eigene Namen gegeben. So hieß z. B. eine große hochrothe Nelke: die Frau Oberappellationsräthin; eine andere von gelber Farbe mit dunkler Einfassung trug den Namen einer unvermählten, im Rufe der Mißgunst stehenden Dame; eine dritte hieß: Liebtinchen, eine vierte: Nachbars Rothbäckchen, und so weiter.

In der Mitte dieses Blumenstückes erhob sich ein kleiner künstlicher, mit Tuffstein und Flechtwerk zierlich umgebener Hügel, auf dessen Scheitel ein herrlicher Busch weißer Rosen prangte, umgeben von den schönsten Sommergewächsen, die wie blühende Kinder die Mutter umringten.

Der erste Gang, sobald Borner in sein Asyl eintrat, war zu diesem Hügel, dem er, gleichsam mit einer ehrerbietigen Scheu, sich nahte, um nachzusehen, ob alles noch in der alten Ordnung sey.

Hier blieb er dann gewöhnlich einige Minuten in Nachdenken versenkt stehen, wischte sich auch wohl die Augen, und ging dann erst an seine Gartengeschäfte.

Als Hersfeld die Fabrikgebäude und den Garten wieder in Augenschein genommen und über Borner's Blumenpflanzung eine herzliche Freude bezeigt hatte, führte ihn dieser an den kleinen Hügel und sagte, auf den Rosenstock deutend: „dieser ward von mir zum Andenken einer vortrefflichen Frau an der Feier ihres vorletzten Geburtstages gepflanzt. So oft ich ihn anblicke, fallen mir alle Tugenden dieser Verehrten ein, und die Erinnerung an ihr gütiges, sanftes, menschenfreundliches und treues Herz, an all' das Gute, welches sie mir und so vielen gethan, die das Glück hatten, in ihrer Nähe zu leben, treibt mir oft Thränen in die Augen."

„Und wer war diese Vortreffliche, deren Andenken hier grünend und blühend erhalten wird?" fragte Hersfeld.

„Es war Ihre Mutter, lieber Adolph!" antwortete Borner, „die edelste Frau der Erde, die wie ein guter Geist im Hause waltete, und Freude und Gedeihen überall um sich her verbreitete. Segen ihrem Andenken und Friede ihrer Asche!"

Hersfeld fiel dem Alten um den Hals: „ich

danke Ihnen, lieber Borner, für den großen Beweis Ihres gefühlvollen und dankbaren Herzens. Ja wohl war meine theure, selige Mutter ein vortreffliches Frauenzimmer! Dieses Plätzchen soll von nun an mir heilig seyn."

„Geben Sie bald dem verwaisten Hause eine neue Mutter, lieber Adolph! die eben so freundlich hier waltet, wie Ihre selige Mutter," sagte Borner bewegt; „ach! ein edles Weib ist die Krone des Lebens!"

„Und Sie selbst, mein väterlicher Freund, haben dieses Glück nicht gefunden, vielleicht nicht einmal gesucht?" versetzte Hersfeld.

Borner schwieg einige Augenblicke, als überrasche ihn ein bitteres Gefühl, dann sagte er wehmüthig: „das Schicksal wollte, daß ich desselben nicht theilhaftig werden sollte; auch mag es dann wohl an mir gelegen haben, daß ich nicht suchte, weil ich an dem Finden zweifelte. — Das ist vorüber! — Machen Sie mir nur recht bald die Freude, Ihrer künftigen Frau Gemahlin die Brautkrone flechten zu dürfen; um diese Gunst bitte ich."

„Auf mein Wort!" entgegnete Hersfeld, „aus Ihrer Hand empfängt meine Braut den Kranz."

„Haben Sie vielleicht — vergeben Sie mir, wenn es etwas vorlaut scheint, eine solche Frage zu

thun — aber, bei Gott! niemand nimmt innigeren Antheil an Ihrem Glücke, als ich," sagte lebhaft Borner, — „haben Sie, wollte ich fragen, vielleicht schon gewählt?"

„Nein, lieber Borner," antwortete Hersfeld lächelnd, „mein Herz ist frei."

„Desto besser!" versetzte Borner; „so wählen Sie, wählen Sie bald. Früh gefreit, hat niemand gereut. Ihr seliger Herr Vater hat oft den Wunsch geäußert, Sie glücklich verheirathet zu wissen. Wir haben ja einen — Ueberfluß, möcht' ich sagen, an hübschen Mädchen, wie der Augenschein beweiset. Sehen Sie sich unter ihnen um. Natur und Glück haben Ihnen so viel von ihren Gütern zugeworfen, daß Sie keck um jede freien dürfen."

„Nun, wenn ich ein Mädchen finde, das in sich vereinigt, was mich glücklich machen kann, so will ich heirathen," versicherte Hersfeld.

„Das werden Sie bald, wenn Sie nicht zu viel verlangen," versetzte Borner, „die Mädchen sind in der Regel alle — nicht übel, will ich wenigstens sagen. Im Hausstande erprobt sich erst die Güte, und ein biegsames Herz nimmt alle Formen an, in welche der Gatte es mit Sanftmuth zwängt; ist eine von Haus aus nicht gut, so merkt man das bald,

auch wenn, wie anzunehmen ist, sie dem Liebhaber immer die Lichtseite zukehrt. — Sie haben bisher ein wenig gar zu einsiedlerisch gelebt; Sie haben sogar bei Ihrer Familie nicht einmal die schuldigen Besuche gemacht, was Ihnen besonders die Frau Muhme Burrmann übel nehmen könnte, wenn der Trauerfall Sie nicht entschuldigte, die Sie mir übrigens nicht vernachlässigen dürfen, hören Sie, lieber Adolph? weil sie eine sehr achtbare Person und von Ihrem seligen Herrn Vater sehr ästimirt worden ist. — Sie müssen mehr unter die Leute gehen, bester Herr Hersfeld, müssen sehen und sich sehen lassen, und wo Ihr Herz am meisten sich hinneigt, da werfen sie getrost Anker: der Grund ist gut."

Hersfeld versprach, dem Rathe des redlichen Alten zu folgen, obgleich es ihm nicht so ganz Ernst damit war; aber er besuchte wirklich nach und nach alle Vergnügungsorte der schönen Welt, nahm an einigen Landparthieen Theil, die man seinetwegen veranstaltet hatte, und überall war — wie natürlich — der schöne, reiche, junge Mann willkommen, wo nicht etwa ein ängstlicher, im Herzensbesitze seiner Angebeteten nicht ganz sicherer Liebhaber einen Rivalen in ihm fürchtete.

Aber es blieb den speculirenden Vätern, Müttern und Consorten ein wahres Räthsel, daß der

sonst so lebhafte, offenherzige junge Mann im Punkte der Liebe und Ehe gar nicht mit der Farbe herausrücken wollte. Er schien Gefallen an den schönen Mädchen zu haben, aber er konnte auch wieder einer Matrone, die über irgend einen, nicht in dieses Gebiet gehörigen Gegenstand sprach, recht aufmerksam zuhören und ihr mit einer Artigkeit begegnen, deren sich vielleicht die schönste Jungfrau des Kreises nicht rühmen konnte.

„Malchen, Du mußt bescheiden thun, er kann das freie Wesen nicht leiden," gab hier eine Mutter den Rath; „Fanny, Du bist zu schmachtend," erinnerte dort eine andere; „lerne ein Recept aus dem neuesten ökonomischen Rathgeber, und spiele die gute Wirthin, denn den Kaufmann kann er doch nicht verläugnen," lehrte eine dritte; „sey nicht so blöde!" ermahnte eine vierte. Aber sey es, daß die Blöden noch blöder wurden, wenn sie aus ihrer natürlichen Rolle fallen wollten, oder errieth er, warum die lustige Florine mit einemmale so sittsam wie eine Nonne geworden war, und Fräulein Bertha vom Obstdörren sprach, die sonst nur Abhandlungen über Theater, Moden und Lustbarkeiten im Munde führte, kurz, Hersfeld deutete auch nicht mit einer Miene an, daß sein Herz einen besondern Zug zu Dieser oder Jener fühlte; er war

artig — allerliebst sogar, sagten die Hoffenden, aber dabei blieb es auch.

„Es ist zum verzweifeln," äußerte hier eine Mutter bei der vertrauten Freundin, „daß meine Elise keinen tiefern Eindruck auf den Menschen macht, die doch wahrhaftig ein Mädchen ist, die sich — ohne Ruhmredigkeit — vor allen sehen lassen kann, das müssen Sie doch selber sagen; ich versichere Sie, daß er sie manchmal ansieht, als wollte er sie verschlingen, und gleich darauf ist er wieder so unaufmerksam auf ihr wahrhaft anmuthiges Wesen, als ob sie gar nicht in der Welt wäre, daß ich fast glaube, der junge Herr weiß selbst nicht recht, was er will."

„Mir ist es unbegreiflich," sagte dort eine Andere, „wie sich der artige und geschiedte junge Mann mit dem abgeschmackten Dinge, der Jungfer Commerzienräthin, nur fünf Minuten unterhalten kann, ohne die tödtlichste Langeweile zu fühlen; da ist meine Auguste doch wahrlich ein ganz anderes Wesen. Freilich, große Reichthümer besitzen wir nicht, aber das Gänschen bekommt auch kein Fürstenthum mit."

„Ich behaupte," sagte eine Dritte, „er hat kein Gefühl für den Ehestand, wie mein Herr Gemahl selig, den man auch fast, so zu sagen, mit der Nase auf sein Glück stoßen mußte, ehe er sich entschloß."

„Wissen Sie, was ich glaube?" sagte mit kluger Miene die Frau Nachbarin Hofräthin, „der junge Herr hat sich auf seinen Reisen verplempert, wie man so zu sagen pflegt, und hat uns alle zum besten. Ehe man sich's versieht, kommt eine schnippische Französin, oder eine wohlgenährte Holländerin, oder wohl gar, verzeih' mir's der Himmel! eine gelbe, langnasige Italienerin, und nimmt von der Herrlichkeit Besitz."

„Das müssen wir herauskriegen, es koste, was es wolle!" so lautete überall der Beschluß dieser geheimen Conferenzen.

Wem diese Angelegenheit am meisten am Herzen zu liegen begann, war der Herr Oberlandescollegienrath von Kelch, ein Lebemann ohne gleichen, der in einem immerwährenden Kreise von Vergnügungen und Genüssen sich bewegte, den seltensten Wein aus kostbaren Gläsern trank, alle Leckereien auf seinem Tische vereinigte, den besten Kanaster aus schönen Meerschaumköpfen rauchte und überhaupt alles trieb, was ein vornehmer Genußmensch zu den Nothwendigkeiten und Bedürfnissen des Lebens zählt; daher kam es denn auch, daß er bei einer großen Besoldung das nicht unbedeutende Vermögen seiner Gattin bereits zur Hälfte ver—lebt hatte und mit einem Anfluge von Schrecken an die Abnahme der

Hülfsmittel dachte, die ihm bisher den Freudenquell des Lebens so reichlich fließen gemacht hatten.

Hiezu kamen noch drei in dem Wirbel der großen Welt herangewachsene Töchter, die ihm das Jahr hindurch ein ansehnliches Stück Geld kosteten, das er endlich seinem eigenen Vergnügen entziehen zu müssen befürchtete, die er folglich gar zu gern mit guter Manier unter die Haube gebracht gesehen hätte. Alle drei waren recht angenehme Kinder, die wie die Grazien tanzten, meisterhaft Clavier und Guitarre spielten, wie die Nachtigallen sangen, mit Geschmack malten, zeichneten, stickten und häkelten, kurz, in allen weiblichen Kunstfertigkeiten wohl unterrichtet waren.

Vorzüglich aber hatte Natur die älteste der drei Schwestern begünstigt, und der eitle Oberlandescollegienrath sagte oft in hoher Vaterfreude zu seiner gutmüthigen Gattin: „unsere Thusnelde repräsentirt wahrhaftig eine Fürstin; sieh' den Anstand! wie sie sich trägt! und ihr Witz! die Schärfe ihrer Urtheile! ein Gelehrter dürfte sich deren nicht schämen! Da sieht man, was eine gute Erziehung vermag!"

Hersfeld hatte bei einer Lustparthie die Familie kennen gelernt, und dem schlauen Vater entging der Eindruck nicht, den Thusnelden's Schön-

heit auf jenen machte; sogleich erwachte in ihm der Gedanke, diesen reichen jungen Mann für seine Tochter zu angeln.

Welch' eine Aussicht für den Schwelger, über Küche und Keller des Schwiegersohnes, wohl gar mittelbar über seine Casse gebieten zu können und ohne Sorgen für die Zukunft sich's wohl seyn zu lassen; denn daß Hersfeld ein sogenanntes großes Haus machen würde bei dem enormen Reichthume, das war natürlich, und wenn er auch aus kaufmännischer Sparsamkeit es nicht gewollt hätte, so bürgte ihm der Charakter seiner Tochter dafür, daß es dennoch geschehen mußte. Wegen der Mitgift, die ihm in jedem Betrachte schwer geworden wäre, überließ er sich der tröstenden Hoffnung, daß Hersfeld gar nicht darauf sehen, sondern mit den Talenten und Liebenswürdigkeiten seiner jungen Gemahlin sich begnügen werde. Jedenfalls lag der Trost im Hintergrunde, daß alle etwa zu bringende Opfer nur ein auf reichliche Zinsen angelegtes Capital wären. —

„Thusnelde!" sagte er zu seiner Tochter, „beweise, daß Du ein kluges Mädchen bist, die meiner Erziehung Ehre macht, und laß mir den Goldfisch nicht aus dem Netze. Schön ist er und reich: zwei Vorzüge, die selten bei einander sind, und von denen der letzte allein schon wünschenswerth ist. Bedenke,

welcher Genuß Deiner als Madame Hersfeld wartet, und welche Freude Du über die alten Tage Deines Vaters bringst, der nichts gespart hat, Dich zu einem vollkommenen Frauenzimmer zu bilden. Welcher Triumph für uns, wenn Du alle ausstichst, die jetzt in stolzen Erwartungen sich wiegen; wenn sie mit neidischen Augen Dir nachsehen müssen, wie Du in einer glänzenden und geschmackvollen Equipage stolz an ihnen vorüberrollst. — O Thusnelde! Thränen der Freude könnte ich vergießen, wenn ich mir Dich als Siegerin denke! Noch einmal, sey klug, Thusnelde! und bringe mich und Dich nicht um die seligen Hoffnungen!"

Thusnelde meinte freilich, daß es ein großes Opfer wäre, wenn sie die Gattin eines Fabrikherrn würde, und daß Frau von Hersfeld jedenfalls schöner klänge, als Madame.

„O mein Himmel!" predigte der Vater, „werde doch nur erst Madame, Frau von Hersfeld kannst Du dann jeden Augenblick werden, wenn Dein Gemahl eine Abtheilung seiner goldgeharnischten Männer aufmarschiren läßt, die, wie Du bereits wissen wirst, überall siegen. — Vernünftige Leute setzen sich über alle Vorurtheile weg, und haben sich zu allen Zeiten darüber hinweggesetzt. Adel ohne Geld ist schlimmer, als Geld ohne Adel, und, verzeihe

mir's Gott und meine Ahnen! ich gestehe Dir ganz aufrichtig unter uns, ich würde im Falle der Noth das letztere vorziehen."

Thusnelde theilte aus Herzensgrunde die Wünsche ihres Vaters, denn wo bot sich wohl eine schönere Gelegenheit dar, den Gelüsten einer üppigen Phantasie und eines stolzen Gemüthes zu fröhnen, als in dem Besitze eines der reichsten und schönsten Männer der Stadt, den sie als seine Gebieterin ganz nach ihrer Hand zu ziehen hoffte.

Wirklich kam Hersfeld, von der wahrhaft anmuthigen Außenseite des Fräuleins angezogen, öfter in das Haus des Herrn von Kelch, und man bot dort allem auf, denselben so zu behandeln, als sähe man ihn bereits als ein schätzbares Mitglied der Familie an, das nur der öffentlichen Bestätigung bedürfe, um ihr ganz anzugehören.

Die reizende Thusnelde benahm sich mit dem ihr eigenen unnachahmlichen Anstande, und ließ nur hie und da in Momenten des Näherkommens einen sanften Strahl der Empfindung aus den stolzen Augen leuchten, von dem Grundsatze ausgehend, daß seltener Sonnenschein denselben werther mache. Herr von Kelch, entzückt über die Fortschritte zum Ziele, aber durch Thusnelden's Sprödigkeit oft in Besorgniß gesetzt, erinnerte diese dringend, nicht

die Saiten zu hoch zu spannen, sondern zärtlicher, hingebender zu seyn; doch diese entgegnete mit stolzem Lächeln: „überlassen Sie das mir, Papa! ich weiß, wie ich den jungen Mann behandeln muß, dessen Gebieterin ich werden soll.“

Der Herr Oberlandescollegienrath schüttelte wohl den Kopf, wenn Thusnelde ihr System zu streng verfolgte; aber da Hersfeld dessenungeachtet immer näher an das Fräulein sich anzuschließen schien und den Launen seiner Herrin sich ohne Murren unterwarf, so theilte er endlich ihre Zuversicht und überließ sich sorglos der Strömung, die das reiche Schiff sicher in den Hafen zu führen versprach.

„Wissen Sie etwas neues, werthe Frau Oberrentmeisterin,“ begann die Frau Superintendentin Dahling, zum Nachmittagsbesuche bei derselben angelangt, „der junge Hersfeld, Ihr Herr Vetter, ist Bräutigam, sagt man.“

„So?“ entgegnete jene, und ein kleiner Aerger wurde auf dem Angesichte der robusten Frau sichtbar und erhöhte seine Farbe.

„Und rathen Sie mit wem?“ fuhr die Frau Superintendentin redselig fort, „denken Sie, mit Fräulein Thusnelde von Kelch.“

„So?“ wiederholte die Oberrentmeisterin noch gedehnter, und warf die Lippen auf.

„Und Sie wissen alles Ernstes nichts davon?“ fragte die Frau Superintendentin, — „ich sollte meinen, daß die Frau Muhme als nahe Anverwandte des unvorsichtigen jungen Menschen doch auch um guten Rath hätte angegangen werden sollen, bei einer so hochwichtigen Angelegenheit.“

Die Oberrentmeisterin versetzte mit jenem gutmüthigen Hohne, hinter welchem man die Kränkung über erlittene Zurücksetzung so gern verbirgt: „Ich habe noch nicht die Ehre gehabt, den jungen Herrn bei mir zu sehen, seit er von seinen Reisen zurückgekommen ist.“

„Das ist unverzeihlich!“ eiferte jene, — „und um so unverzeihlicher, als sein seliger Herr Vater gar viel auf Sie gehalten hat, was ja die ganze Stadt und ich besonders weiß. Aber so ist es mit den jungen Leuten; wenn sie zu früh ihr eigener Herr werden und Geld genug haben, so schätzen sie nichts mehr, was sonst hochgehalten worden ist. Aber er wird schon anrennen; er wird's bereuen, guten Rath nicht gehört zu haben. Er glaubt Wunder, was er für ein Glück macht, aber die Augen werden ihm übergehen, sag' ich Ihnen, wenn er die Herrlichkeit bei Lichte besieht. Laß Dich den äußern Schein nicht blenden, sag' ich immer, es ist nicht alles Gold, was glänzt!“

„Ein schönes Frauenzimmer ist die Thusnelde," fiel die Oberrentmeisterin ihr in die Rede, „das muß man sagen. Sie ist früher oft in mein Haus gekommen und ich muß gestehen, sie hat herrliche Anlagen und besitzt auch manche gute Eigenschaften. Unter geschickten Händen wäre etwas vorzügliches aus ihr geworden, aber die vornehme Erziehung mag viel bei ihr verdorben haben."

„Das glaub' ich auch!" versetzte die Frau Superintendentin beifällig. „Ihnen hätte man sie anvertrauen sollen, denn Sie — ohne Schmeichelei — verstehen das aus dem Fundamente. Ich sage Ihnen nur, Frau Oberrentmeisterin, an die hätt' ich mich nicht gemacht, wenn ich der Herr Hersfeld gewesen wäre."

„Ei nun," sagte diese, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Er bedarf einer vornehmen Frau, die das Wesen auf hohem Fuße treibt und ihm von dem vielen Gelde hilft, somit bekommt er, was er will."

„Und wo die Frau nicht fertig wird, da hilft der Herr Papa Oberlandescollegienrath von Kelch," setzte die Frau Superintendentin hinzu; „der versteht sich auf's Geldausgeben."

„Es ist eben ein Elend mit den jungen Mädchen in der jetzigen Zeit," begann die Oberrentmei-

sterin nach einer Pause, die sie gemacht hatte, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, „und wenn man gerecht seyn will, so muß man sagen: die Männer selbst sind schuld daran, daß die Jüngferchen sich närrisches Zeug in den Kopf setzen; sie wollen ja lauter Putzdocken und Romannärrinnen. Welche sich am nettesten kleidet und am zierlichsten tanzt, die ist die beliebteste. Kommen die Püppchen hernach in den Ehestand und sollen sich des Haushalts annehmen, so sind sie nicht im Stande, eine ächte und gerechte Wassersuppe zu kochen, geschweige sonst etwas zu leisten, und die Dienstboten sind dann Herr im Hause. Mein Grundsatz ist: bete und arbeite! und von solchem bin ich bei allen ausgegangen, die ich gezogen habe. Keine Arbeit scheuen, alles zu rechter Zeit thun, jedes auf seinen Platz stellen und in der Küche so reinlich seyn, als im Putzzimmer, darauf habe ich unabänderlich gehalten. Es ist nur, wie man sich gewöhnt. Mochte eine in der ersten Zeit noch so widerspenstig seyn, — ich ließ nicht ab, bis ich sie in der Ordnung hatte, und sie dankte mir's hinterdrein recht herzlich. Und wollte es mit einer gar nicht vorwärts, wollte sie sich in meine Hausordnung nicht fügen, — fort mit ihr! denn mit solcher legt man keine Ehre ein, und die Schuld fällt gewöhnlich auf die Erzieherin, weil

schwache Eltern immer glauben, man thue den lieben Töchterchen zu viel."

„Da haben Sie vollkommen recht!" fiel die Superintendentin ein; „es ist Ihnen aber, so viel ich weiß, mit allen gelungen."

„Gott sey Dank!" fuhr die Oberrentmeisterin fort, „bis auf die Tochter des Hofraths Mergel, die jetzt sich und ihrem Manne, dem Doctor Rumpf, zum Aerger lebt, die Dienstboten tyrannisirt, und trotz ihres Geschreies von Oekonomie und Sparsamkeit mehr rückwärts als vorwärts kommt, weil sie alles, was allenfalls noch gut zu heißen wäre, zu unrechter Zeit thut und ihre Ehre darin sucht, alle Narrheiten mitzumachen. Ihr Hauswesen soll aber auch ein Muster der Unordnung und Unreinlichkeit seyn. Schade um solche Geschöpfe, die alle Fehler außer sich suchen und nie glauben wollen, daß sie solche selber haben. Ich sage Ihnen, Frau Superintendentin! die Reinlichkeit ist wahrhaftig der höchste Vorzug eines Frauenzimmers; ich sehe es einer augenblicklich an Haar und Wäsche an, weß' Geistes Kind sie ist. Aus der Reinlichkeit entspringt alles Gute, das will ich behaupten. Wer die Reinlichkeit an sich selber liebt, der liebt sie auch bei allen übrigen Dingen; daraus entsteht Aufmerksamkeit und Ordnung in Geschäften und Gedanken; aus der Ord-

nung entspringt der Fleiß, aus solchem die Sparsamkeit, aus allem diesem aber Reinheit der Seele, Gesundheit des Leibes und ein gutes, zufriedenes Herz."

„Da bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden, werthe Frau Oberrentmeisterin!" versicherte die Superintendentin, „und ich darf ohne alle Schmeichelei hinzusetzen, daß die Vortrefflichkeit Ihrer Erziehungsmethode sich an allen, aber vorzüglich an Ihrer Josephine erprobt hat, die das Muster eines vollkommenen Frauenzimmers ist."

„Sie sind sehr gütig," entgegnete die Oberrentmeisterin; „wahr ist's, Josephine ist ein gutes, liebes Kind, das mir Freude macht, so oft ich es nur ansehe. Aber es wäre ruhmredig, wenn ich seine Bildung meinem Verdienste allein zuschreiben wollte; Josephine ist von Natur aus so verständig, so gutartig, daß ich vom ersten Augenblicke an nichts anderes zu thun nöthig hatte, als zu unterrichten, zu leiten und nachzuhelfen, wo die eigene Kraft und Erfahrung noch nicht zureichte. Ein Wink war hinreichend, sie von etwas abzuhalten oder zu etwas zu bewegen."

„Und was sie schön geworden ist!" fügte die Superintendentin bei, „blühend wie eine Rose; ich darf wohl sagen: ein wahrer Engel."

„Gottlob!“ sagte die Oberrentmeisterin, „sie hat von der Natur eine sehr angenehme Bildung erhalten, aber, in Wahrheit, ihr Inneres ist noch schöner, das darf und kann ich sagen. Sie besitzt eine Gutmüthigkeit, ein tiefes Gefühl für Recht und Sitte, für alles Edle und Schöne auf der Erde, und eine so ungeheuchelte und reine Frömmigkeit, daß ich oft — ich gestehe es aufrichtig — zu mir selbst gesagt habe: sie ist besser als Du, besser als Alle!“

„Deswegen ärgert's mich doppelt und dreifach,“ eiferte die Superintendentin, „daß Hersfeld an die Kelch gerathen ist, die den ungeheuren Reichthum nicht einmal zu schätzen weiß, wogegen Josephinchen, wenn er sie gewählt, nur Segen und Glück um sich her verbreitet hätte.“

„Wer weiß, ob es ein Glück für das Mädchen wäre,“ entgegnete die Oberrentmeisterin; „Josephinens bescheidener Sinn paßt nicht in ein großes und vornehmes Wesen.“

„Ein kluges Mädchen weiß sich in alle Lagen zu schicken,“ fiel die Superintendentin ein, „und Reichthum, meine ich, sey leichter zu ertragen, als Armuth. Wie gesagt, ich hätte es ihr von Herzen gegönnt, und schade, daß Hersfeld sie nicht gesehen hat, wer weiß —“

„Das wäre doch nun auf alle Fälle zu spät,“

sagte die Oberrentmeisterin, „da er mit der Kelch schon so weit gekommen ist. — Doch still! ich glaube, sie bringt den Kaffee. Lassen Sie von unserem Gespräche nichts merken. Ich möchte ihr nicht Dinge in den Kopf gesetzt wissen, die ihrer Ruhe nachtheilig werden könnten."

Die Superintendentin hatte kaum Zeit, das Begehrte zu versprechen, als Josephine hereintrat und mit einer zierlichen Verbeugung gegen den Gast, das Porzellangeräthe auf dem feinlakirten Kaffeebrete vor die Frau Muhme hinstellte, aus dem nahen Wandschranke die Zuckerdose nebst der silbernen Zange holte und auf einen freundlichen Wink der Oberrentmeisterin das Amt des Mundschenken übernahm.

Josephine war die einzige Tochter einer Anverwandten und Jugendfreundin der Oberrentmeisterin Burrmann, der Wittwe des Forstsecretärs Walder, die ihrem Gatten bald ins Grab nachgefolgt war. Die Muhme hatte das verlassene Mädchen zu sich genommen und erfüllte redlich Mutterpflichten an der armen Waise, die sich bald mit dankbarer Liebe an die wunderliche Frau anschloß, welche mit einem gebietenden Aeußeren einen eben so entschiedenen Charakter verband.

Man denke sich eine große, kräftige weibliche

Gestalt mit starken, aber nicht unangenehmen Gesichtszügen, einem scharfen, sprechenden Auge von dichten dunkeln Augenbrauen überwölbt, viel Beweglichkeit in dem wohlgenährten Körper, dessen Formen die Schönheitslinie überall etwas überschreiten, der aber das Incarnat der festesten Gesundheit trägt, und man hat das Bild der Frau Oberrentmeisterin, die das Wort Madame nicht leiden konnte, und sich lieber nach dem Titel des Gatten nennen ließ.

Eine vollkommenere Hauswirthin mochte es wohl nicht geben, als diese Frau; und zu Lebzeiten ihres Gatten war ihr Haus als das gastfreundlichste und geordnetste in der Gegend, ihr Tisch als der wohlbesetzteste bekannt, so, daß es zum Sprüchwort geworden war, wer dort nicht zu Mittag gegessen habe, der wisse nicht, was gut schmecke. Ihre Küchenrecepte, meist eigene Erfindungen, gingen reißend von Hand zu Hand, um nachgeahmt zu werden, und wer das Einmachen der Gemüse für den Winter, des Obstes u. s. w. aus dem Fundamente lernen wollte, der mußte sich an die Frau Oberrentmeisterin Burrmann wenden, die sich die größte Freude daraus machte, guten Rath zu ertheilen.

Die beiden Leutchen hatten wenig Vermögen zusammengebracht, aber durch Klugheit, Sparsamkeit

und Nüchternheit des Mannes, durch den Fleiß und durch die Ordnung der Frau, die in der ersten Zeit ihrer Ehe mit einem einzigen Dienstmädchen alle Geschäfte des Haushalts und Gartenbaues versah und sich nicht scheute, vor den Waschzuber zu treten, oder die Fußböden der Zimmer selbst zu reinigen; durch unabläſſiges Streben, alles auf das Leichteſte und Vortheilhafteſte einzurichten, waren ſie endlich zu einiger Wohlhabenheit gelangt, die unter den Augen und Händen der umſichtigen und thätigen Hausfrau zum verwundern zunahm, ſo, daß man den Oberrentmeiſter endlich für reicher hielt, als er wirklich war, weil in ſeinem Hauſe alles den Stempel der Eleganz trug und ſeine Gattin die ſeltene Kunſt verſtand, mit geringem Aufwande mehr als andere zu leiſten.

Als der Oberrentmeiſter im beſten Mannesalter geſtorben war, übernahm die kinderloſe Wittwe zur Erheiterung ihrer einſamen Lage die Ausbildung der Tochter einer benachbarten Freundin in allen Kenntniſſen, zu welcher, weil ſie Geſchmack an der Sache fand, bald eine zweite und dritte ſich geſellte, die nach und nach wieder andern Platz machten, ſo daß im Verlaufe eines Jahrzehnts die Töchter der angeſehenſten Familien der Gegend bei der allgemein geſchätzten, und in dieſer Beziehung gleichſam Mode

gewordenen Frau für einen kürzern oder längern Zeitraum aufgenommen wurden.

In diese letztere Zeit fiel Josephinens Eintritt in das Haus der Muhme, die endlich, als sie Gelegenheit fand, ihr Besitzthum auf dem Lande mit Vortheil zu verkaufen, das bei aller Vorliebe doch mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbundene Geschäft aufgab und mit ihrer Pflegetochter in die Stadt zog, wo sie in stiller Zurückgezogenheit die Erziehung derselben vollenden wollte.

So streng die Oberrentmeisterin in Sitten war, und so oft sie die Eingezogenheit für eine unbedingt nothwendige Tugend des weiblichen Geschlechts anempfohlen hatte und selbst übte, so liebte sie doch die Geselligkeit, und sah es nicht ungern, daß, als sie bekannter in der Stadt wurde, in ihrem Hause ein Kreis von schätzbaren Frauen und gutgearteten Mädchen sich versammelte, der ihrer Josephine das Vergnügen einer gebildeten Gesellschaft und den Vortheil verschaffte, sich mit Anstand darin bewegen zu lernen.

So war Josephine unter der sorgsamen Pflege der Muhme wie eine schöne und seltene Blume zur Jungfrau herangewachsen, in unschuldiger Unbewußtheit ihrer Vorzüge, von allen geliebt, die in ihrer Nähe lebten, am meisten aber von der Oberrentmei-

sterin, die einen Triumph darein setzte, ihrer Methode durch das liebe Kind gleichsam die Krone aufgesetzt zu haben.

Und ein Theil dieses Triumphs war ihr von einem Manne zutheil geworden, der ein strenger aber gerechter Richter in Beurtheilung der Eigenschaften des weiblichen Geschlechts war; nämlich von dem alten Hersfeld, der Josephinen das erstemal zu Gesichte bekommen hatte, als diese in Gesellschaft der Frau Muhme die Fabrikgebäude desselben besuchte, um die neuen mechanischen Einrichtungen zu sehen, die so eben erst eingeführt worden waren. Der ernste Mann, überrascht von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens, lächelte, zum erstenmale nach dem Tode seiner Gattin, als Josephine mit der größten Bescheidenheit nach allem fragte, was ihr neu war oder merkwürdig schien, und so verständig über Dinge urtheilte, die sonst ganz außer dem Bereiche des weiblichen Wissens liegen, oder wenig Reiz für dieses Geschlecht haben.

Während das liebliche Mädchen in Begleitung des alten Buchhalters einem entferntern Gegenstande ihre Aufmerksamkeit schenkte, hatte er sich zu der Oberrentmeisterin mit den Worten gewendet: daß die werthe Frau Muhme ein Meisterstück der Erziehung geliefert habe.

Der alte Buchhalter hatte das sinnige Mädchen in seine Blumenwelt eingeführt, hatte ihr den schönsten Blumenstrauß mit einer ihm sonst nicht geläufigen Galanterie überreicht und gesagt: daß sie die lieblichste Blume des ganzen Gartens, eine wahre flos speciosa formosissima sey, so, daß das arme Kind in einige Verlegenheit gerathen und zu glauben geneigt war, es sey bei dem alten Herrn Borner oben nicht ganz in Ordnung.

Von dieser Zeit her schrieb sich der stille Wunsch der Oberrentmeisterin, den jungen Vetter Hersfeld mit ihrer Josephine dereinst verbunden und dadurch das zeitliche Glück ihres Lieblings gemacht zu sehen. Sie kannte jenen nur aus den Jahren der Kindheit; denn als sie ihren Wohnsitz in der Stadt genommen, hatte Adolph schon das väterliche Haus verlassen; aber sie wußte, mit welcher Zärtlichkeit der Vater an dem einzigen Sohne hing, der, allen Nachrichten der Correspondenten zufolge, ganz den Hoffnungen des Vaters entsprach; sie hatte oft aus dessen Munde vernommen, wie sein höchster Wunsch sey, den geliebten Sohn dereinst glücklich verheirathet zu wissen; daß er seine Wahl nie beschränken wolle, fiele sie nur auf einen würdigen Gegenstand; sie konnte folglich darauf rechnen, der Vater würde eine Verbindung mit Josephinen segnen, die —

wenn auch keine Mitgift, doch alle Tugenden ins Haus brächte, die das Glück eines Mannes zu gründen vermögend wären: und daß Adolph nicht ungerührt an den Reizen der lieblichen Jungfrau vorübergehen würde, glaubte sie hoffen zu dürfen.

Sie bewahrte indessen diesen Lieblingswunsch in ihrem Herzen, und überließ einem günstigen Geschicke die Erfüllung desselben, nichts dafür wirkend, als daß sie oft Gelegenheit nahm, mit ihrer Pflegetochter von dem Vetter Adolph günstig zu sprechen, und so gleichsam sein Bild in das junge Herz des Mädchens zu verpflanzen, das in süßer Unbefangenheit den Worten der Mutter mit Wohlgefallen horchte.

So standen die Sachen, als der schnelle Tod des alten Hersfeld die Scene veränderte. Adolph war zurückgekehrt, aber er ließ sich im Hause der Oberrentmeisterin nicht sehen. Diese entschuldigte den jungen Mann mit den Umständen, in die er so unvorhergesehen versetzt worden war; als er aber nach Verfluß von Wochen sich noch nicht zeigte, als sie vernahm, daß er bereits anderwärtige Besuche gemacht und sich der Geselligkeit wieder hingegeben habe, da zog sie doch die Augenbrauen ernst zusammen, wenn sie ihrer Hoffnungen gedachte; und als ihr endlich kund geworden, daß er in dem Hause des Herrn von Kelch in Absichten aus und ein-

ging, die den ihrigen ganz entgegen waren, da zürnte sie dem Unvorsichtigen ernstlich, der, von einer lockenden Außenseite geblendet, ohne den Rath eines Freundes gehört zu haben, ein Verhältniß eingegangen war, das ihm kein Heil bringen konnte. Sie nahm sich fest vor, an den Angelegenheiten desselben nicht den geringsten Antheil zu zeigen und mit Resignation hinzunehmen, was nicht zu ändern war.

Auch der alte Borner machte kein freundliches Gesicht, als er erfuhr, wohin die Neigung seines geliebten jungen Herrn und Freundes sich zu wenden scheine. Er kannte die Erwählte nicht näher, aber was ihm von dem Vater derselben bekannt war, trug eben nicht dazu bei, die Tochter in ein günstiges Licht zu setzen.

Kopfschüttelnd wandelte er in seinem Blumengärtchen einher und hielt Selbstgespräche. „Schön ist sie," sagte er vor einer tigritia pavonia stehend, die ihre schimmernden Kelche so eben geöffnet hatte, — „schön ist sie, und Schönheit ist ein hohes Gut, wenn es vereint mit andern Vorzügen ist; aber Schönheit verblüht bald und ihre Spur findet sich nicht mehr, indessen Geistesanmuth und Herzensgüte fortblühen wie Immortellen, und Herbst und Winter des Lebens noch schmücken. — Nun," fuhr er nach einer Pause fort, „er hat freie Wahl und ist Herr seines

Willens; daß aber diese Wahl nicht dahin gefallen, wo der Wunsch des Vaters in segenvolle Erfüllung gegangen wäre, das thut mir leid, wahrhaftig! in der Seele leid, denn Adolph ist gut und verdient glücklich zu seyn. — Der Mensch," fuhr er weiter fort, „der Mensch ist seines Glückes Schmied, sagt das Sprüchwort, und wer sich gut bettet, schläft gut! aber — aber — ich fürchte, er schmiedet sprödes Metall und bereitet sich unruhige Nächte. — Ei, ei! daß das kommen — so schnell kommen mußte!" seufzte er endlich; „wenn er nur die Frau Muhme Oberrentmeisterin besucht hätte!" — er brummte noch einige Worte vor sich hin und wollte eben den Garten verlassen, als Hersfeld eintrat.

„Sie machen ein trübes Gesicht," redete dieser den alten Freund an, „und ich hätte Ihnen so gern etwas fröhliches mitgetheilt."

„Die Nebel fliehen, wenn die Sonne hervortritt," sagte Borner, „und eine fröhliche Nachricht ist wohl ein heiterer Sonnenblick im düsteren Erdenleben."

„O, nicht so melancholisch!" scherzte Hersfeld, „thun Sie doch, als wenn Sie des Sonnenscheins ganz entwöhnt wären. Ich wollte Ihnen sagen, lieber Borner, daß ich Ihren guten Rath beherzigt

und mich unter den Töchtern des Landes umgesehen habe."

Borner schwieg und blickte ihn forschend an.

„Um kurz zu seyn," fuhr Hersfeld fort, — „ich habe ein Mädchen gefunden, mit dem ich mein Schicksal zu theilen gesonnen bin."

Borner verschluckte einen Seufzer und sagte: „ich habe schon etwas davon gehört."

„So?" fragte Hersfeld: „ist es schon zum Stadtgeheimniß geworden? Nun, auch recht! So kennen Sie also meine Wahl?"

„Fräulein von Kelch!" entgegnete Borner leise, als fürchte er die Bestätigung.

„Ja, lieber Freund!" fuhr Hersfeld munter fort, „Fräulein Thusnelde von Kelch soll mich glücklich machen."

„Das gebe Gott!" entgegnete Borner mit einiger Heftigkeit.

„Kennen Sie Thusnelden von Kelch?" fragte Hersfeld, etwas betreten über den Ton des alten Mannes.

„So gut als gar nicht," antwortete dieser.

„Sie sollen sie kennen lernen," versetzte Hersfeld; „Sie werden meine Wahl billigen, lieber Borner! denn Thusnelde ist ein schönes und geistreiches Mädchen."

„Und glauben Sie," fragte der Buchhalter mit bedenklichem Gesichte, „glauben Sie glücklich mit ihr zu werden?"

„Ich hoffe es," antwortete zuversichtlich der Jüngling.

„So gebe Gott," sagte Borner feierlich, „daß diese Hoffnung in Erfüllung gehe! Was könnte mir auch erfreulicher seyn, als Sie glücklich zu wissen. Aber Sie müssen mir die Aengstlichkeit zu gute halten, mit welcher ich den Schritt verfolge, den Sie zu thun willens sind, denn er entscheidet über Ihre Zukunft; und daß ich den innigsten Antheil an Ihrem Geschicke nehme, das können und dürfen Sie mir glauben."

„Ich bin es von Ihrem väterlichen Herzen überzeugt!" entgegnete Hersfeld schnell und drückte dem alten Manne die Hand.

„Nun, wenn Sie das sind, wie ich eben so herzlich glaube," sagte Borner, „so werden Sie mir nicht übel deuten, wenn ich noch einmal frage: haben Sie in Ihrem tiefsten Innern den zuversichtlichen Glauben, in dieser Wahl Ihr künftiges Lebensglück zu finden?"

„Ja!" antwortete Hersfeld nach einer kleinen Pause — „ich glaube mit Thusnelden glücklich zu

werden. — Aber sagen Sie, lieber Freund! woher es kommt, daß Sie daran zu zweifeln scheinen?"

„Ich zweifle nicht," entgegnete Borner, „und wenn ich etwas ähnliches äußere, so mag wohl überhaupt die Bedächtlichkeit des Alters daran Ursache seyn, das freilich kälter urtheilt als die Leidenschaft eines Jünglings, der nur den Reiz der Geliebten sieht."

„Sie würden wie ich urtheilen," sagte Hersfeld, „wenn Sie Thusnelden näher kennten."

„Sie haben mich daran gewöhnt, theurer Adolph," fuhr Borner fort, „Sie immer mit Vorsicht handeln zu sehen, und so glaube ich auch, daß Sie bei dieser hochwichtigen Angelegenheit auf gleiche Weise zu Werke gegangen sind. Ich habe nur eine einzige Bedenklichkeit, die ich Ihnen offen mittheilen will, weil es sich hier um Lebensglück handelt: ist Fräulein Kelch nicht zu vornehm für einen bürgerlichen Gatten? wird sie, für die große Welt und in derselben erzogen, sich fügen in die Einrichtungen eines geschäftvollen Hauses, dessen Verwaltung im Innern sie übernehmen muß, soll der Gatte sich ungestört seinem Berufe widmen können?"

„Beweiset sie nicht, daß sie das will," fiel Hersfeld ein, „wenn sie mir ihre Hand reicht? Und recht aufrichtig, guter Borner, ich will nicht haben,

daß meine Frau den ganzen Tag mit dem Schlüsselbunde in Küche und Keller herumklappert, wie eine Haushälterin; ich habe die Mittel, ihr Bequemlichkeit zu verschaffen, ohne das Hauswesen hintangesetzt zu sehen."

„Das haben Sie!" entgegnete Borner mit einer Verbeugung. — „Erlauben Sie mir nur hierauf noch eine einzige Bemerkung," fuhr er mit einiger Empfindlichkeit fort: „Ihre selige Frau Mutter, eine Hausfrau, wie es wohl wenige oder keine mehr giebt, hat durch ihre wirthschaftlichen Kenntnisse, durch vernünftige Sparsamkeit, durch eine unermüdete Thätigkeit einen großen Theil zu dem Vermögen beigetragen, dessen Sie sich zu erfreuen haben, und ihr Haus war dennoch eines der elegantesten in der Stadt, obgleich sie sich nicht schämte, eine Suppe selbst zu kochen oder einen Braten anzurichten. Ich bin der vortrefflichen Frau dieses Lob in einem Augenblicke schuldig, wo der Sohn im Begriffe steht, eine Gefährtin des Lebens in sein Haus zu führen. Ich gedenke Ihrer Frau Mutter, wie man eines Engels gedenkt, der liebreich und trostbringend Ihrem seligen Herrn Vater zur Seite stand, und in stiller Bescheidenheit alle Tugenden übte, die das Weib schmücken, dafür aber auch von den Ihrigen angebetet und von der ganzen Stadt verehrt

wurde wie eine Fürstin, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Ihre künftige Gattin Ihnen alles das mitbrächte, was das Glück der Ehe und den Frieden des Hauses macht, vor allem einen nachgebenden stillen Sinn und ein bescheidenes, liebevolles Herz, das nichts besitzen will, als die Gunst des Gatten; das in seinen Freuden nur lebt und die ganze Welt in ihr selig befriedigtes Gemüth wohlwollend aufnimmt. — Hat Fräulein Thusnelde ein solches Herz, o dann preise ich Sie glücklich, mein theurer Herr und Freund."

Der alte Mann wischte sich die Augen, und Hersfeld fiel ihm um den Hals und sagte: „ich war auf dem Wege Ihnen ein bischen böse zu werden, weil Sie meine Wahl nicht zu billigen schienen, aber Sie haben mich dergestalt entwaffnet, daß ich Ihnen heilig verspreche, nochmals genau zu prüfen, ehe ich mich auf ewig binde. Thusnelde hat ein edles Herz, und wenn es wahr ist, daß erst der Mann die Frau zieht, so glaube ich Ehre mit ihr einzulegen."

„Ehre, Friede und Freude!" sagte Borner; „und nun vor allen Dingen, mein theurer Adolph! noch eine Bitte, ehe Sie einen weiteren Schritt thun: besuchen Sie die Frau Muhme Oberrentmeisterin. Schon die Höflichkeit erfordert solches, denn sie war

eine bewährte Freundin des Hauses, und ich wünschte, Sie zögen diese Frau in der wichtigsten Angelegenheit Ihres Lebens zu Rathe."

„Nun gut!" entgegnete Hersfeld, „obgleich in gewissen Angelegenheiten man sich wohl am besten selbst räth. Aber ich will hin, guter Borner, um Ihnen damit einen Beweis zu geben, wie gern ich Ihren gutgemeinten Rath annehme."

Er drückte ihm die Hand und ging.

Borner sah ihm lange nach und sagte dann mit einem Blicke zum Himmel: „So lenke der liebe Gott alles zum Besten und gewähre gnädig mir einen treugemeinten Wunsch!"

Josephine war in der Küche mit einigen Anordnungen für den kommenden Mittag beschäftigt, als die Hausglocke tönte und eine wohlklingende männliche Stimme die öffnende Dienerin fragte, ob die Frau Oberrentmeisterin zu sprechen sey.

Einigermaßen erschrocken über den Besuch eines Fremden, den sie von ihrem Standpunkte aus betrachten konnte, ohne bemerkt zu werden, und mit sich selbst nicht gleich einig, ob sie die Frau Muhme auf dessen Ankunft aufmerksam machen, oder ihn im Geleite des Dienstmädchens still vorüberziehen lassen sollte, war dieser bereits die Treppe heraufgekommen, und sie vernahm, wie er der Dienerin sei-

nen Namen nannte und von dieser in das Besuchzimmer eingelassen wurde.

Adolph Hersfeld war es! — Eine eigene, nie gefühlte Empfindung durchbebte sie sanft bei dem Namen des Jünglings, den man schon so oft im Hause genannt hatte, und der in den weiblichen Zirkeln das Gespräch des Tages geworden war.

Die Oberrentmeisterin, nicht weniger überrascht von der jetzt unerwarteten Erscheinung, aber sogleich besonnen und in die gehörige Stimmung versetzt, complimentirte den jungen Mann auf das Sopha und nahm, nach der Ursache eines so seltenen Besuches sich erkundigend, in seiner Nähe Platz.

„Vor allen Dingen, werthe Frau Muhme!" begann dieser, „bitte ich, mir alle Entschuldigungen zu erlassen, daß ich nicht früher eine angenehme Pflicht erfüllt und einer Freundin meines Hauses den verdienten Zoll meiner dankbaren Hochachtung dargebracht habe. Es geschieht jetzt um so ruhiger, als ich aus dem Strudel von Geschäften mich herausgearbeitet habe, in welche ich durch den beklagenswerthen Tod meines guten Vaters gerathen war."

„Sie haben großen Verlust erlitten," entgegnete die Oberrentmeisterin, „der Sie um so fühlbarer getroffen haben muß, als er so unerwartet schnell kam. — Schon um dessentwillen sind Sie für alles ent-

schuldigt, um so mehr, als der Besuch bei einer bejahrten Frau in solcher Lage wenig Aufrichtung und Zerstreuung gewähren kann."

Hersfeld wollte etwas artiges darauf erwiedern, aber der Ton der ernsten Frau und ihr strenges, nur durch einen freundlichen Höflichkeitszug gemildertes Angesicht hatte ihn ein wenig außer Fassung gebracht.

„Haben Sie sich die Zeit über recht wohl befunden?" fuhr die Oberrentmeisterin mit einem lakonischen Lächeln fort.

„Ich danke für gütige Nachfrage —" wollte Hersfeld in eben dem Tone erwiedern; doch besann er sich eines bessern und antwortete nur durch eine bejahende Kopfneigung.

„Was macht der gute alte Borner," unterbrach jene die eingetretene Stille in gutmüthigerem Tone, „ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt, ihn zu sehen; das ist aber natürlich: ich komme selten aus meinen vier Pfählen, und er lebt nur seinem Geschäfte und seiner Blumenliebhaberei. An dem haben der Herr Vetter einen sehr bewährten Diener."

„Und einen verehrten und lieben Freund!" fiel dieser lebhaft ein, „dessen Rath und Beistand ich es wesentlich zu verdanken habe, wenn alles während des

traurigen Anlasses in der gewohnten Ordnung geblieben ist."

„Ja!" versetzte die Oberrentmeisterin, „es ist etwas edles und nicht genug zu schätzendes um den Rath und Beistand eines wahren Freundes. Auch mir ist ein solcher in Ihrem verehrten Herrn Vater zu Grabe getragen worden."

„Welchen Werth mein seliger Vater auf Ihre Freundschaft setzte, ist mir bekannt," entgegnete Hersfeld verbindlich, „und so darf der Sohn Ihres seligen Freundes hoffen, mindestens einen Theil dieser Zuneigung auf sich geleitet zu sehen."

„Wenn ich im Stande bin, in meinem kleinen und zurückgezogenen Wirkungskreise etwas zu Ihrem Wohle beizutragen, mit Vergnügen!" antwortete die Oberrentmeisterin.

„Ich nehme Sie beim Worte," erwiederte der Jüngling, „und Sie dürfen glauben, daß ich den Rath einer erfahrnen Freundin stets mit der dankbarsten Anerkennung verehren werde."

„Recht aufrichtig, lieber Herr Vetter!" sagte die Frau mit einem schalkhaften Lächeln, „ich weiß aus Erfahrung, daß man den Rath anderer — sogar sehr geachteter Personen nur im Nothfalle sucht, und in solchem befinden Sie sich nicht. Im Gegentheil

stehen Sie — wie das öffentliche Gerücht verkündet, im Begriffe, eine glückliche Wahl zu treffen."

„Ich läugne nicht, daß ich mich mit diesem Gedanken beschäftigt habe," erwiederte Hersfeld, „obgleich die Sache noch nicht so nahe liegt. Aber eben deswegen wünschte ich, Ihre Ansicht darüber zu vernehmen."

„Das hieße ein Gutachten über eine bereits beschlossene Sache erstatten," entgegnete die Oberrentmeisterin.

„Nicht so ganz," erwiederte Hersfeld; „jedenfalls muß es mir angenehm seyn, von einer feinen Kennerin des weiblichen Herzens zu vernehmen, ob meine Wahl ihre Billigung erhält, vorausgesetzt, daß Sie Thusnelde von Kelch genauer kennen."

„Wenn Sie," begann die Oberrentmeisterin nach einigem Bedenken, „bei dem Reichthume, den Ihnen Gott gegeben hat, eine Frau wünschen, die mit Anstand die Gebieterin eines großen Hauses darstellt, so können Sie nicht besser gewählt haben; denn Fräulein Thusnelde besitzt alles, was hiezu erforderlich ist: eine schöne Gestalt, vielen Verstand, gebildet für die große Welt und in jedem Betracht würdig, ihr anzugehören; der es nicht gehen wird, wie es Personen aus beschränkten Glücksverhältnissen gewöhnlich zu gehen pflegt, die mit Ueberfluß nicht

umzugehen wissen, und entweder kleinlich knausern oder ihr Geld ohne Sinn und Geschmack ausgeben. Nein, wahrhaftig! sie ist dazu geschaffen, über Viel zu gebieten und wird in dieser Beziehung Ihrer Wahl Ehre machen. — Für eine Haushaltung, wo mit dem Kreuzer räthlich umgegangen werden muß, um mit Ehren auszukommen, würde, recht aufrichtig gesagt, Fräulein von Kelch freilich nicht passen; aber Sie sind ja reich, lieber Herr Vetter! und Ihre Gemahlin bedarf aller der kleinen Kunstgriffe nicht, die man ausüben muß, um mit wenigen Mitteln das Nothwendige zu bestreiten. Alle Entbehrnisse, die dem Weibe selten so hoch angerechnet werden, als sie es verdienen, und die ihr gewöhnlich vor der Zeit den Schmelz der Jugend und Schönheit rauben, alle diese Entbehrnisse und ihre Folgen hat Ihre Frau Gemahlin nicht zu fürchten. Wo ein einfaches weibliches Wesen in dem Anerkenntnisse des Mannes ihre Beruhigung — oft die einzige Belohnung ihrer Bemühungen findet, wird Fräulein Thusnelde Ihren Beifall und den Beifall der Welt ohne alle Anstrengung gewinnen und dem glücklichen Gatten lange den Reiz erhalten, der Euch Männer doch gewöhnlich mehr als Seelenschönheit fesselt und den Ihr, selbst im Alter, an unserem Geschlechte nicht entbehren möget."

Hersfeld wußte nicht recht aus dem Tone der Frau zu kommen, der mit Ernst und Scherz wechselte. Er fühlte die Wahrheit ihrer Ansichten, aber es kränkte einigermaßen seine Eitelkeit, daß die getroffene Wahl nur unter Bedingungen den Beifall zu erhalten schien, dessen er gewiß zu seyn geglaubt hatte.

„Es darf mich nicht wundern," begann er nach einer kleinen Pause, „daß die werthe Frau Muhme mich in die Classe derjenigen Männer setzen, die mehr auf die Außenseite als auf den innern Werth des Weibes sehen, weil ich das Glück nicht habe, näher von Ihnen gekannt zu seyn. Vielleicht werden Sie von diesem Urtheile zurückkommen, wenn ich Ihnen in Wahrheit sage, daß ich eben so wenig Werth auf meinen zufälligen Reichthum als auf äußere Vorzüge lege, und daß ich Sinn für eine vernünftige und zufriedene Ehe habe; daß ich eine Gattin zu besitzen wünsche, die nicht bloß durch wirthschaftliche Kenntnisse einem großen Hauswesen vorzustehen vermöchte, die nicht nur eine gute Suppe auf — sondern auch ein vernünftiges Wort an den Tisch zu bringen im Stande wäre. Ich möchte weniger ein großes, als ein gutes Haus machen, in welchem sich nicht nur der Gast, sondern jeder Hausgenosse, vor allen der Gatte behaglich fühlt."

„Es freut mich, lieber Herr Vetter! wenn Sie dieses Ziel zu erstreben trachten," sagte die Oberrentmeisterin mit einem feinen Lächeln, „und Sie werden gewiß dahin gelangen — oder vielmehr, Sie haben das Gesuchte schon gefunden, wenn sie einzig und allein von diesem Gesichtspunkte ausgegangen sind und mit unbefangener Seele geprüft haben. Allerdings ist eine glückliche Ehe das wünschenswertheste Loos auf Erden, und namentlich die Frau kann durch ihren Charakter zur Zufriedenheit des Gatten unendlich viel beitragen, wenn dieser Sinn für schöne Häuslichkeit hat. Eine Gattin nämlich, die den Mittelweg trifft zwischen ängstlicher Knickerei und kopfloser Verschwendung, die mit vernünftiger Sparsamkeit die großmüthigste Freigebigkeit verbindet; die mit dem edelsten Vertrauen an ihrem Gatten hängt, und, während er bemüht ist, den Wohlstand des Hauses durch kluge Geschäftigkeit zu erhöhen, mit der unermüdetsten Sorgfalt für seine Ruhe wacht und sein Bestreben mit der aufrichtigsten und hingebendsten Liebe lohnt; die in Stunden des Mißmuths mit sanfter Freundlichkeit die gefurchte Stirn des Geliebten ebnet, mit stiller Nachgiebigkeit seinen Willen ehrt; die eine leutselige Freundin des Armen, ein tröstender Engel des Leidenden, mit einem Worte: die verehrte Gebieterin und geliebte Mutter

des Hauses ist. Hier haben Sie das Bild, das ich meinen jungen Freundinnen entwarf, wenn ich von den Pflichten einer guten Hausfrau sprach. — Freilich hat man mir, und mit einigem Rechte eingeworfen, daß so viele Vollkommenheiten selten, wohl gar nicht vereiniget wären und seyn könnten; daß die Individualität der Männer meistens die Entwicklung so vieler Tugenden im Hausstande selbst hindere, auch wenn die Keime vorhanden wären; ich selbst bekenne, daß ich zwar diesem Ideale nachgestrebt, aber solches nicht erreicht habe, weil mein — Temperament will ich's nennen — mir im Wege lag. Aber wenn man zur Nachahmung ein Muster entwirft, so muß das vollkommenste gewählt werden."

Hersfeld hatte mit steigender Theilnahme die Rede der sonderbaren Frau verfolgt, die während derselben einen eigenen ehrwürdigen Reiz gewonnen hatte, und er mußte, als sie zu Ende war, unwillkührlich seufzen. — Hatte er Thusnelde von Kelch mit dieser Schilderung verglichen und war sie hinter dem Bilde zurückgeblieben, oder war es überhaupt der Gedanke, daß die Wahl der künftigen Gattin so schwer und so entscheidend für das ganze Lebensglück sey — eines von beiden, oder ein drittes mochte ihm einen Augenblick das Herz gedrückt haben.

„Es muß uns armen Ehestandscandidaten zu einigem Troste gereichen," sagte er nach einigem Stillschweigen, „daß der Besitz eines solchen vollkommenen Wesens unter die schönen Träume des Lebens gehört, die im günstigsten Falle nur zum Theile in Erfüllung gehen. Und zugegeben, daß ein solches weibliches Geschöpf existirte, so ist es das große Loos in der Lotterie, nach dem Tausende vergeblich streben, weil es nur einmal existirt."

„Ich glaube nicht an die so große Seltenheit dieser Charaktere," entgegnete die Oberrentmeisterin, „ohne mich der Partheilichkeit für mein Geschlecht beschuldigen zu lassen, aber sie werden eher unter den sanften als unter den feurigen zu suchen — weniger in den höhern Kreisen der menschlichen Gesellschaft, wo natürlicherweise solche Weiber nicht gebildet werden können, als unter der wohlhabenden Classe des Mittelstandes zu finden seyn. An der Erziehung liegt alles, werther Herr Vetter! man gewöhnt sich eben so leicht an die häuslichen Tugenden, wenn es uns Ernst damit ist, als an Trägheit und Läßigkeit in Ausübung unserer Pflichten. Uebrigens hat jede Regel ihre Ausnahmen, und so wünsche ich von ganzem Herzen, daß Fräulein Thusnelde von Kelch, wenn auch nicht alle, doch den größten Theil dieser Vorzüge als Gattin entwickle, und Sie können mit

Ihrem Loose, das Sie ja jedenfalls selbst gezogen haben, schon zufrieden seyn. Aber ich plaudere hier und vergesse, meinem werthen Gaste etwas anzubieten. Darf ich mit einem Glase Sect aufwarten?"

„Ich bitte, keine Umstände zu machen," versetzte Hersfeld.

„Ich lasse mir von dem Herrn Vetter bei der ersten Visite keinen Korb geben," entgegnete die Oberrentmeisterin mit freundlicher Würde, „es ist alles in der Nähe."

Mit diesen Worten wandte sie sich gegen das Nebenzimmer, die Thüre halb öffnend, und rief: „Josephine!"

Hersfeld, der irgend ein dienstbares weibliches Wesen eintreten zu sehen vermuthete, hatte gleichgültig seinen Blick dorthin gewendet; aber das angenehmste Erstaunen ergriff ihn, als er die reizendste Gestalt eintreten sah, die — den Gast mit stiller Verbeugung begrüßend — in süßer Verlegenheit erröthete wie ihre Blumenschwester, die Rose: das lieblichste Bild jugendlicher Frische und Zartheit.

Die Oberrentmeisterin ertheilte leise ihre Befehle.

In wenig Minuten stand das Begehrte in zierlicher Ordnung vor Hersfeld, der seine Blicke von der schönen Jungfrau nicht abzuwenden vermochte,

und, als Josephine, das Glas ihm reichend, vor ihm stand mit dem freundlichsten, gutmüthigsten Gesichtchen, auf dem die verschämte Mädchenhaftigkeit wie Morgenröthe auf der Lilie wiederstrahlte, da fühlte Hersfeld ein leises Zittern in seiner Hand, und kaum vermocht' er, der Geberin ein artiges Wort zu sagen.

„Fräulein Tochter?" fragte Hersfeld, als Josephine sich entfernt hatte.

„Nein!" antwortete die Oberrentmeisterin, den Eindruck auf den jungen Mann mit Vergnügen bemerkend — „eine verwaiste weitläufige Anverwandte, die ich an Kindesstatt angenommen und nach meinem Ideale zu bilden versucht habe."

„Und mit glücklichem Erfolge, wie es scheint," versetzte Hersfeld verbindlich.

„Der enge Kreis, für den sie vermöge ihrer Verhältnisse bestimmt ist, hätte vielleicht weniger Sorgfalt in der Erziehung erfordert," entgegnete die Oberrentmeisterin; „aber das empfängliche Herz des Mädchens ließ mich die Verwirklichung meiner Lieblingsidee hoffen, und es wäre Sünde gewesen, nicht fortzubauen, wo die Keime des Guten so sichtbar hervortraten und Gedeihen versprachen. Ich hoffe, dereinst wenigstens von Einem damit Dank zu verdienen."

„Ihre Wohlthätigkeit hat sich den schönsten Lohn bereitet," sagte Hersfeld.

„Gottlob!" erwiederte die Oberrentmeisterin. „Meine Josephine hängt mit kindlicher Dankbarkeit an mir und läßt mich vergessen, daß ich kinderlos bin. Ich versichere Sie, werther Herr Vetter, daß eine eigene Tochter mir nicht lieber seyn könnte."

Hersfeld schien dieß durchaus nicht zu bezweifeln. Unwillkührlich wandten seine Augen sich nach der Thüre, wo das liebe, dankbare Kind abgegangen war, als wünsche er in dem reizenden Gesichtchen die Bestätigung dessen zu lesen, was die Oberrentmeisterin so eben geäußert hatte.

Aber diese — den jungen Mann beobachtend, machte keine Miene, seinen stillen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen, und so schied er endlich mit der angelegentlichen Bitte, ihr Haus als ein befreundetes ansehen zu dürfen, welches von der Oberrentmeisterin mit lächelnder Miene für eine Ehre erklärt, und worauf die baldige Wiederholung seines Besuchs erbeten wurde.

„Der Vetter Hersfeld hat sich recht artig gemacht," sagte die Muhme bei Tische; „ich hätte ihn fast nicht wieder erkannt, so groß und hübsch ist er geworden."

Josephine blickte unverwandt auf ihren Teller,

weil sie fühlte, daß ihre Wangen heißer wurden bei der Erinnerung an die Gestalt des Jünglings.

„Auch spricht er recht vernünftig," fuhr jene plaudernd fort, „und scheint bei allem Verstande und aller Weltkenntniß noch eben so gutmüthig zu seyn, als er als Knabe war. Schade, daß er in solche Hände gefallen ist!"

„Wie so?" fragte Josephine schnell.

„Ei, er bewirbt sich ja um die älteste Kelch," antwortete die Oberrentmeisterin, „und da blüht ihm kein sonderliches Glück, so weit ich sie kenne; zumal bei seinen Lebensansichten, die er unverhohlen ausgesprochen hat, und die ich für den Ausdruck eines redlichen und tugendhaften Gemüthes halte. So ist es aber, wenn man sich von der Außenseite blenden läßt."

„Aber wenn Thusnelde ihn liebt?" sagte Josephine schüchtern.

„Kind!" entgegnete die Muhme, „ein hochmüthiges und selbstsüchtiges Herz hat nicht Raum für wahre Empfindung. Sie mag Wohlgefallen an seiner Person finden, aber ihr und ihres Vaters Hauptaugenmerk ist auf sein Vermögen gerichtet, das lasse ich mir nicht nehmen."

„Sie ist ja aber selbst nicht arm."

„In ihres Vaters Hause sieht es freilich aus,

wie beim reichen Manne, aber, unter uns gesagt, der Schein trügt. — Nun meinetwegen! wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen."

„Aber mein Gott!" fiel Josephine mit gutmüthiger Aengstlichkeit ein, — „wäre es nicht Pflicht, ihn zu warnen?"

„Wer sollte das thun?" fragte die Oberrentmeisterin, — „wer möchte sich in Dinge mischen, die so gut wie beschlossen sind, ohne sich bloßzustellen? — Und glaubst Du, die stolze Thusnelde und ihr listiger Herr Vater würden den jungen Mann aus der Schlinge lassen, in die er freiwillig gegangen ist? — Bewahre mich der Himmel! — Trage er die Folgen seiner eigenen Wahl. Aber ich wiederhole, es thut mir leid für ihn, denn er scheint Besseres zu verdienen."

Hier brach die Oberrentmeisterin das Gespräch ab und begab sich in ihr Zimmer, um, wie sie nach dem Essen gewohnt war, das Wochenblatt zu lesen; ein Zeichen für Josephinen, den Tisch abräumen zu lassen und sich selbst in ihr Closet zu begeben, wo sie, eine halbe Stunde sich selbst überlassen, gewöhnlich ihrer Blumen pflegte oder stille Betrachtungen anstellte, wohl auch in einem guten Buche las.

Heute befand sie sich in einer ihr bis jetzt unbekannten Stimmung; in schnelleren Schlägen klopfte

ihr Herz, wenn sie an Adolph dachte, den sie heute zum erstenmale gesehen, dessen Bild aber von dem Augenblicke an, wo die Muhme in ihren Gesprächen von ihm es mit gefälligen Farben entworfen und ausgemalt, in ihrer Seele gelebt hatte, — nur nicht so klar, nicht so vollkommen, wie es jetzt vor ihr erschienen war. Gewohnt, mit ruhigem Wohlwollen seiner zu gedenken, fühlte sie jetzt, daß diese zarte Vertraulichkeit dahin und eine ängstliche Schüchternheit an deren Stelle getreten war, die bis zur Beklommenheit stieg, wenn sie an sein Verhältniß mit Thusnelden dachte; nicht etwa, als mißgönnte sie dem Fräulein ein Glück, das sie vielleicht selbst gehofft; — wie hätte auch der bescheidene Sinn des frühverwaisten, zur Demuth gewöhnten Mädchens sich zu der Einbildung versteigen können, der reiche, glänzende Hersfeld werde ein armes, elternloses Wesen zur Gattin wählen, wo ihm die edelsten und besten Häuser des Landes offen standen? — Sie fürchtete für Adolph. Sie war gewohnt, den Ansichten der Muhme vollen Glauben zu schenken, und somit mußte sie wohl für ihn fürchten, obwohl ihr reiner Sinn nicht zu fassen vermochte, wie man die aufrichtige Zuneigung eines Mannes nicht mit der redlichsten und herzlichsten Gegenliebe vergelten sollte, und sie gestand sich — jedoch nur leise und

mit bebenden Pulsen, daß sie mit der innigsten Hingebung die Gefühle des liebenswürdigen Jünglings erwiedern würde. Es war die Empfindung eines uneigennützigen, edlen Herzens, das in der Zufriedenheit anderer, auch mit Darbringung eines Opfers, die eigene findet. Sie träumte sich in das Verhältniß einer Schwester zum Bruder, und eine süße Rührung bemächtigte sich ihrer. An's Fenster tretend, blickte sie mit gefalteten Händen zum Himmel und lispelte: „guter Gott, laß' ihn nicht unglücklich werden!"

Auf Hersfeld hatte der Besuch bei der Muhme einen sichtbaren Eindruck gemacht. Josephinens Bild in all' der anspruchlosen, rührenden Lieblichkeit schwebte ihm wie eine magische Erscheinung vor, und gab zum erstenmale zu Vergleichungen Anlaß.

Welche holde, bescheidene Weiblichkeit sprach aus den sanften Zügen derselben, während das stolzblitzende Auge Thusneldens die Huldigung aller zu fordern schien, die sich ihr näherten.

Unwillkührlich gedachte er des Gespräches mit Borner, als er diesem seine Absichten auf Fräulein von Kelch entdeckte, und die Bedenklichkeiten des alten Freundes klangen wieder in diesem Augenblicke.

Wie, wenn Thusnelde wirklich zu vornehm für ihn wäre? —

Er hatte bis jetzt nur an den reizenden Besitz gedacht, und würde — wie jeder Liebhaber — auch allenfalls auf Kosten seiner Freiheit, sich in das Verhältniß der Ehe leicht gefügt haben, den tröstenden Gedanken im Hintergrunde haltend, daß die Geliebte als Gattin seinen Erwartungen entsprechen und alles entwickeln werde, was zu den Eigenschaften eines guten Weibes gehört.

Ein auch nur flüchtiger Vergleich der Außenseiten beider Mädchen mußte ihm sagen, daß in Josephinens Zügen die Erfüllung jener Hoffnungen klarer ausgedrückt waren, als bei Thusnelden, wo allerdings die Zeichen der Herrschaft vorsprachen.

Aber war es nicht der edle Stolz einer großen Seele, der diese Züge belebte? Konnte die entschiedene Sanftheit und Güte in Josephinens Antlitz nicht die Wirkung eines gutmüthigen Charakters seyn, der zu behaglich ist, um den Geist viel anzustrengen?

Und nun fiel ihm die Muhme ein, die mit sichtbarer Selbstgefälligkeit von der Erziehung nach ihrem Ideale gesprochen hatte, und aus eitler Vorliebe für dasselbe ungerecht und partheiisch gegen andere Frauenzimmer war. Selbst das Erscheinen Jose-

phinens däuchte ihm von der klugen Frau berechnet zu seyn, die mit ihrer Pflegetochter auf eigene Art glänzen — oder wohl gar einen andern Plan verfolgen wollte.

Gestehen mußte er sich freilich, daß das Mädchen ein liebreizendes Geschöpf war, das der Zeichnung wohl entsprechen konnte, welche die Muhme von einer guten Gattin — so wie Borner von seiner seligen Mutter — entworfen hatte.

Aber war Thusnelde denn nicht auch schön, und gut, wenn auch Sanftmuth nicht der Hauptzug ihres Charakters war? Konnte er von dem hochgebildeten, geistreichen Mädchen nicht mit Grund hoffen, sie werde sein Glück von ganzer Seele fördern? Er fühlte, daß sein Herz bereits mit zarten Banden an sie geknüpft, daß sie der erste Gegenstand seiner erwachenden Empfindungen gewesen war. Er hatte sich an sie gedrängt, hatte durch sein Benehmen wahrscheinlich Hoffnungen erregt, die er, auf fremde Urtheile hin, zu täuschen für unredlich hielt.

Doch — wenn Thusnelde wirklich weniger ihn als seine Glücksumstände im Auge hätte; wenn die Verbindung mit ihm nur ein willkommenes Mittel wäre, die Sucht nach Glanz zu befriedigen, die ihm schon einigemal aufgefallen war? —

Er rieb die ernste Stirne und kam in dieser nicht angenehmen Stimmung nach Hause.

Der alte Buchhalter schob die üble Laune des Prinzipals auf die neuesten Nachrichten über das Schwanken eines mit ihnen in Verbindung stehenden bedeutenden Handlungshauses, mit dessen Papieren er sich so eben beschäftigte.

Hersfeld, der sich an seinen Schreibtisch gesetzt hatte, begann nach einigem Stillschweigen: „Wissen Sie Borner, wo ich gewesen bin?"

Dieser hob horchend den Kopf aus den Rechnungen.

„Bei der Muhme Oberrentmeisterin," fuhr jener fort, „die sich ihrem alten Freunde recht angelegentlich empfehlen läßt."

Borner steckte schnell die Feder hinter das Ohr, sprang auf und trat vor Hersfeld mit einem neugierigen: „So? danke bestens. Freut mich ausnehmend! Nun, wie haben Sie sie gefunden?"

„Es ist eine recht achtbare, kluge Frau," entgegnete Hersfeld, „die mir recht gut gefallen hat."

„Nicht wahr?" fiel der Buchhalter ein; „ja, sie verdient vollkommen die Achtung, die ihr jedermann zollt, der sie näher kennt: sie hat einen sehr richtigen Lebenstact."

„Eine wahre Professorin in ihrem Fache," ver-

setzte lächelnd Hersfeld, „die, einige Eigenheiten ausgenommen, recht angenehm seyn kann. Sie läßt Sie recht freundlich bitten, auch wieder einmal bei ihr vorzusprechen."

„Soll geschehen," versicherte Borner, „und wäre schon geschehen, wenn ich nicht seit einiger Zeit von allen Besuchen abgekommen wäre."

„Ich habe gar nicht gewußt, daß sie eine Pflegetochter hat," fuhr Hersfeld fort.

„Haben Sie Josephine gesehen?" fragte Borner hastig. „Nun, wie gefällt Ihnen das liebe Mädchen?"

„Es ist ein recht artiges Geschöpf," antwortete Hersfeld.

Borner, betroffen über das ziemlich gleichgültig lautende Urtheil des jungen Mannes, bei dem er einen stärkeren Eindruck erwartet hatte, sagte mit kaum zu unterdrückender Empfindlichkeit: „Ja gewiß, recht artig, mehr als artig, was ihr Aeußeres betrifft, und begabt mit allen Schönheiten der Seele und des Herzens, die nur ein weibliches Wesen zieren können."

„Sie nehmen recht warmen Antheil, lieber Borner," spöttelte gutmüthig Hersfeld. „Wären Sie nicht über die Jahre des zärtlichen Verlangens hinaus, ich wäre geneigt zu glauben, daß Ihr

Herz einigen Antheil an dem Lobe hätte, das Sie dem lieben Kinde spenden."

„Das hat es auch," entgegnete dieser, „in Wahrheit! recht großen Antheil, wie an allem Guten und Schönen, und um so mehr, als eine uns beiden theure Person, Ihr seliger Herr Vater, die Vorzüge dieses wohlerzogenen jungen Frauenzimmers anerkannt und sein aufrichtiges Wohlgefallen gegen mich mehrmals geäußert hat."

In diesem Augenblicke wurden sie unterbrochen. Ein Diener des Kelch'schen Hauses überbrachte eine Einladung des Herrn Oberlandescollegienrathes, die in eben so verbindlichen Ausdrücken angenommen wurde.

Borner setzte sich wieder an seine Arbeit, verdrießlich über die Zerreißung eines Unterhaltungsfadens, den er so gern fortgesponnen hätte, obgleich er in seinen Erwartungen sich getäuscht sah.

„Es soll nicht seyn!" brach endlich sein Unmuth in Worte aus, als Hersfeld nach einigen Geschäftsanordnungen das Comptoir verlassen hatte. „Da geht er in seiner blinden Leidenschaft in das üppige Haus des Herrn von Kelch, wo man ihm so lange schmeichelt und lockt, bis er seine Freiheit verkauft hat; denn wahre Liebe ist da nicht zu finden, wo Stolz und Verschwendung das Lager aufgeschlagen

haben. — Nun, ich habe, so weit ich konnte, das meinige gethan; gebe der Himmel, daß er es nicht einst bereuet, an dem herzigen Kinde, der Josephine, ungerührt vorübergegangen zu seyn! — Wenn mir's beim neuen Regimente zu unruhig und zu warm wird, so zieh' ich mich zurück in die tiefste Einsamkeit."

Borner, so wie die Oberrentmeisterin, urtheilten nicht unrichtig, wenn sie glaubten, der Oberlandescollegienrath werde den reichen Schwiegersohn nicht aus dem Netze lassen.

Der gute Herr war durch den neuesten Stand seiner Finanzen, den er sich gar zu gern selbst verhehlt hätte, in gewisse Sorgen und Bedenklichkeiten gerathen, die recht freudestörend auf ihn einwirkten. Deshalb lag er täglich seiner Tochter an, doch allem aufzubieten, um Hersfeld zu einer Erklärung zu vermögen.

„Du siehst," sagte er ihr, „daß das Geld der alleinige durchgreifende Nerv des Lebens ist, daß ohne solches kein kräftiger Schritt auf der Bahn irdischer Glückseligkeit gemacht werden kann. Du glaubst, Hersfeld in Händen zu haben, seiner Neigung gewiß zu seyn, was ich deshalb nicht zu bezweifeln wage, weil das Gegentheil den Rest meiner Tage zu einer martervollen langen Reihe von

Stunden machen würde; aber sey nicht zu sicher, Thusnelde! des Menschen Sinn ist veränderlich, und Neider lauern überall, ein Glück zu vereiteln, das sich so lieblich geboten hat. In diesem Augenblicke vielleicht wird ein Plan geschmiedet, unsere Hoffnungen zu untergraben. Deshalb beschwöre ich Dich, beschleunige die Gewißheit Deines und meines Schicksals. Du bist — ich bin es in diesem bedeutungsvollen Augenblicke schuldig, Dir zu sagen — Du bist nicht reich, Thusnelde! die Repräsentation meines Standes, Eure Erziehung, der Drang der Zeiten, unvorhergesehenes Malheur haben meine Vermögensumstände erschüttert. Ich gestehe Dir aufrichtig, daß Deine Verbindung mit Hersfeld allein vermögend ist, den Glanz meines Hauses wieder aufzufrischen und einen Sonnenblick auf den Abend meines Lebens zu werfen, der sonst trübe hinabsinken würde. Alles dieses bedenke und säume keinen Augenblick, mir zu vergelten, was ich für Dich und Deine Geschwister mit vielleicht zu großer Liebe gethan habe. O Thusnelde! der Augenblick, in welchem Hersfeld um Dich anhält und ich mein Jawort ertheile, soll mir ein Moment der Seligkeit seyn. Eile, mir diesen Moment zu bereiten."

Thusnelde pflegte sanft zu lächeln, wenn sonst der Vater die Sache dringend machte; aber nach die-

ser Erklärung, die unerwartet genug kam, wurde doch der Gedanke an die Möglichkeit der Sinnesänderung ihres Anbeters und an den unersetzlichen Verlust einer goldenen Aussicht in die reizendste Zukunft rege, und sie beschloß, in allem Ernste ein Verhältniß zum Ziele zu führen, das bisher nur ihrer Eitelkeit geschmeichelt hatte.

Wie hätte es auch einem schönen, hochgebildeten und geistreichen Mädchen fehlen können, die schon gewonnene Neigung des Jünglings zur Flamme anzufachen.

Hersfeld erschien, und Thusnelde benahm sich mit einer zärtlichen Feinheit gegen ihn, die den still beobachtenden Vater entzückte. Sie wußte mit unnachahmlicher Grazie alle Schönheiten ihres Geistes und Körpers so ungesucht in das vollste Licht zu setzen, daß der junge Mann mit den wonnigsten Gefühlen in diesem Zauberkreise sich bewegte, und der Augenblick ihres Triumphes gekommen zu seyn schien.

Und dennoch zauderte Hersfeld sich zu erklären.

Wer löset das Räthsel des menschlichen Herzens? Er war entzückt in Thusneldens Nähe, aber wenn der Taumel verflogen war, wenn er einen einsamen Spaziergang in seinem Garten machte, so fühlte er eine geheime unerklärliche Sehnsucht, Jose-

phinen wiederzusehen und sie näher kennen zu lernen. Er wollte damit Thusnelden keinen Eintrag thun, behüte! Aber es war, als wenn er wegen des Verhältnisses zu ihr etwas verabsäume, was er nicht sollte.

Ein Besuch bei der Oberrentmeisterin, den er ja versprochen hatte, konnte nirgends auffallen.

Die Muhme behandelte ihn sehr gütig, Josephine anfangs schüchtern, bald aber mit schwesterlicher Unbefangenheit. Er wurde vertrauter mit den vorzüglichen Eigenschaften des lieblichen Mädchens, das so still und bescheiden seine Pflichten übte, und diese unschuldige Traulichkeit that ihm unendlich wohl.

In Thusneldens Nähe glaubte er im feurigsten Strahle der Sonne unter hohen Palmen zu wandeln, während ihn hier sanftes, beruhigendes Mondlicht umfloß.

Der alte Herr von Kelch ließ die Schritte des jungen Mannes durch dienstfertige Verwandte beobachten. Die öfteren Besuche bei der Oberrentmeisterin wurden ihm mit Bemerkungen über mögliche Ursache und Wirkung hinterbracht und Thusnelde aufmerksam darauf gemacht.

„Glauben Sie denn," antwortete diese stolz, „daß ich eine Nebenbuhlerin wie Josephine fürchte?

Ich weiß, woran ich bin mit ihm, ein Wink, und er stellt diese Besuche ein."

Der Papa schüttelte den Kopf.

Bei nächster Gelegenheit ließ sie gegen Hersfeld einige Worte über diesen Gegenstand fallen, die aber so gestellt waren, daß nicht Mißbilligung, sondern das gekränkte Gefühl zurückgesetzter Zärtlichkeit hervorleuchtete.

Hersfeld betheuerte, daß er von diesem Augenblicke an seine Besuche abbrechen wolle, wenn sie das beruhigen könne.

Thusnelde lohnte diese Zusicherung mit der rührendsten Anerkennung, und der Friede war unter dieser stillschweigend genehmigten Bedingung fester als je geschlossen.

Das Fräulein hatte früher den Wunsch geäußert, seine Fabrik zu sehen. Hersfeld benutzte den gegenwärtigen Augenblick zu einer Einladung in sein Eigenthum; diese ward von der ganzen Familie recht freundlich angenommen und der folgende Tag dazu bestimmt.

„Aber sagen Sie mir, mein bester Herr von Hersfeld," fragte bei dieser Gelegenheit der Oberlandescollegienrath, „warum plagen Sie sich mit solchen Dingen, die — ihre Einträglichkeit abgerechnet — doch immer mit Unannehmlichkeiten verknüpft sind?"

„Ich liebe das Geschäft," versetzte Hersfeld.

„Charmant! ich begreife das. So etwas wird gleichsam — angeboren. Ich meine nur, man könne angenehm und nützlich sich beschäftigen, ohne gerade — wie soll ich sagen? — ohne gerade einen — Erwerbszweig zu treiben, wenn man die Mittel hat."

„Die Handelschaft ist ein sehr edler Zweig der menschlichen Thätigkeit," entgegnete Hersfeld, „schon darum, weil sie die entferntesten Länder auf eine wohlthätige Weise mit einander verbindet und nicht nur Waaren und Producte, sondern auch Ideen austauscht, die vortheilhaft auf das ganze Menschengeschlecht einwirken. Wie sind Künste und Wissenschaften durch sie bereichert worden? Wie wären wir ohne sie zu der ausgebreiteten Kenntniß der Erde, ihrer Erzeugnisse und ihrer Bewohner gelangt? Durch sie entstand die Schifffahrt, und gelangte zu der unbegreiflichen Ausbildung, die jetzt in Erstaunen setzt und die Größe des menschlichen Geistes bekundet."

„Vortrefflich! Sie sprechen wie ein Professor. Allerdings verdankt man dem Welthandel außerordentlich viel, und England wäre ohne solchen nicht zu dieser dictatorischen Größe gelangt, das ist klar. Ich meine nur, wenn ich recht reich wäre, würde ich mich des gefährlichen Spiels großer Speculationen

entschlagen und mehr darauf sinnen, mein Leben sorgenlos zu genießen."

„Auch die Sorge ist eine Würze des Lebens, und um so mehr, wenn man zugleich für andere sorgt. Glauben Sie mir, wenn ich meine Arbeiter des Sonnabends ihren Lohn mit Freundlichkeit in Empfang nehmen sehe, so macht der Gedanke: mehr als hundert arbeitsamer Menschen haben ihr Brod von dir, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, den ich nicht hätte, wenn ich ein Dutzend Faullenzer nur zu meiner Bequemlichkeit besoldete."

„Allerdings liegt etwas schmeichelhaft Erhabenes in dem Gedanken, gleichsam der Fürst eines Völkchens zu seyn, dessen Existenz von ihrem Gebieter abhängt," sagte Thusnelde.

„Oder vielmehr der Vater einer großen Familie, der da sorgt, daß den Seinigen es nie an Arbeit und an Lohn gebreche. — Kommen Sie nur und sehen Sie das ganze Wesen, ob Sie nicht selbst Freude daran haben werden."

„Woran ich nicht zweifle!" lenkte Herr von Kelch sehr verbindlich ein. „Sie haben die schönste Seite der Sache beleuchtet, während ich nur die Schattenseite im Auge hatte: ich meine die Beschwerde, die ein so ausgebreitetes Geschäft unläugbar mit sich

führen muß. Ich freue mich, Ihre Einrichtungen kennen zu lernen."

Hersfeld traf Anstalten, seine Gäste würdig zu empfangen und zu bewirthen.

„Ich werde das Vergnügen haben," sagte er zu Borner, „Ihnen heute Thusnelde vorzustellen. Sie wünscht sich hier umzusehen, also machen Sie sich darauf gefaßt, auch einen Besuch in Ihrem Blumengarten freundlich aufzunehmen."

Obgleich den alten Herrn diese Nachricht nicht so angenehm berührte, als Hersfeld glauben mochte, so eilte er dennoch, den mancherlei Aufträgen seines jungen Freundes zu entsprechen.

Thusnelde erschien wie eine junge Königin, die ihr künftiges Reich in Augenschein nehmen will, mit der größten Sorgfalt gekleidet und in der fröhlichsten Laune. Sie war zum bezaubern schön, jede ihrer Bewegungen Anmuth, so, daß Borner nicht umhin konnte, einige beifällige Blicke auf sie zu werfen.

Die Gesellschaft wurde durch die verschiedenen Arbeitssäle des Hauptgebäudes der Fabrik geführt, wo alle Maschinen in vollem Gange waren. Man besuchte die verschiedenen Nebengebäude, deren jedes seine eigene Bestimmung hatte; überall die regste Thätigkeit und die größte Ordnung. Die Arbeiter,

auf Hersfeld's Wunsch reinlich gekleidet, empfingen ihren Herrn an der Spitze seiner Gäste mit aufrichtiger Freundlichkeit; auf allen Gesichtern spiegelte sich Wohlseyn und Zufriedenheit: es war eine Art von Triumphzug, den Hersfeld an Thusneldens Seite durch sein Gebiet hielt.

Herr von Kelch, überrascht scheinend und oft in Beifall ausbrechend, nahm eine Prise, so oft ihm dieser oder jener natürliche Geruch der Materialien nicht behagen mochte, und war sichtbar froh, als man endlich die Häuser verließ und dem Garten zubog, wo seine Genußliebe Befriedigung witterte.

Man nahm Platz in einer großen schönen Laube, die von wilden Reben dicht beschattet war und sich an den Canal lehnte, der, rasch und frisch vorüberströmend, die verschiedenen Werke der Fabrik in Bewegung setzte.

Thusnelde schien sich in dem angenehmen Aufenthalte zu gefallen, und Hersfeld war entzückt wie ein Bräutigam.

Herr von Kelch ergoß sich in Lob über das Gesehene, und konnte nicht müde werden, dem Herrn von Hersfeld, wie er ihn zu nennen beliebte, thätlich zu beweisen, welchen angenehmen Eindruck die aufgestellten feinen Erfrischungen auf ihn machten.

„Dort müßte ein geschmackvolles Gartenhaus stehen," sagte Thusnelde, an Hersfeld's Seite gelehnt die Gegend betrachtend, und deutete auf eine Stelle, wo der Canal sich um die Spitze des Gartens wand, „wenn ich nach meinem Geschmack verfahren dürfte; und das rauchige Gebäude, das die Aussicht auf das Gebirge hindert, müßte auch fort."

„Wir haben im Sinne," sagte gutmüthig Borner, der nicht fern von ihnen stand, „dort eine neue Färberei anzulegen."

Thusnelde warf einen stolzen Blick auf den unberufenen Redner, und sagte dann mit holdem Lächeln zu Hersfeld gewendet: „zu dieser so wie zu dem andern Gebäude fände sich wohl ein anderer, mehr abgelegener Platz. — Dort," fuhr sie fort, „würde ich ein Bassin anlegen, das leicht und reichlich mit Wasser zu versehen wäre, mit einigen Gondeln geschmückt und mit Goldfischen bevölkert, die sich leicht daran gewöhnen, ihr Futter aus den Händen ihrer Wärterin zu empfangen."

„Der Canal liefert sehr schmackhafte Fische," versicherte Borner, „und die Fischerei gehört uns."

„Es ist ein herrlicher Platz," fuhr Thusnelde, auf Borner's Reden nicht zu achten scheinend, fort, „der unter verständiger Anleitung bald eine recht

reizende Gestalt gewinnen sollte; so wie er ist, scheint er nach einem dürftigen wirthschaftlichen Plane angelegt zu seyn, der so gern das Schöne verbannt."

„Der Garten hat herrliches Obst und vortreffliche Gemüse," wandte Borner, durch die letztere Bemerkung gereizt, nicht sehr freundlich ein.

„Der Markt liefert das alles im Ueberflusse," entgegnete Thusnelde spöttelnd zu ihm gewendet. — „Eine Blumenwelt sollte hier entstehen, ein freundliches Paradies, abwechselnd mit heiteren, bunten Parthien und schattigen Gruppen, durch die sich ungezwungen reinlich gehaltene Wege schlängelten."

„O wir haben Blumen, theure Thusnelde," fiel Hersfeld ein, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, das einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte: „Sie haben die Güte, lieber Borner, uns in Ihr Reich zu führen. Er ist ein trefflicher Gärtner," sagte er zum Fräulein gewendet, „der sich mit dem gelehrtesten Hofgärtner messen könnte."

Borner machte eine bereitwillige Verbeugung, murmelte aber im Vorausgehen vor sich hin: „meine Blumen werden ihr auch nicht gefallen, denn sie sind nicht in dem üppigen Boden eines Hofgartens gewachsen."

„Recht artig!" sagte Thusnelde, als sie an-

gelangt waren, und brach im Herumgehen einige Lieblingsblumen des Alten ab, die er zu Saamen stehen lassen wollte; „man sieht, daß viel Fleiß darauf verwendet wird, und dem Einzelnen recht angenehme Unterhaltung gewähren muß. Was meinen Sie, Hersfeld, wenn die ganze Seite des Gartens an dem großen Gebäude hinunter ein einziges Blumenparterre bildete? Versteht sich, nach einem größeren Plane, und schicklich verbunden mit der Anlage des Ganzen."

„Da werden sich noch manche große Pläne entwickeln," murmelte Borner, und hob eine von den abgebrochene Blumen auf, die Thusnelde unachtsam hatte fallen lassen.

Hersfeld bemerkte die Wolke auf Borner's Stirne. „Das ist meines alten Freundes Erholungsplätzchen," sagte er, diesen freundlich an der Hand nehmend, „wenn er, ermüdet von den Geschäften des Tages, eine Stunde sich selbst leben will; ich betrachte es als ein unantastbares Heiligthum."

„Wer wollte auch," erwiederte Thusnelde mit freundlichem Einlenken, „einem so würdigen Manne diese Freude nicht von Herzen gönnen? Ich begreife übrigens, daß man sich durch die einfache, täglich sich wiederholende Form des Geschäftslebens

so einengen kann, daß jede größere Idee in Unruhe versetzt."

Sie nahm Hersfeld's Arm und kehrte zur Laube zurück.

Borner sah dem Paare nach, blickte auf die abgerissene Blume in seiner Hand, und sagte: „schön ist sie, aber lieb nicht; die wird in einer Stunde zerstören, was wir jahrelang pflegten. O warum sieht er nicht mit meinen Augen!"

Er konnte sich nicht entschließen zu folgen, und nur Hersfeld's wiederholte Bitte, sich auch der Gesellschaft wieder anzuschließen, vermochte ihn, nachzugeben, um ihn nicht zu kränken.

Herr von Kelch hatte sich's indessen wohl seyn lassen, und versicherte beim Abschiede, daß er lange nicht einen so seligen Nachmittag gehabt habe.

„Du hast Dich recht gut benommen," sagte er Thusnelden zu Hause; „bis auf einige Aeußerungen in Beziehung auf den Krautgarten, die Du hättest daheim lassen können; der alte Borner machte ja ein Gesicht wie eine Spinne. Warte mit Deinen vorlauten Plänen, bis Du Fug und Macht hast, sie auszuführen. Indessen muß ich bekennen, daß Du eine recht angenehme Herrschaft über Deinen Seladon übst, ich wünsche nur von ganzem Herzen, daß Du bald in die Rechte seiner ehelichen Gebieterin

eingesetzt wirst; dazu, hoff' ich, soll Dein Geburtstag, der noch in diesen Monat fällt, Veranlassung geben. Was könnte er Dir angenehmeres schenken, als seine goldgefüllte Hand? — Ich bitte Dich, schmeichle dem Guten, leg's ihm nahe bis zum äußersten, füge Dich bis dahin in seine Färberei-Ideen, und überlasse Dich nicht einer sorglosen Sicherheit. Der Mann meritirt, daß man ihm Aufmerksamkeit schenkt und ihn delicat behandelt; seine Leckereien sind, wie seine Weine, vortrefflich!"

Hersfeld war nicht ganz zufrieden mit Thusneldens Benehmen gegenüber von Borner. Er hatte darauf gerechnet, sie würde mit Leichtigkeit den Beifall des alten Freundes erringen, und sie hatte ihn mit sichtbarer Zurücksetzung behandelt.

Hersfeld war viel zu gutmüthig, um nicht herzlich zu wünschen, den ungünstigen Eindruck des ersten Zusammentreffens zu verlöschen.

„Nun, wie hat Ihnen Thusnelde gefallen, lieber Borner?" fragte er diesen bei der nächsten Gelegenheit.

„Wollen Sie, daß ich aufrichtig seyn soll?"

„Das wünsche ich und bin es von Ihnen gewohnt."

„Das Fräulein ist, was das Aeußere betrifft, eine sehr schöne Person."

„Sonst aber scheinen Sie nicht ganz mit ihr zufrieden zu seyn? Gestehen Sie nur! Das lose Mädchen hat Ihnen einige Blumen abgebrochen, die Ihnen lieb waren, — Sie müssen sie deshalb entschuldigen, sie kannte Ihre Liebhaberei nicht. Ich weiß, daß Thusnelde es schmerzlich bereuen würde, wüßte sie, wie viel Ihnen daran lag."

„Nicht deshalb; nicht meinetwegen, wahrhaftig nicht! Sturm und Hagel hätten dasselbe thun können. So etwas läßt sich verschmerzen. Aber —"

„Nun — aber? Halten Sie nicht zurück, lieber Freund!"

„Ich fürchte, sie wird Ihnen auch manche Blume des Lebens abknicken, ohne an Ihren Schmerz zu denken; mit einem Worte: sie wird viel regieren wollen."

„Weil sie uns die Färberei und das Trockenhaus wegsprechen und den deutschen Garten in einen englischen verwandeln wollte? — Das ist der Flug ihres lebhaften Geistes, der sich in schönen Bildern bewegt, ohne gerade von der Wirklichkeit die Realisirung seiner Ideen zu erwarten. Sie würde recht herzlich lachen, wenn ich ihr erzählte, daß Sie, ihrer Plauderei wegen, im Ernste Sorge um die Färberei und um die Gemüsebeete getragen hätten."

„Sie malt sehr lebhaft, und ihre Farben scheinen haltbar.“

„Ihr habt Euch nicht verstanden. Sie waren nicht gut gelaunt, lieber Borner, und das wirkte auf Thusnelden zurück. Ich bin vollkommen überzeugt, Ihr werdet bei näherer Bekanntschaft einander recht freundlich begegnen.“

„Es mag seyn. Ich gestehe auch gern, daß mich Herrn von Kelch's Gegenwart nicht angenehm berührt hat.“

„Kennen Sie ihn?“

„Von früherer Zeit her.“

„Und er behagt Ihnen nicht?“

„Nein.“

„Warum?“

„Weil er nicht haushält, und doch ein Haus zu versorgen hat.“

„Das gereicht ihm allerdings zu einem Vorwurfe. Sonst ist er ein gutmüthiger Lebemann, der gern ißt und trinkt.“

„Und spielt.“

„Zur Unterhaltung.“

„Unglücklich spielt, und doch immer hoch.“

„Das ist wirklich ein Fehler.“

„Ein Laster, das nicht zum Guten führt.“

„Ich kenne seine Verhältnisse nicht so genau,

und werde mich nie darum bekümmern, weil ich nicht ihn, sondern seine Tochter heirathen will."

„Also ist es beschlossen?"

„Ja, lieber Borner! Am 29. dieses Monats ist Thusneldens Geburtstag, da will ich um sie werben. Sorgen Sie nur für einen schönen Blumenstrauß."

„Mein ganzer Vorrath steht zu Dienste, wenn er zureicht," sagte Borner mit gepreßter Stimme.

Hersfeld blickte ihn an und trat dicht vor ihn, die Hände auf seine Schultern legend: „Lieber Vater Borner! Sie sind mit meiner Wahl nicht zufrieden; Sie lassen die Tochter entgelten, was der Vater gesündigt hat; ist das recht?"

„Lieber Adolph!" entgegnete der alte Mann, und seine Augen wurden feucht, „ich liebe Sie, wie ich einen leiblichen Sohn lieben würde, das dürfen Sie mir glauben, wie Sie an das Evangelium glauben. Ich würde mit Freuden theilnehmen an Ihrem Glücke, wenn ich mit voller Ueberzeugung daran zu glauben vermöchte. Ich kenne Thusnelde nicht, wie Sie sie kennen, ich will ihren Vorzügen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber ein dunkles, ängstliches Gefühl — vielleicht die zu große Bedächtlichkeit des Alters, läßt mich in dieser Verbindung kein reines Glück für Sie ahnen, weil — ich Sie kenne.

Ich irre vielleicht, und Gott gebe, daß ich mich irre, aber — lassen Sie mich in diesem Augenblicke mein ganzes Herz ausschütten und Ihnen sagen, was ich nur einmal und nie mehr sagen werde: ich wünschte, Ihre Wahl wäre wo anders hin gefallen, dorthin, wo ich mit voller, freudiger Ueberzeugung hätte sagen können: Gottes Segen über diese Verbindung!"

Hersfeld stand einige Augenblicke in sichtbarer Verlegenheit. — „Wenn ich Sie recht verstehe, so deuten Sie auf Josephinen?"

„Ja!"

„Josephine ist ein liebliches, gutes Wesen, aber —"

„Aber mein Herz hängt an Thusnelden, wollen Sie sagen?"

„Mein Herz hat einen Augenblick geschwankt, seit ich Josephinen näher kennen gelernt habe. Aber sie liebt mich nicht, während Thusnelde nur für mich zu leben scheint."

„Scheint!"

„Obgleich der jungfräuliche Stolz das Geständniß zurückhält."

„Josephine giebt keinem stolzen Gedanken Raum."

„Zudem wäre es ein halber Verrath, wenn ich ohne gegründete Ursache jetzt zurückträte, nachdem

ich meine Absichten ziemlich deutlich ausgesprochen habe und sogar die Frau Muhme nebst der halben Stadt sie kennt. Thusnelde hat nichts an mir verschuldet, um sie dem schadenfrohen Urtheile mißgünstiger Menschen preiszugeben; und Sie selbst, Borner, als Mann von Ehre, müssen bekennen, daß ein solcher Schritt auf mich selbst den größten Schatten werfen müßte."

„Sie haben Recht; wer A gesagt, muß auch B sagen, sollte das W auch unmittelbar nachfolgen. Aber das wollen wir nicht hoffen, oder vielmehr, wir wollen hoffen, daß es nicht so ist. Und so sehen Sie denn meine Zweifel und Besorgnisse für nichts an, als für Ausdrücke einer redlichen Zuneigung, die Ihnen unter allen Umständen bleiben wird, auch wenn Ihre zukünftige Gemahlin die Gefühle nicht theilen sollte, die Sie für mich hegen."

„Sie sind wunderlich, lieber Borner, und beurtheilen Thusnelde nach dem ersten Erscheinen viel zu streng. Noch einmal, das Mädchen ist besser als Sie glauben; eine nähere Bekanntschaft mit ihr wird Sie bald eines Bessern belehren."

„Ich gebe meinen Glauben gern gefangen, wenn es darauf ankommt, einer guten Sache den Sieg zu verschaffen."

Beide trennten sich, gewiß mit den aufrichtig-

sten Gefühlen für einander, obgleich keiner ganz zufrieden mit dem andern. Hersfeld beschuldigte im Innern Borner einer Partheilichkeit gegen Thusnelden, und dieser beklagte, daß seine wohlgemeinten Winke von Anfang an keinen Eingang gefunden hatten.

So rückte denn der 29. August immer näher, nirgends sehnlicher erwartet, als im Hause des Herrn von Kelch, dessen Herz von Freude und Zweifeln wechselweise gestreichelt und gefoltert wurde.

Die Oberrentmeisterin saß mit Josephinen in traulichem Gespräche an der Arbeit.

Man handelte das Capitel über die mannigfachen Fügungen des Schicksals ab. Die Frau Muhme hatte eben eine Thatsache aus ihrem an Erfahrungen so reichen Leben erzählt und setzte auseinander, wie nöthig und nützlich es sey, sich von Jugend an bei Freud' und Leid an eine vernünftige Mäßigung zu gewöhnen, die Gutes wie Schlimmes leichter ertragen mache, als sie von einem dumpfen, erschütternden Knalle, wie Donner eines entfernten Geschützes, unterbrochen wurden.

„Was ist das? hast Du's gehört, Josephine?"

Beide eilten an's Fenster; aber es war nichts wahrzunehmen, als einige Nachbarn, die in gleicher Absicht sich umsahen.

Nach einigen Minuten schlug die Sturmglocke auf dem Thurme an.

„Mein Gott! Feuer!“ sagte die Oberrentmeisterin.

Leute eilten die Straße hinab.

„Schicke doch Katharinen hinunter, um zu hören, wo es brennt.“

Eben wollte Josephine fort, um dem Mädchen den Auftrag zu geben, als eine größere Menschenmasse sich vorüberwälzte und man auf die Frage: wo? deutlich die Antwort vernahm: in Hersfeld's Fabrik.

„Gott im Himmel! bei Hersfeld!“ rief Josephine erbleichend.

„Nur ruhig, Kind!“ tröstete die Oberrentmeisterin, „es wird nicht so gefährlich seyn; unsere Löschanstalten sind gut und in der Fabrik selbst sind Leute genug. Nur gut, daß es bei Tage ausgebrochen ist.“

„O wenn nur Hersfeld kein Unglück nimmt!“ klagte leise Josephine.

„Er ist besonnen, er wird sich nicht tollkühn wagen. — Sieh, Josephine, in diesem Augenblicke empfinde ich wieder, was mich schon oft im Leben unmuthig gemacht hat, daß ich kein Mann bin; daß ich nicht helfen kann, wo Unglück droht.

Ein Weib ist gar zu beengt in ihrem Wirkungskreise, zumal wenn sie Muth hat, der Gefahr zu begegnen, was sie der Schicklichkeit wegen nicht darf."

„O hören Sie nur, nun stürmt man auch auf den andern Thürmen!" sagte Josephine; „es muß um sich greifen."

„Aus Vorsicht, Kind! beruhige Dich doch, Du siehst bleich aus. Was hab' ich vorhin gesagt: man muß sich zu mäßigen wissen? — Wir wollen hoffen, daß es nicht viel zu bedeuten hat. — Sieh nur, wie die Leute hinausströmen; Hände genug um zu löschen, und Wasser ist ja im Ueberflusse da. — Mich ängstigt nichts, als die Unthätigkeit, in der ich hier harren muß."

„Nun, Gottlob!" sagte sie nach einer Weile, „das Sturmläuten läßt nach, das Feuer muß gedämpft seyn."

Die Hausglocke erklang.

Die Oberrentmeisterin eilte an's Fenster. „Die Frau Superintendentin ist's," sagte sie, zu Josephinen gewendet, „die bringt Nachricht. Laß' öffnen!"

Josephine war kaum an die Zimmerthüre gelangt, als die Frau schon eintrat.

„Wissen Sie schon?" fragte sie fast athemlos. „Es brennt bei Hersfeld. Der Dampfkessel ist ge-

sprungen, das Haus liegt in Trümmern und Hersfeld mit sechs Arbeitern ist todt."

Kaum war das Unglückswort über die Lippen, als Josephine bewußtlos niedersank.

„Heiliger Gott im Himmel!" schrie die Oberrentmeisterin, in höchster Angst auf die Kniee fallend und Josephinen umfassend und rüttelnd — „Hülfe! Katharine! Essig! Hirschhorngeist aus meinem Kästchen! Geschwind! sie stirbt auch!"

Alles eilte herbei, man trug das ohnmächtige Mädchen auf das Sopha. Die Oberrentmeisterin, selbst bis zum Ohnmächtigwerden ergriffen, verlor die Besonnenheit nicht, und wandte mit Vorsicht alle Mittel an, die nach ihrer Erfahrung von Wirkung seyn mußten, während die Superintendentin zitternd dabei stand und betheuerte, daß, wenn sie eine so furchtbare Folge geahnt hätte, sie ja lieber auf immer verstummt wäre.

Endlich — nach einigen schrecklichen Minuten, zeigten sich Spuren des wiederkehrenden Lebens. Die Oberrentmeisterin gebot durch Zeichen Ruhe, und winkte alle aus dem Zimmer.

„Josephine! mein theures, liebes Kind! hörst Du mich?" flüsterte sie ihr in's Ohr, ihre Bemühungen fortsetzend.

Josephine schlug die Augen auf, wie aus

langem Schlafe erwachend, und nickte bejahend mit dem schönen bleichen Haupte.

Die Oberrentmeisterin ließ ihr Zeit, sich zu erholen, und flößte ihr nur einige Tropfen Wein ein.

„Habe ich geträumt, Mutter?" fragte Josephine mit schwacher Stimme.

„Ja mein gutes, liebes Kind!" antwortete jene, ihre Wangen streichelnd, „mir selber däucht es ein Traum. Wir wollen hoffen, daß er uns getäuscht hat, daß es nicht so schlimm ist, als wir träumten. Ich bitte Dich, mein theures Mädchen! nimm alle Kraft zusammen, die uns das Vertrauen auf einen gütigen Vater im Himmel geben kann, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt; Du liebst ihn ja und kannst Dich auf seine ewige Huld und Liebe verlassen, die sich in aller Noth unser erbarmt, wie ein Vater seiner Kinder sich erbarmt. Ich will fortschicken und nähere Erkundigungen einziehen lassen; fasse Muth, liebe Josephine! Du weißt ja, der Ruf vergrößert alles."

Josephine faltete die Hände, erhob das matte Auge und betete.

Die Oberrentmeisterin entfernte sich, fertigte eine Dienerin ab, und trat dann wieder zu Josephinen, um ihr eine Erquickung zu reichen.

„Ist Dir jetzt besser, Kind?" fragte sie zärtlich.

„Mein Gott! wie konnte Dich das bis zum Tode erschüttern?"

„O Mutter!" antwortete Josephine leise, und ergriff der Mutter Hand, „was soll ich in diesem entscheidenden Augenblicke ein Geheimniß auf dem Herzen behalten, das sonst ewig hier begraben geblieben wäre: ich liebe Adolph über alles, lieb' ihn wie meine Seele! Ihnen darf ich es jetzt sagen, nachdem alles vorüber ist."

„Armes, unglückliches, geliebtes Mädchen!"

„Ich opferte diese Liebe so gern und willig, könnte ich sein Leben damit erkaufen. — Ich bin gefaßt, Mutter! sagen Sie mir in Wahrheit: ist er todt?"

„Bei Gott, Josephine! ich weiß es nicht mit Gewißheit und hoffe auf bessere Nachrichten, die jeden Augenblick eintreffen können."

Josephine blickte still vor sich hin, und Thränen stürzten über die bleichen Wangen.

„Ich will selbst hin, wenn es Dich beruhigen kann," sagte die Oberrentmeisterin, sich die Augen trocknend.

„O meine gütige Mutter!" schluchzte Josephine, „vergeben Sie mir den Kummer, den ich Ihnen verursache. Ach, ich habe so still, so fromm geliebt, kein stolzer Wunsch hat mein Herz bethört,

Gott weiß es, zu dem ich in einsamer Stunde oft gebetet und alles seinem heiligen Willen anheimgestellt habe. Aber ich mußte Adolph lieben, Mutter! und mein Herz zeiht mich deshalb keiner Sünde. Wie ich die Tugend liebe, habe ich Adolph geliebt, und werde ihn ewig lieben."

„Du frommer Engel! wer könnte Dir deshalb zürnen?" sagte die Oberrentmeisterin und schloß sie in die Arme. — „Erkenne Gottes Güte in seiner unerforschlichen Schickung; wie wäre Dir jetzt, wenn Hersfeld Deine Liebe erwiedert, wenn der Tod die hoffnungsreichste Aussicht zerstört hätte? — Beten wir still die Rathschlüsse des Allmächtigen und Allweisen an, der den jungen Mann in der Blüthe des Lebens, umringt von Glücksgütern, zu sich rief, um ihn vielleicht zu bewahren vor einem Schicksale, das beweinenswerther ist, als ein schneller Tod. Besser in Gottes Hände fallen, sag' ich, als in die Hände heuchlerischer, stolzer und undankbarer Menschen, um zehnfachen, martervollen Todes zu sterben. Von Deinem gefaßten Geiste erwarte ich, daß Du das Unabwendbare in Demuth und Ergebung tragen wirst, wie einer guten Christin geziemt."

Josephine küßte ihre Hände und schluchzte.

„Weine immerhin, Kind! Thränen erleichtern das gepreßte Herz und sind Balsam auf die Wunden

desselben. Auch meine Thränen mischen sich mit den Deinen, denn ich schätzte ihn recht sehr."

„Gute Nachricht," sagte die Superintendentin, mit der Dienerin eintretend, „Hersfeld lebt, niemand ist umgekommen."

„Gott sey gelobt!" riefen Josephine und die Oberrentmeisterin zu gleicher Zeit.

Er sey aber schwer verwundet und ohnmächtig aus dem Schutte hervorgezogen worden, setzte das Mädchen hinzu, und man wisse noch nicht, ob gefährlich oder nicht; man habe eben nach den Aerzten geschickt, sie habe den Boten selber gesprochen. Ach, da muß es schrecklich aussehen! Das Haus sey ganz zusammengestürzt.

Dieser Nachricht folgte ein Billet von Borner, worin er mit wenigen Worten die Oberrentmeisterin um persönlichen Beistand in dieser unglücklichen Verwirrung ansprach, weil er aller weiblichen Hülfe entbehre, und um Entschuldigung seiner nicht ganz anständigen Kürze bat.

Die Oberrentmeisterin säumte keinen Augenblick, dem Gebote der Freundschaft und Menschlichkeit zu folgen. Sie bat die Superintendentin, bei Josephinen zu verweilen, bis sie sich völlig erholt habe, und dieser empfahl sie Ruhe.

„Ich bringe Dir die gewissesten Nachrichten über

seinen Zustand," flüsterte sie ihr zu, — „bewahre Dein Geheimniß, wie ich es bewahren will; kein Dritter darf es wissen."

Josephine küßte die mütterliche Hand und sagte leise: „Ich hoffe auf Gott, liebe Mutter! sein heiliger Wille geschehe!"

Borner empfing die edle Matrone mit wehmüthiger Freude: „Sie werden erfahren haben, meine hochverehrte Freundin, welches Unglück uns betroffen hat. Ich weiß nicht wo ein noch wo aus; hier liegt Adolph besinnungslos unter den Händen der Aerzte, und in der Fabrik schmachten sechs fast eben so schwer Verwundete nach Hülfe, die wir in der Eile dort untergebracht haben. Ihnen, verehrteste Frau! übertrage ich mit zutrauensvollem Herzen die Sorge für die Pflege des unglücklichen Jünglings; ich weiß es, Sie übernehmen dieses Amt im Hause Ihrer seligen Freundin gern, deren Sohn am Rande des Grabes schwebt, wie mir die zweifelhaften Blicke der Doktoren sagen. Man fürchtet eine Hirnerschütterung und deren unausbleibliche Folgen. Hier sind die Schlüssel, theure Frau! Alles stelle ich unter Ihr Gebot; ich eile nun mit größerer Beruhigung dahin, wo es noththut; ach! und es thut überall noth!"

Die Oberrentmeisterin setzte sich mit ihrer gewöhnlichen Energie in Thätigkeit. Ruhe und Stille

im Hause war der erste Befehl, den sie erließ; aber sie hätte solchen kaum nöthig gehabt, denn alle Genossen des Hauses liebten ihren jungen Herrn und zitterten für sein Leben, um so williger ließen sie sich finden, alles genau zu befolgen, was die im Hause bekannte und geehrte Frau anordnete.

Das Unglück war durch das Zerspringen des Dampfkessels in einem eigenen kleinen, zum Dampfapparate bestimmten Gebäude nächst dem Canale entstanden, mit welchem in Gegenwart Hersfeld's heute die erste Probe gemacht werden sollte. Lag der Fehler an der Maschine selbst oder an unvorsichtiger Behandlung derselben, kurz: der Kessel sprang mit einer furchtbaren Explosion, die das Haus in Trümmer warf und die Anwesenden begrub. Das ausgebrochene Feuer hatte sich die Nahrung selbst zerstört und war leicht gedämpft worden; aber längere Zeit bedurfte es, die Verschütteten zu retten, die sämmtlich, mehr oder weniger verwundet, durch den ungeheuren Stoß der Luft und durch den Schreck besinnungslos, hervorgezogen worden waren; daher die schnell verbreitete Nachricht von Hersfeld's Tode.

Welchen Eindruck die Unglückskunde in dem Hause des Herrn von Kelch machte, läßt sich errathen. Der Schlag war so betäubend, daß Vater

und Tochter keine Worte fanden, sondern nur stumm und seufzend einander anblickten.

Erst, als Hersfeld's Tod sich nicht bestätigte, kehrte die Besonnenheit wieder, und man besprach die zu nehmenden Maaßregeln, um im schlimmsten Falle aus diesem Schiffbruche zu retten, was noch zu retten möglich war.

Man fand vorläufig dem bestehenden Verhältnisse angemessen, daß Thusnelde, begleitet von ihrem Vater, in das Haus der Trauer eilte, um den Zügel der Regierung daselbst zu ergreifen, eh' eine andere Hand darnach haschte.

Herr von Kelch trat mit all' der vornehmen Zuversicht auf, die ihm sein Rang und seine Stellung zu diesem Hause gab; aber beide, Vater und Tochter konnten ihren Mißmuth kaum unter der Maske wehmüthiger Herablassung bergen, als sie von der Oberrentmeisterin empfangen wurden, die ihnen sehr artig aber auch sehr bestimmt erklärte, daß Hersfeld nach dem Ausspruche der Aerzte in äußerster Gefahr schwebe und vor allen Gemüthsbewegungen bewahrt werden müsse, wolle man nicht für sein Leben zittern.

„Ich kann mich in die Lage des Fräuleins versetzen," fügte die Frau mit ernster Bedeutung hinzu, „und fühle, wie schwer es seyn muß, den Drang

des Herzens unter die Nothwendigkeit der Umstände zu beugen, aber ich darf um so mehr darauf rechnen, daß Fräulein Thusnelde mit eigener Hintansetzung dahin mitwirken wird, die Ruhe des geliebten Patienten nicht zu stören, als von dieser Bedingung seine Genesung mit abhängt, die gewiß von höchstem Werthe für sie ist."

Herr von Kelch nahm alle Geschmeidigkeit seiner Manieren zusammen, um seine Dankbarkeit für die Sorgfalt auszudrücken, die man dem vortrefflichen Jünglinge angedeihen ließe, der seinem Hause so theuer geworden sey.

„Sie werden wissen, meine werthe Frau Oberrentmeisterin," fuhr er fort, „was ja bereits kein Geheimniß mehr ist, in welchem Verhältnisse Herr von Hersfeld mit uns steht, und wie nahe der Zeitpunkt war, der ihn zum verehrten Mitgliede unserer Familie gemacht hätte. Um so größere Verbindlichkeiten sind wir Ihnen schuldig, daß Sie im Augenblicke der Noth sich hülfreich seiner angenommen haben. Der Wohlstand gestattet nicht, daß — meine Tochter das Amt der Pflegerin übernimmt, aber sie überträgt es mit Zuversicht der bewährten älteren Freundin des Hauses, und wird nie vergessen, welche Verbindlichkeiten sie derselben dadurch schuldig wird. — Tröste Dich, meine Tochter!" sagte er,

zu Thusnelden gewendet; „doch ich weiß, daß Du Deinen gerechten Schmerz mit all' der Seelengröße trägst, die ich von Dir erwarten darf. Gott wird unser sehnliches Gebet erhören und ein Leben erhalten, das uns so werth geworden ist. Ich bitte Sie recht angelegentlichst, sehr werthe Frau Oberrentmeisterin, mir von Stunde zu Stunde Nachrichten über das Befinden des lieben Kranken durch meinen Diener ertheilen zu lassen, den ich eigens dazu beordern werde."

„Ist denn wirklich so große Gefahr vorhanden?" fragte Thusnelde mit wehmüthiger Erhabenheit, „ich möchte doch die Aerzte darüber hören."

„Sie werden wiederholen, was ich bereits sagte," antwortete die Oberrentmeisterin. „Uebrigens können diese im Augenblicke eben so wenig mit Bestimmtheit wissen, als ich, bevor nicht der erste Verband abgenommen worden ist."

„Komm, meine Tochter!" sagte Herr von Kelch, „wir wissen ihn ja in guten Händen. Empfehlen Sie mich, werthe Frau, dem Herrn Buchhalter Borner, dem wackern Manne, den der Unglücksfall auch gewiß recht heftig erschüttert haben wird, denn ich kenne seine Anhänglichkeit an dieses Haus. Treue Diener und treue Freunde sind viel werth in unseren Zeiten. Ich wiederhole meine Bitte um ge-

fällige Nachrichten, meine sehr werthe Frau Oberrentmeisterin! wir harren mit Sehnsucht darauf, und gebe der Himmel, daß sie recht günstig sind."

„Impertinent!" sagte er zu seiner Tochter, als sie das Haus verlassen hatten, — „was sich die Frau spreizt! nun ich hoffe, ihr Reich wird nicht von Dauer, und bald alles wieder in Ordnung seyn."

Indessen schlug die nächste Nachricht aus dem Hersfeld'schen Hause diese Hoffnung nieder. Der Patient, hieß es, sey wieder in eine Schwäche verfallen, die nichts Gutes ahnen ließe.

In der That war der Zustand Hersfeld's von so gefährlichen Symptomen begleitet, daß man mit Recht das Schlimmste fürchten mußte.

Was die Unruhe des Hauses vermehrte, war, daß einige der mitverunglückten Arbeiter ebenfalls sehr verletzt waren und der sorgfältigsten Pflege bedurften.

Die Oberrentmeisterin, eine so gewandte Frau sie auch war, wußte sich kaum Rathes in diesem ängstlichen Wirrwar; aller Augen blickten auf sie, der Thätigsten und Verständigsten im Hause, so daß sie kaum herumkommen konnte, um nur das Nöthigste anzuordnen; denn Borner hatte vollauf mit seinen eigenen Geschäften zu thun und konnte ihr wenig Hülfe leisten.

Sie hätte so gern Josephinen zum Beistande rufen lassen, aber konnte sie dem armen, so tief erschütterten Mädchen zumuthen, den Jammer des Hauses zu theilen?

Die gefürchtete Nacht ging jedoch besser vorüber, als man gefürchtet hatte; Hersfeld war gegen Abend aus seiner Betäubung erwacht, hatte auch einige Worte im Zusammenhange gesprochen. Seine Wunde ward, nach vorsichtiger Untersuchung, nicht so absolut gefährlich gefunden, und die Aerzte, die in Gesellschaft Borner's und eines Comptoirdieners abwechselnd bei dem Patienten gewacht hatten, gaben wieder einige Hoffnung, als Hersfeld gegen Morgen eine Stunde sanft geschlummert und das Fieber sich nicht vermehrt hatte.

Diese Nachricht verbreitete überall, und besonders in dem Hause des Herrn von Kelch die größte Freude.

Am lebhaftesten und mit dem innigsten Danke gegen Gott hörte sie Josephine, die für die Erhaltung des Jünglings mit der reinsten Inbrunst die halbe Nacht hindurch gebetet hatte. Sie eilte nach dem Wunsche der Oberrentmeisterin, der ja ihr eigener und sehnlichster war, weil er sie in Adolph's Nähe brachte, zu der Mutter.

„In Noth bewährt sich das verständige Herz!" sagte diese zu dem sie küssenden Mädchen, „Gott

legt uns Lasten auf, damit wir sie tragen lernen, aber dem Geduldigen macht er sie leicht und hilft ihm zu rechter Zeit."

„Ja, Mutter!" erwiederte Josephine, „ich habe eine fröhliche Hoffnung auf seine Hülfe. Adolph wird genesen, das hat mir in dieser Nacht ein Traum gesagt."

„O Kind!" versetzte die Oberrentmeisterin, „wie kannst Du auf Träume bauen?"

„Mögen Sie lächeln," entgegnete Josephine, „aber so klar, so lebendig habe ich noch nie geträumt, und von diesem Augenblicke an ist eine Ruhe in mein Herz gekommen, die ich nicht beschreiben kann. Ihnen darf ich es ja wohl sagen, daß ich recht andächtig zu Gott gebetet habe um Adolph's Leben, und mit diesen Gedanken bin ich in Thränen eingeschlafen. Da sah ich nun Adolph in einem großen, schwarz behangenen Zimmer im Sarge liegen, bleich und schön, wie ein Schlummernder, und alles stand in tiefer Trauer um ihn her. Borner reichte mir einen Kranz von weißen Rosen, den Todten damit zu schmücken. Aber kaum hatte ich solches weinend gethan, als Thusnelde erschien und meinen Kranz mit einem andern von künstlichen, mit Gold und Silber durchwirkten Blumen vertauschte und den meinigen zu Füßen des Sarges legte. Betrübt dar-

über, wollte ich das Zimmer verlassen, als eine schöne, bleiche, weißgekleidete Frau hereintrat, vor der jedermann ehrerbietig zurückwich. Sie näherte sich dem Todten, nahm ihm den bunten Kranz ab, der sich in schwarze Blumen verwandelt hatte, und setzte ihm meinen Kranz wieder auf. Und die weißen Rosen begannen sich zu färben und wurden roth, — und das ganze Angesicht Adolph's röthete sich gleichfalls, und lächelnd öffnete er die Augen, richtete sich auf und sagte: „„Was trauert ihr? ich lag krank und bin genesen.““ In diesem Augenblicke verwandelte sich der schwarze Saal in einen lieblichen Garten voll grünender und mit den schönsten Früchten beladener Bäume. Adolph kam freundlich auf mich zu — und ich erwachte. — O gewiß, Mutter! er stirbt nicht. Jemand todt sehen, bedeutet langes Leben für ihn.“

„Ein Spiel Deiner gereizten Phantasie, liebes Kind!“ sagte die Oberrentmeisterin, „mindestens hat es Dich beruhigt, und das ist mir schon deshalb lieb, als Du jetzt mit erleichtertem Herzen einen Theil der Geschäfte übernehmen kannst, die nicht die angenehmsten sind.“

Sie unterrichtete nun Josephinen von dem, was zu thun war, und trug ihr zuvörderst die Auf-

ſicht über die Verpflegung der verwundeten Arbeiter auf.

Borner, der mit Vergnügen das liebliche Mädchen in ſeiner Nähe ſah, und gleichſam neu belebt wurde, konnte der Frau Muhme nicht genug rühmen, wie anſtellig das liebe Kind ſey, und mit welcher Sorgfalt und Freundlichkeit es ſich der Kranken annehme, die in ihm einen Engel des Troſtes erblickten.

Es war, als wenn Joſephinens Gegenwart auch auf Adolph, der von ihr nichts wußte, einen wohlthätigen Einfluß übte; die ſchlimmen Anzeigen minderten ſich; der Patient hatte heitere Augenblicke; die Schmerzen der Wunde, die ſich eingeſtellt hatten, verloren ihre beunruhigende Heftigkeit, und die Betäubung war völlig gewichen. Eben erquickte ihn wieder ein ruhiger Schlummer, als Herr von Kelch mit Thusnelden ankam, um ſich perſönlich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

„Meine Tochter," — ſagte Herr von Kelch zu dem Arzte und zu Borner, die ſie empfingen, — „hat keine Ruhe, bevor ſie ſich nicht ſelbſt von der Wahrheit der gegebenen ſo erfreulichen Nachrichten überzeugt; ich konnte ihr den Wunſch nicht verſagen, ſie hieher zu geleiten, um den theuren Patienten nur einen Augenblick zu ſehen."

Der Arzt erklärte, daß Hersfeld schliefe und dieser Ruhe sehr bedürfe.

„Ich will ihn nur sehen," versetzte Thusnelde mit schmachtender Wehmuth, „mein Hauch soll ihn nicht stören. Glauben Sie mir, daß diese Ruhe niemanden heiliger ist als mir. Man wird mir eine Gunst nicht versagen, auf die ich durch die Gesinnungen des beklagenswerthen Freundes für mich ein unbestrittenes Recht zu haben glaube."

„Wenn Sie meinen, Herr Doctor?" sagte beifällig Borner, um einigermaßen gut zu machen, was er gegen Thusnelde im Garten verschuldet haben sollte.

Dieser verbeugte sich, öffnete leise das Krankenzimmer, und winkte Vater und Tochter hinein, die größte Stille empfehlend, indem er sie verließ, um etwas anzuordnen.

„Wie er so bleich ist!" flüsterte Kelch.

„Schauerlich! wie eine Leiche!" entgegnete eben so Thusnelde.

„Wenn's nur Gottes guter, gnädiger Wille wäre, daß er gesund würde."

„Die Aerzte geben ja alle Hoffnung."

„Hoffnung! Hoffnung! ja, die erhält mich noch, obgleich aus solcher Hand die Hoffnung nicht weit her ist. Wenn er stürbe! sieh', in den Tod könnte

ich mich selbst legen, wenn ich den furchtbaren Gedanken denke.

„Sie werden zu laut, Papa!"

„Wenn er nur so lange lebte," fuhr Herr von Kelch nach einer Pause fort, „bis er Dich zu seiner Braut declarirt und zu Deinen Gunsten über sein Vermögen disponirt hat. Ich bitte Dich um Gotteswillen, benütze beim nächsten günstigen Augenblicke allen Deinen Einfluß auf ihn, um es dahin zu bringen. Es ist ja furchtbar, durch den Unfall, den sich der Mensch in seinem gemeinen Gewerbssinne selbst zugezogen hat, um alle Hoffnung zu kommen."

„Still! er bewegt sich."

„Im Grunde bist Du doch an allem schuld mit Deinem närrischen, heillosen Wesen."

„Kann ich für sein Zaudern? Soll ich mich antragen?"

„Mehr um den Bart gehen! Er hätte längst sich erklärt, wenn Du nicht die Preciöse gespielt hättest. Der Mensch ist ja gutmüthig wie ein Kind; um den Finger wollt' ich ihn gewickelt haben, wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre. Gegen Deinen Lieutenant warst Du nicht so spröde, Du Närrin!"

Thusnelde wollte eben antworten, als der

Arzt wieder eintrat und um Entfernung bat, da der Leidende im Schlafe unruhig zu werden schien.

„Haben Sie gegründete Hoffnung zur Genesung, theurer Mann?" fragte Herr von Kelch im Nebenzimmer. „Ich beschwöre Sie, bieten Sie all' Ihre Kunst auf, den vortrefflichen Jüngling der Gefahr zu entreißen. Sie sehen hier" — er deutete auf Thusnelde — „ein halbgebrochenes Herz, das Sie mit heilen. Sie werden wissen, daß meine Tochter mit dem Verehrten in ein engeres Bündniß treten soll. Sie verpflichten mich und sie zu ewigem Danke."

Dann wandte er sich zu Borner mit den Worten: „o mein werther Herr und Freund! welchen entsetzlichen Verlust hätten wir erleiden können! Gott sey Dank, daß der Schlag so gnädig fiel. Können wir mit Rath und That etwas beitragen, so disponiren Sie über mein ganzes Haus."

„Bedürfen Sie einiger unserer Leute," sagte Thusnelde sehr gütig zu Borner, „wir wollen sie gern entbehren, wenn sie hier nützen können."

Dieser dankte und versicherte, daß unter der Aufsicht der Frau Oberrentmeisterin und ihrer Tochter alles in der größten Ordnung besorgt würde, und Leute zur Bedienung genug da wären.

„Ist Jungfer Josephine auch hier?" fragte

das Fräulein etwas spitzig; „eine sehr geschickte Person. Die Oberrentmeisterin hat eine eigene Gabe, gute Haushälterinnen zu ziehen."

Borner, der so gern artig geblieben wäre, seinem Adolph zu Liebe, konnte doch hier nicht schweigen. „Es wäre mancher Dame sehr zu gönnen, gnädiges Fräulein," sagte er sehr höflich, „wenn sie bei dieser Frau in die Lehre gegangen wäre oder noch ginge."

Thusnelde rümpfte das Näschen, gab dem Papa den Arm und entfernte sich.

„Daß ich mich doch immer von der Donna in Zorn bringen lasse!" brummte Borner, ärgerlich über sich selbst, in den Bart, „obgleich es aussieht, als wenn sie es darauf anlegte. Ich will mich aber nicht ärgern, denn ich bin vergnügt und voll der besten Hoffnung, daß der liebe Gott das schwere Unglück gnädig vorüberführen wird; und ein frohbewegtes Herz hat nicht Raum für bittere Empfindungen."

Der gute alte Herr hatte auch alle Ursache zur Freude; denn seines geliebten jungen Freundes Zustand besserte sich mit jeder Stunde; es stellte sich sogar Appetit ein, und er genoß mit sichtbarem Wohlgefallen das Dargebotene, erkundigte sich auch angelegentlich nach den näheren Umständen des trau-

rigen Vorfalls, die ihm bis jetzt noch unbekannt waren, und bezeigte die lebhafteste Freude, als er erfuhr, daß seine Unglücksgefährten außer Gefahr und unter der Pflege der Oberrentmeisterin und Josephinens gleichfalls auf dem Wege der Besserung sich befanden oder bereits sich erholt hatten.

Mit Schonung wurde er auch durch den Arzt von dem kurzen Besuche unterrichtet, den Fräulein von Kelch auf ihr dringendes Verlangen während seines Schlummers in Gesellschaft ihres Vaters gemacht hatte, um ihn zu sehen.

„Mein guter Borner!" sagte Hersfeld, als er mit diesem allein war, „wenn ich meine Gesundheit wieder erlangt habe, will ich herzlich dankbar seyn gegen alle, die mit so redlichem Bemühen und mit so seltener Uneigennützigkeit sich meiner und der Meinigen angenommen haben. Ich bitte vorläufig gegen die Frau Muhme Oberrentmeisterin meine dankbarste Anerkennung aller Verbindlichkeiten auszudrücken, die sie mir durch ihr edles, menschenfreundliches Benehmen auferlegt — und mich dadurch zu ihrem großen Schuldner gemacht hat, der aber den redlichsten Willen abzuzahlen damit verbindet."

„Aber," fuhr er nach einer Pause fort, „wie soll ich Ihnen vergelten, was Sie für mich gelit-

ten und gethan haben, mein lieber väterlicher Freund? Meiner herzlichen Liebe kann ich nichts mehr zusetzen, denn Sie besitzen ihr volles Maaß."

Borner drückte ihm die Hand und erinnerte ihn bittend, jede Gemüthsbewegung zu vermeiden, um eine Genesung nicht zu stören, auf die so viele mit Sehnsucht hofften.

„Diese sanfte Bewegung meines Herzens kann mir keinen Nachtheil bringen," sagte Hersfeld, „denn sie thut mir wahrhaft wohl. — Ich hoffe, Gott wird mir bald Gelegenheit geben, auch Ihr Herz mit etwas zu erfreuen. — Ich fühl' es, lieber Borner, wie gut und heilsam es ist, wenn in ein zu aufgeregtes, betäubendes Leben gewaltigen Fußes das Unglück tritt und eine Pause gebeut. Ich will sie nicht ungenützt vorübergehen lassen."

„Um den Werth der Gesundheit erst recht schätzen zu lernen," sagte Borner.

„Um überhaupt schätzen zu lernen. — Ich will jetzt ruhen, lieber Borner, und nicht gestört seyn. Auf Wiedersehen!"

Gegen Abend, nachdem der Verband abgenommen, die Wunde im besten Zustande gefunden und besorgt worden war, nahm der Arzt den alten Buchhalter bei Seite und sagte: „ich halte es für meine Schuldigkeit, Sie mit etwas vertraut zu machen,

was mir bei dem Patienten aufgefallen ist. Von der Wunde, als solche, haben wir keine Gefahr mehr zu befürchten; Jugend und gesunde Säfte haben das ihrige gethan; wenn nur kein anderes Uebel eintritt, an welches wir bis jetzt nicht gedacht haben."

„Wie meinen Sie das?" fragte Borner erschrocken.

„Eine Aeußerung des Patienten hat mich darauf gebracht, die zu seinem sonstigen Wesen nicht paßt."

„Und die ist?"

„Er hat mich mit einer gewissen Aengstlichkeit gebeten, doch ja von diesem Augenblicke an kein Frauenzimmer mehr in seine Nähe zu lassen; er glaube, daß seine Genesung dadurch gehindert werde; denn er empfinde Stiche im Kopfe, wenn er nur an weibliche Besuche denke."

„Sonderbar! während er vor einer Stunde noch mit dankbarem Wohlgefallen von mehreren Personen dieses Geschlechtes gesprochen hat."

„Diese Erscheinung ist also unnatürlich," fuhr der Arzt fort; „denn, so viel ich weiß, liebt er das Fräulein von Kelch mit aller Heftigkeit eines jungen, gefühlvollen Mannes, und man sehnt sich in seinem Falle nach dem entbehrten Anblicke des ge-

liebten Gegenstandes — sogar dem Verbote des Arztes zuwider."

„Mein Gott! Sie fürchten doch nicht —"

„Daß irgend eine Nerve verschoben ist, die den sehnsüchtigen Gedanken in einen ängstlichen verwandelt. Heftige Kopferschütterungen vermögen solche Folgen hervorzubringen, die erst nach einiger Zeit sich entwickeln und bleibend werden können. Wir wollen indessen nicht das Schlimmste fürchten, ich glaubte nur, Sie von meiner Wahrnehmung unterrichten zu müssen."

„Das wäre ja schrecklich!"

„Vielleicht ist es auch nur ein vorübergehender trüber Anklang im Gehirne, der sich mit der vollen Genesung wieder hebt. Ich werde ihn genau beobachten und nichts versäumen, dem Uebel zu begegnen. Jedenfalls ist nöthig, daß man seiner Bitte die genaueste Folge leistet und sogar das Erwähnen von Gegenständen vermeidet, die der kranken Idee Nahrung geben könnten. Schieben sie alles auf den Ausspruch des Arztes, der ihm das Sprechen — folglich alle Besuche streng verboten hätte. So bleibt es auf jeden Fall unser Geheimniß."

Neuer Kummer und neue Verlegenheit für Borner, welch' letztere sich in Beziehung auf die gute Frau Oberrentmeisterin noch an demselben Abend

zeigte, als sie, von dem Fortgange der Genesung genau unterrichtet, den Wunsch äußerte, den Vetter Hersfeld zu beglückwünschen und Abschied zu nehmen, da nach so befriedigenden Aussichten ihre dauernde Gegenwart im Hause nicht mehr nothwendig, sie auch stets in der Nähe und bereit sey, beim ersten Rufe wieder zu erscheinen.

Es blieb ihm nichts übrig, als sie zu bitten, diesen Besuch bis zu völliger Genesung Adolph's aufzuschieben, da der Arzt so eben, aus welchen Gründen, wisse er nicht, dem Patienten die ungestörteste Ruhe empfohlen und ihm auf längere Zeit alles Sprechen verboten habe.

„Er wird seinen lebhaften Dank selbst darbringen, theure Frau!" sagte Borner, „sobald er es im Stande seyn wird. Vorläufig hat er mir aufgetragen, solches in seinem Namen zu thun, was ich denn auch mit dem lebhaftesten Gefühle für alle Ihre gütigen und freundschaftlichen Mühewaltungen von ganzem Herzen, auch in Beziehung auf das gute Josephinchen, erfülle, das sich als ächter Zögling ihrer Mutter bewährt hat."

Die Oberrentmeisterin schien etwas empfindlich darüber, und verbat sich allen Dank, da sie gewohnt sey, Menschenpflicht zu üben, ohne auf Wiederver-

geltung zu rechnen oder sonst eine andere Absicht unterzuschieben.

Sie nahm nicht einmal Borner's Begleitung an, die er in einer Art von gutmüthiger Angst ihr angeboten hatte, sondern verließ mit Josephinen still das Haus.

Mit Herrn von Kelch und Familie machte Borner weniger Umstände. Als am andern Morgen der Diener kam, um sich wie gewöhnlich nach dem Befinden des Herrn von Hersfeld zu erkundigen, ließ er den Ausspruch des Arztes wissen, der alle Besuche auf längere Zeit verboten hätte.

Der Herr Oberlandescollegienrath erschien zwar sogleich selbst, um sich nach den Ursachen dieses Verbots und nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, der, nach solchem, wieder rückfällig seyn mußte; der Arzt aber übernahm es, den fragseligen Herrn von der Nothwendigkeit dieser Maaßregel, ohne den wahren Grund anzugeben, zu überzeugen und somit ihn vollkommen zu beruhigen.

Hersfeld lebte in seiner Quarantaine still und freundlich, ohne dem Arzte auch nur ein einzigesmal Anlaß gegeben zu haben, seine Vermuthungen bestätigt zu finden. Hersfeld unterhielt sich mit der unverkennbarsten Seelenruhe und gewann täglich an Kräften, so daß er nach einigen Tagen das Bett

verlassen und in der folgenden Woche schon an Borner's Arm einen kurzen Spaziergang in den Garten machen konnte. Auffallend aber war es, daß er während dieser Zeit auch nicht mit einem Worte Thusneldens oder sonst einer Dame — oder überhaupt eines früheren Verhältnisses gedacht hatte, obgleich er sich nicht im geringsten unangenehm ergriffen fand, als die Tochter des Gärtners ihnen begegnete und einen freundlichen guten Morgen bot.

„Wir haben nichts mehr zu besorgen," sagte der Arzt, dem Borner diese Bemerkung mitgetheilt hatte, — „Geist und Körper kehren zur früheren Harmonie zurück und mein Geschäft ist vollendet."

Borner schlug in den nächsten Tagen eine Spazierfahrt vor, Hersfeld aber schüttelte den Kopf und sagte: „ich habe ein Gelübde gethan, keinen Besuch anzunehmen, keinen zu machen, und mich überhaupt nicht eher öffentlich sehen zu lassen, bis ein gewisser Zeitpunkt eingetreten ist."

Der 29. August! dachte Borner — von diesem Tage an wird bei ihm ein neuer Lebenscyclus beginnen.

Aber der 29. August erschien, und von Hersfeld's Seite waren auch nicht die geringsten Vorbereitungen getroffen worden. Am Morgen dieses Ta-

ges hatte er ein kurzes Billet geschrieben und in das Haus des Herrn von Kelch gesendet.

„Schriftliche Avantgarde," sagte Borner; „das andere kommt alles nach."

Aber es blieb den ganzen Tag still im Hause. Hersfeld kam nicht aus dem Zimmer, sondern las und schrieb, und Borner konnte nicht umhin, daran zu denken, daß der Arzt am Ende doch mit der fixen Idee nicht ganz Unrecht haben möchte; denn erklärlich war Hersfeld's Benehmen nicht.

Am 30. August, als Borner sich zu ihm verfügt hatte, um Briefe vorzulegen, nahm Hersfeld ihn bei der Hand und sagte: „lassen wir vor der Hand die Geschäfte, und machen wir einen Spaziergang. Mir ist heute recht wohl; ich sehne mich ins Freie."

Sie gingen in den Garten. Die Bäume prangten voll herrlicher Früchte, die sich zum Theil der Reife nahten und sich bogen unter dem Seegen.

„Lieber Borner!" begann Hersfeld, „Sie erinnern sich, daß ich Ihnen vorlängst sagte, ich hätte Hoffnung, Ihr Herz bald mit etwas zu erfreuen? Ich habe jetzt Gelegenheit dazu. Ich will heirathen, und nun gebricht es mir an einem Brautwerber. Wollen Sie wohl dieses Amt übernehmen?"

„Ich?" fragte Borner verlegen.

„Ja, Sie, lieber Freund! Wenn Sie es gern thun.“

„Gern oder nicht gern,“ antwortete jener; „als Auftrag von Ihnen ist es Pflicht. Aber ich muß bitten —“

„Ich kann wahrhaftig sonst niemanden brauchen, als Sie, Väterchen. Richten Sie also Ihren Blumenstrauß.“

„Ich glaubte, Sie hätten den gestrigen Tag dazu bestimmt, und bereits schriftlich —“

„Er war es; — nun ist es der heutige. — Machen Sie mir nur kein so ernsthaftes Gesicht, lieber Borner! ich wette, Sie übernehmen den Auftrag gern, wenn ich einen Namen — Josephine — nenne.“

„Josephine?“ fragte Borner erstaunt.

„Ja, mein lieber Freund, ich bin entschlossen, Josephinen meine Hand anzubieten, wenn diese sie annehmen will. Bevor das geschieht, muß die Frau Muhme Oberrentmeisterin von meinem Entschlusse unterrichtet und Josephine vorbereitet werden, denn — ich möchte mir nicht gern einen Korb holen.“

Borner war wie elektrisirt. „Ich frage nicht, wie das gekommen ist,“ sagte er, „aber Sie haben Wort gehalten und mir eine Herzensfreude bereitet.

Ich werfe mich sogleich in Staat. O mein Gott! wie sind Sie zu dem köstlichen Entschlusse gekommen?"

„Der Dampfkessel mußte springen, um meinen Kopf klar zu machen," antwortete Hersfeld. „Ein Gespräch, das zwischen Thusnelden und ihrem unedlen Herrn Vater in meinem Zimmer geführt wurde, als sie mich schlafend glaubten, und das von der herzlosesten Selbstsucht zeugte, in einem Augenblicke, wo der sanft Geschmeichelte dem Tode so nahe war, hat meine Augen geöffnet. Josephine liebt mich nicht, aber ich glaube, ihr Herz ist frei, und ich werde mich bestreben, die Liebe des edlen Mädchens zu erwerben. Eilen Sie, lieber Borner, und bringen Sie gute Nachricht."

„Ich zweifle nicht! ich eile! Aber ich kann, bei Gott! fast vor lauter Freude nicht fortkommen. O wie hab' ich Ihr Unglück beklagt, und welche herrliche Frucht hat es getragen! Man sollte nie murren über etwas, das von oben kommt, und fast hätt' ich alter Sünder gemurrt. Nun, Gott prüft das Herz und weiß schon, wie ich's meine. Ich gehe, ich will rennen, um bald wieder hier zu seyn. Noch einmal und noch tausendmal: Gott segne Ihren Entschluß!"

Er ging, um sich umzukleiden, und verfügte sich dann zu der Oberrentmeisterin.

Diese empfing ihn mit herzlicher Freundlichkeit.

„Welchem Zufalle verdanke ich das Vergnügen, Sie hier zu sehen?" fragte sie, und bat ihn, auf dem Sopha Platz zu nehmen. „Wie geht's zu Hause?"

„Gut! herrlich!" antwortete Borner, „und meinem Gesichte müssen Sie es ansehen, daß es ein sehr glücklicher Zufall ist, der mich zu Ihnen führt. Ich muß es nur kurz machen, ohne Präambulum, sonst drückt es mir die Kehle zu. Ist das Herz Ihrer Josephine noch frei?"

„Welche Frage, werther Freund?"

„Antworten Sie nur, beste Frau! Sagen Sie nur Ja."

„Ich muß bedauern," versetzte die Oberrentmeisterin, „Nein sagen zu müssen."

„O, so sey es Gott geklagt! Wissen Sie es gewiß?"

„Ich bin Josephinens Vertraute."

„Und ist diese Liebe unauslöschlich, das heißt: liebt Josephine so, daß an keine Sinnesänderung zu denken ist?"

„Ich glaube das."

„O so ist meine Freude in den Brunnen gefallen! Ei, ei! wer hätte das gedacht?"

„Lieber Freund, ich weiß nicht, wie Sie mir heute vorkommen. Erklären Sie sich doch nur deutlicher."

„O liebe, wertheste, vortrefflichste Frau Oberrentmeisterin! ich bitte Sie um alles: wen liebt sie?"

„Das bleibt vor der Hand ein Geheimniß."

„Ei, du gütiger Himmel! Und ich habe so bestimmt darauf gerechnet, daß mein Antrag günstigen Eingang finden wird."

„Welcher Antrag?"

„Ich sollt' es jetzt gar nicht sagen, weil es ja doch umsonst ist; ich bin Brautwerber für Adolph, der Josephinen seine Hand antragen läßt, wenn die Frau Muhme nichts dagegen haben — nun ist es heraus!"

Die Oberrentmeisterin war höchlich überrascht. Es kam zu Erklärungen; Borner erläuterte, was nicht klar war, und erfuhr dagegen, welche gefährliche Wirkung die Sage von Hersfeld's Tode auf Josephinen gemacht, und welches Geständniß sie ihr abgelockt habe.

„Gottlob!" sagte Borner hocherfreut, „so haben wir keinen Korb zu fürchten und er darf kommen. Nun erlauben Sie mir, hochverehrte Frau, daß ich bei dem lieben Herzenskinde meine Worte anbringen darf."

Josephine ward gerufen und begrüßte mit holder Freundlichkeit den alten Herrn.

„Ich bin da, mein liebstes Josephinchen, um zu fragen, ob Sie heirathen wollen?"

Diese wandte sich erschrocken zur Mutter.

„Sie dürfen nicht furchtsam um sich blicken, als ob Ihnen Unglück drohte," fuhr Borner fort; „Adolph läßt durch mich anfragen, ob Sie wohl Lust hätten, Frau Hersfeld zu werden?"

„Es ist Ernst, Josephine," sagte die Oberrentmeisterin; „der Vetter hat aus gerechten Gründen sein Verhältniß mit Kelch's aufgegeben. Ich kenne Deine Gesinnungen für ihn, Du weißt, wie ich von Adolph denke, ich will also für Dich ohne Umstände mit Ja antworten."

„O meine Mutter!" rief das zitternde Mädchen, und warf sich derselben in die Arme.

Borner erbat sich die Hand des lieben Kindes, küßte sie sehr ceremoniös und sagte: „somit huldige ich meiner künftigen Gebieterin." Dann machte er sich auf den Nachhauseweg.

„Ich würde Dir," sagte die Oberrentmeisterin, „wenn Du nicht Josephine wärest, anrathen, Dich sorgfältiger zu kleiden, weil der Bräutigam kommt, aber er trifft Dich, wie er Dich noch oft treffen wird,

im Hauskleide, und ich glaube, Adolph hat Sinn für anständige Einfachheit."

Hersfeld erschien, eh' eine Viertelstunde verflossen war, und wußte seiner Freude keinen Raum über die unerwartete Kunde, die ihm geworden war.

Josephine stand da in hohem Erröthen vor dem Heißgeliebten, der noch vor wenig Minuten für sie verloren schien, und ihr seelenvolles Auge glänzte im reinen Entzücken eines unschuldigen Herzens.

„Willst Du die Meine werden, Josephine?" fragte er leise, ihre Hand an sein Herz drückend.

Und die liebliche Braut hauchte lächelnd ein süßes „Ja" über die Rosenlippen.

„So bitten wir um Ihren Segen, theure Mutter!" sagte Hersfeld und trat an Josephinens Hand vor die ehrwürdige Frau. „Den Brautkranz empfängt Josephine aus Borner's Hand."

„Weißt Du, wen Hersfeld heirathet?" fragte Fräulein Hermine ihre Freundin Fanny.

„Welche Frage? Thusnelde von Kelch."

„Behüte der Himmel! dort ist es aus, und es geschieht dem hochtrabenden, unklugen Wesen recht. Die Lieutenantsgeschichte muß während Hersfeld's

Krankheit ruchbar geworden seyn; er hat sie aufgegeben."

„Er hätte mich gedauert, wenn die Prinzessin aus dem Zaubermährchen seine Gattin geworden wäre. Nun — und?"

„Rathe!"

„Wie kann ich das?"

„Geld zu Geld, habe ich damals gesagt, als wir von seiner Wahl sprachen. Ich habe mich geirrt. Eine Bettelarme nimmt er. Nun rathe."

„Spanne mich nicht auf die Folter mit Deinem Rathen. Vielleicht ein Secretärstöchterchen, das schön singt."

„Josephine Walder, die Pflegetochter der Oberrentmeisterin Burrmann. So eben fährt er mit ihr im offenen Wagen durch die Promenade."

„O die Glückliche!" seufzte Fanny.

„Ich muß gestehen!" sagte Hermine „außer der gönnt' ich keiner das Glück!"

Der Blitz als Arzt.

In dem zierlichen Landhause des Capitäns Archbald, eines verdienten Offiziers, der früher in der englischen Armee gestanden, und nach erhaltenem, sehr ehrenvollen Abschiede und einer ansehnlichen Pension vor etwa zehn, zwölf Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt war, um in Ruhe der Früchte seines thätigen Lebens zu genießen, herrschte seit einigen Tagen die größte Lebhaftigkeit. Sein einziger Sohn, das theure Andenken an eine geliebte, zu früh geschiedene Gattin, deren Verlust er noch in der Stille beweinte, war zurückgekehrt von Reisen, die er nach vollendeten Studien zu seiner Ausbildung unternommen, und der glückliche Vater feierte die Rückkunft des zum kräftigen Jünglinge herangewachsenen Soh-

nes mit allen Hausgenossen und Nachbarn, und mit allen Mitteln, die dem wohlhabenden Manne zu Gebote standen.

Eduard verdiente die Zärtlichkeit des Vaters, denn er hing mit der rührendsten Dankbarkeit an ihm, und vergalt die Sorgfalt desselben für seine Ausbildung durch musterhaften Fleiß und die zarteste Sittlichkeit. Keinen Wunsch hätte der Hauptmann Archbald seinem Eduard unbefriedigt gelassen; aber er wußte auch, daß sein Sohn nichts wünschen würde, als was er unbedingt gewähren konnte.

Der erste, laute Rausch der Freude des Wiedersehens hatte dem innigeren, stillen Vergnügen eines befriedigten Herzens Platz gemacht; Vater und Sohn waren sich erst jetzt ganz wiedergegeben, und sprachen in schönem Vertrauen die Gefühle aus, die gegenseitig ihre Brust mit rührender Kraft bewegten.

„Du sollst nicht dienen, Eduard," sagte Archbald in einer solchen Stunde des vertraulichsten Zweigespräch, als von der Zukunft des Sohnes die Rede war, „das heißt: Du sollst Dich um kein Amt, um keine Stelle bewerben. Deine Studien sollten keinen andern Zweck haben, als Deine Seele emporzubilden zu der Höhe, von welcher aus erst alles Schöne und Große des Lebens erkannt und

gefühlt werden kann. Aber der Menschheit dienen sollst Du, Eduard, mit allen Kräften, die Natur und Glück Dir gegeben haben. Deinem Vaterlande und Deinen Mitbürgern sollst Du ein treuer Rathgeber und Helfer bei allen Gelegenheiten seyn, wo man Deines Rathes und Deiner Hülfe bedarf. Sonst sollst Du niemand gehorchen müssen, als Gott, Deinem Gewissen und den Gesetzen. Du sollst Dein Feld bauen und Deinen Kohl pflanzen in der Unabhängigkeit eines freien Mannes, dem seine Zeit nicht zugetheilt wird, sondern der selbst damit hauszuhalten versteht."

Eduard dankte dem gütigen Vater mit einer herzlichen Umarmung, und segnete sein Geschick. Welche Aussicht für ein edles Gemüth, für einen gebildeten Geist, ein ganzes, schönes, mit Gütern reichlich ausgestattetes Leben vor sich liegen zu sehen im Morgenrothe der fröhlichsten Hoffnung!

Er entwarf in den Gängen des geräumigen englischen Gartens, im Schatten des Lustwaldes, der denselben begränzte, seinen Plan für die Zukunft, um würdig mit einem Pfunde zu wuchern, das er als ein vom Himmel anvertrautes Gut betrachtete.

Aber in diesen Plan mischte sich bald etwas, an das er bisher nur entfernt, ohne Bestimmtheit, und

— zum Glücke des Lebens gehörig — nur als stillen Wunsch gedacht hatte.

An des Vaters Garten stieß der Garten des Bergraths Hehr, dem die Aufsicht über die in der Nähe liegenden Eisenwerke seit einem Jahre übertragen worden war, und der hier seinen Amtssitz hatte.

Capitän Archbald hielt gute Freundschaft mit dem Bergrathe, der herzlichen Antheil an der Freude genommen hatte, die dem Nachbarhause durch Eduards Zurückkunft widerfahren war.

In diesem Garten nun erblickte Eduard eines Tages ein wunderliebliches Mädchen, von dessen Existenz er bisher keine Ahnung gehabt hatte. Er konnte nicht müde werden, die Bewegungen des schönen Kindes zu verfolgen, das in süßer Unbefangenheit der Blumen pflegte, sie anband und begoß. Es mußte ein besonderer Zauber in diesen Bewegungen liegen, denn Eduard blickte wohl eine halbe Stunde lang unverwandt auf die schöne Nachbarin, und fühlte sich mißbehaglich, als diese endlich den Garten verließ.

Ein helles Licht war auf seinen Lebensplan gefallen und hatte ihn klar gemacht. Wünsche, die in der innersten Tiefe des Herzens geschlummert

hatten, rafften sich schnell auf und kamen zu vollem Bewußtseyn.

Der Garten wurde nun noch öfter besucht und die schöne Gärtnerin belauscht, die übrigens die Gegenwart des jungen Nachbars wahrgenommen haben mochte, und seltener und schüchterner erschien. So leid es diesem that, den stillen Genuß sich verkümmert zu sehen, so mußte er lächeln, wenn er daran dachte, daß es ja nur von ihm abhinge, den Freund des Vaters zu besuchen, um die Tochter näher kennen zu lernen und sie so oft zu sehen, als es die Schicklichkeit gestattete.

Indessen trug er diesen Gedanken einige Zeit mit sich herum, ohne an die Ausführung zu denken, und der Entschluß hierzu kam erst dann, als er zwei Tage vergebens auf die Erscheinung im Garten gewartet hatte.

„Meinst Du nicht, Vater, daß ich den Bergrath dieser Tage besuchen soll?" begann Eduard.

„Allerdings!" antwortete der Capitän: „die Höflichkeit schon gebietet, daß wir jetzt, nachdem Du Dich von den Beschwerden der Reise erholt hast, die Besuche unserer Freunde und Nachbarn erwiedern; ich bin also dazu bereit, sobald Du Lust hast."

„Sogleich, wenn es Dir gefällig ist," entgegnete Eduard, und beide gingen, nachdem sie sich

einigermaßen besser gekleidet hatten, hinüber zum Herrn Nachbar Bergrath, der sie sehr freundschaftlich empfing.

Aber vergebens blickte Eduard nach der eigentlichen Triebfeder seines Besuches, und er mußte endlich scheiden, ohne seinen Wunsch befriedigt zu sehen.

Ist sie krank? der Gedanke erfüllte ihn mit Bangigkeit; es war, als könnte er nur Trost im Garten holen oder dort erwarten; er ging — er schlich eigentlich, um das ersehnte Bild nicht zu verscheuchen, und — o der Freude! da saß sie, die Holde, im Schatten eines Baumes, vertieft in den Inhalt eines Buches.

Ist sie so menschenscheu, dachte Eduard, daß sie entflieht, wenn ein Besuch kommt? Oder ist es Absicht des Vaters, unsere Annäherung zu hindern? Aber er war ja so freundlich, so aufrichtig gütig; es wäre unrecht, etwas von ihm zu glauben, woran er vielleicht nie gedacht hat. — Aber sonderbar ist es doch, daß, so lange ich jetzt hier bin, das Mädchen noch nirgendwo anders sichtbar geworden ist, als im Garten. Nun, die Zeit wird's lehren.

Eduard wünschte sehnlich, die interessante Nachbarin in seine Nähe und zum Gespräche zu bringen, aber er fand durchaus kein anständiges Mittel, und

tröstete sich mit dem nächsten Besuche, der vielleicht günstiger für seine Wünsche ausfallen werde.

Was quälst du dich aber denn mit Ungewißheit? sagte er eines Tages zu sich selbst, als die schöne Nachbarin, aber nur ganz in der Ferne und auf kurze Zeit, sichtbar geworden war; — frage den Vater, der wird deine Zweifel lösen.

Gedacht, gethan!

„Hofrath Hehr hat eine recht liebenswürdige Tochter," begann er.

„Hast Du sie gesehen?"

„Ja, im Garten, schon einigemale."

„Er ist ihr einziges Vergnügen."

„Warum hat sie wohl der Bergrath uns nicht vorgestellt, als wir drüben waren?"

„Das hat seine eigene Bewandtniß, lieber Eduard. Ein Naturfehler macht sie, zu großem Jammer des Vaters, für die menschliche Gesellschaft, mindestens für die sich unterhalten wollende Gesellschaft, fast ganz untüchtig."

„Nicht möglich! So schön, so gebildet, so graziös in ihren Bewegungen — Dinge, die ihr gewiß in jedem Kreise einen vorzüglichen Platz einräumen würden —"

„Sie ist stumm, Eduard."

„O mein Gott!"

„Ein unerklärliches Hinderniß im Bau des Organs, das durch die Kunst der geschicktesten Aerzte bis jetzt nicht gehoben werden konnte, hat dem guten Mädchen die Gabe der Mittheilung geraubt und den Vater in früherer Zeit fast zur Verzweiflung gebracht, bis er sich daran gewöhnte, der Stimme des geliebten Kindes zu entbehren. Adeline flieht aus natürlichem Grunde die Gesellschaft, und der Vater ignorirt so viel als möglich ihr Daseyn, um ihr Gebrechen nicht überall kund werden zu lassen."

„Das ist sehr traurig!" sagte Eduard mit einer so innig ausgedrückten Theilnahme, daß der Vater aufmerksamer wurde.

„Hat Dir Adeline gefallen?" frug er.

„So weit ich sie kenne — recht sehr. In ihren Bewegungen drückt sich der Adel der Seele, das zarteste Schicklichkeitsgefühl aus."

„Sie hat eine sehr sorgfältige Erziehung genossen; denn es fehlt ihr kein Sinn."

„Sie hört?"

„Vollkommen gut. Was sie zu sprechen hindert, ist allein unerklärlicher, fehlerhafter Bau der Kehle."

Diese Nachricht machte eine tiefe Wirkung auf Eduard. Adeline, deren Gestalt bei ihm bereits einen entschiedenen Eindruck hervorgebracht hatte,

wurde der Gegenstand seines zartesten Mitleidens. Kann es auch etwas traurigeres geben, als bei aller Anmuth des Körpers und Geistes des Organs beraubt zu seyn, das der Dolmetscher der Gedanken, der Verkündiger der reinsten, schönsten, heiligsten, beglückendsten Gefühle des Herzens ist?

Und Du sollst des Glückes entbehren, sagte er leise für sich hin, als er Adelinen das nächstemal erblickte, — das Leben eines Gatten zu beglücken und selbst beglückt zu werden, Du arme Beklagenswerthe! Sollst einsam für Dich dahinwandeln mit dem trostlosen Gefühle Deines Gebrechens, was Dich der Welt entfremdet, Dich in die Abgeschiedenheit verbannt! sollst lautlos verblühen nnd klaglos Dein Leiden tragen bis zu dem Augenblicke, wo sonst erst der Mund auf ewig verstummt! — Die Thränen waren dem guten Eduard in die Augen getreten; denn auch er — so flüsterte es in seinem Herzen — auch er hatte eine Hoffnung als verloren zu beklagen, die so schön vor ihm aufzugehen schien und eine rosige Zukunft versprach. Er konnte sich nicht mehr täuschen — er liebte; das Mitleid hatte diese Selbsterkenntniß vollendet; aber seine Liebe war im Erblühen geknickt worden.

Einsam saß er eines Tages in der Rotunde des Wäldchens, welche die Aussicht auf Bergraths Gar-

ten gewährte, in jener Abgespanntheit, die der Verlust einer Freude, an den man noch gar nicht recht glauben kann und will, zurückläßt. Er harrte nicht auf Adelinens Erscheinen, aber er blickte hinüber auf die Stellen, wo er sie sonst gesehen hatte, und überließ es dem Zufalle, ob sie sichtbar werden sollte oder nicht.

Endlich erscheint sie! langsamen Schrittes wandelt sie durch den Hauptgang zu dem Blumenständer, der am Gartenhause mit den auserlesensten Nelkenpflanzen prangt, welche zum Theil schon ihre Knospen öffnen; — sie scheint mit ihren Lieblingen sich zu unterhalten, sie nickt mit dem Köpfchen; nun verläßt sie die Blumen und nähert sich der Gegend, wo Eduard, in ihren Anblick versunken, nur Auge ist — als sie einen dumpfen, erschütternden Ton ausstößt, fliehen will und zu Boden sinkt.

Mit einem Sprunge war Eduard über die Mauer hinüber und bei Adelinen, die sich in den Armen eines jungen Mannes sah, ehe sie sich recht besinnen konnte, wie das alles so plötzlich gekommen war.

Einige entschuldigende, tröstende Worte über sein Erscheinen im Augenblicke der Gefahr, die er bemerkt, die die Hülfe des Nachbars ohne alle andere Rücksichten geheischt hatte, schienen das sich erholende

Mädchen zu beruhigen. Eine Otter hatte sie erschreckt, die noch durch das Gras ringelte; sie mußte im Fliehen gestolpert und gefallen seyn, ohne jedoch Schaden genommen zu haben.

Mit äußerster Zartheit ließ Eduard merken, daß er den Fehler kenne, den die Natur an ihr begangen; seine Worte waren so gerichtet, daß es keiner Antworten von ihrer Seite bedurfte. Eduard sprach lebhaft, sprach gut; er wußte die Schüchternheit des armen Kindes durch einfache, herzliche Worte nach und nach zu beseitigen und bald ein recht freundliches Verhältniß zu entwickeln, das Adelinen angenehm zu seyn schien, der in ihrer Einsamkeit dergleichen Unterhaltung selten gewährt worden war.

Eduard geleitete sie in das Haus, verließ es aber sogleich wieder, weil er wußte, daß der Vater um diese Zeit sich auf den Eisenwerken befand.

Der Weg war gebahnt, Eduard sah täglich Adelinen; das Herz erfand eine Sprache, die der Jüngling verstand. Die Anmuth, die Seelenreinheit des Mädchens bestimmte ihn, seinem Vater den Wunsch nach dem Besitze der liebenswürdigen Stummen zu gestehen.

Der Capitän war überrascht davon, aber er hörte den Sohn ruhig an.

„Du weißt, mein Eduard," antwortete er, als

dieser geendet hatte, „wie gern ich in alles willige, was zu Deiner Zufriedenheit und Deinem Heile dient. Du wünschest eine Verbindung, die, ohne das beklagenswerthe Gebrechen der Person Deiner Wahl, ein erfreuliches Ereigniß für mich wäre. Ich frage nicht, ob dieses Gebrechen in der Folge Dir selbst Anlaß zu Bereuung dieses Schrittes geben dürfte; ich traue Deinem Edelmuthe zu, daß Du die Gattin nie entgelten lassen werdest, was sie nicht verschuldet hat. Aber hast Du auch bedacht, welchen Jammer Du über mich, über Dich und über das arme Geschöpf selbst bringen kannst, wenn Du diese Verbindung eingehst? Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, mein lieber Sohn! ich halte es sogar für Pflicht, zumal da Du in den Jahren bist, solches hören zu dürfen: willst Du uns das Unglück bereiten, daß meine Enkel das Gebrechen der Mutter erben?"

Eduard erschrack. Sein unschuldiger Sinn hatte an diese Folge noch nicht gedacht. Die Besorgniß des Vaters, von dessen Liebe er die festeste Ueberzeugung hatte, war gegründet; er selbst kannte Beispiele, daß solche auffallende Naturfehler auf die Kinder übergegangen waren. Er stand einen Augenblick in tiefer Bewegung.

„Welch' einer Seligkeit hätte ich entbehrt," fuhr

der Vater fort, „wenn ich Deine liebe Stimme nicht von dem Augenblicke an gehört hätte, wo das Kind beginnt, Gedanken zu stammeln, wenn ich nicht die Gesinnungen Deiner Seele durch Worte vernähme und vernommen hätte, die mich so sehr beglücken? Setze Dich in einen solchen Fall! bedenke, wenn Deine Söhne für alle öffentliche Angelegenheiten, für jede hohe Bestimmung, die dem Welt- und Staats-Bürger werden kann, durch ihre unglückliche Erbschaft verloren wären? Das alles bedenke, mein theurer Sohn, und stehe von einem Entschlusse ab, der, so tief es mich schmerzt, meinen Beifall nicht haben kann, wenn ich Dir auch die Einwilligung nicht versage."

Eduard sank seinem guten Vater in die Arme.

„Ich gehorche," sagte er, „auch wenn kein anderer Grund vorhanden wäre, als das Anerkenntniß Deiner väterlichen Sorgfalt. Ich beklage mich, ich beklage noch mehr Adelinen, diese unschuldige, zarte Seele, die das beste Schicksal verdient; aber ich erkenne, wie recht Du hast und wie frevelhaft es wäre, vom Zufalle eine eigene Gunst zu erwarten. Ich gehorche um so eher, als ich annehmen darf, daß Adeline im Gefühle ihres körperlichen Mangels, meine Empfindungen, mindestens nicht in dem Grade theilt; denn es würde mich höchst unglücklich

machen, wenn ich nur die entfernteste Ahnung hätte, daß mein Benehmen, was indessen auf achtungsvolle Ergebenheitsbezeigungen sich beschränkte, stille Wünsche und Hoffnungen erregt hätten, deren Zerstörer ich grausamerweise selbst seyn müßte."

„Du bist mein lieber, vernünftiger Sohn," sagte der Vater; „überlasse es der Zeit, Dein Herz zu heilen und auf einen andern Gegenstand zu lenken."

„Das wird ihr wohl so bald nicht gelingen," versetzte Eduard mit dem schmerzlichen Lächeln der Resignation; „ich fürchte sogar, daß Adelinens Bild in meinem Herzen nie erlöschen wird."

„Wir wollen hoffen, lieber Sohn!" tröstete der Vater.

„Daß Adeline geheilt wird?" fiel Eduard ein; „o Vater! das wäre wohl die schönste und einzige Hoffnung für mich. — Da kommt mir plötzlich der Gedanke: ich kenne einen geschickten Arzt, berühmt durch wichtige Kuren dieser Art; erlaube mir, daß ich mich an diesen wende und forsche, ob die Heilung Adelinens im Reiche der Möglichkeit liegt. Ich meine, man hätte nicht genug gethan oder könne nicht genug thun."

„Mit Vergnügen, Eduard!" erwiederte Archbald, „und Gott gebe, daß Deine Hoffnung in Er-

füllung geht, die der arme Vater und die beklagenswerthe Tochter längst verloren gegeben. Reise, und kehre bald und vergnügt zurück."

Schon des folgenden Tages war Eduard unterwegs, und binnen kurzer Zeit am Orte seiner Bestimmung; denn er hatte die Reise wie ein Cabinetskurier gemacht.

Er trug dem Arzte den Fall vor; er gab genauen Aufschluß über alles, was dieser in Beziehung auf das Gebrechen und auf die Persönlichkeit der Patientin frug.

„Nach allem zu urtheilen," war endlich der Ausspruch, „scheint die Kunst zu schwach, einem Uebel zu begegnen, dessen Sitz und Gestaltung man nicht einmal untersuchen, folglich mit Gewißheit nicht erkennen kann, und das eher auf irgend einen wirklichen Mangel, als auf ein bloßes Hinderniß der Natur deutet. Im ersteren Falle giebt es, wie leicht zu erachten, keine Hülfe; im andern Falle könnte eine plötzliche Gemüthsbewegung, ein großer Schrecken, eine ungewöhnliche und unvorhergesehene Körpererschütterung und dergleichen die Heilung bewirken."

Eduard gedachte des Vorfalls im Garten, wo er Adelinen beigesprungen war, und mußte leider erklären, daß der damalige Schreck eine Wirkung dieser Art nicht hervorgebracht habe.

„Ein leichter Schreck," entgegnete der Arzt, „wie der ist, den eine Dame über einen unerwarteten Gegenstand empfindet, der weniger Angst als Abscheu verursacht, kann solche Wirkung nicht hervorbringen. Es müßte ein Moment seyn, in welchem das ganze innere Leben durch einen großen, unglückdrohenden, entsetzlichen Eindruck auf die Spitze gestellt würde; aber auch selbst in diesem Falle ist der Erfolg zweifelhaft und eher zu glauben, daß der Lebensfaden, als daß das Zungenband reißt."

Mit diesem traurigen Troste mußte Eduard zurückkehren.

Adeline, die ihren Freund vermißt hatte, gab ihre innige Freude unverholen zu erkennen, ihn wiederzusehen, ohne zu wissen, in welcher Angelegenheit er abwesend gewesen war. Dieser, ergriffen von der liebenswürdigen Unschuld des armen hülflosen Mädchens, konnte sein schmerzliches Gefühl kaum bergen; aber sein Inneres blutete, als er wahrnehmen mußte, daß Adeline mit den wärmsten Gefühlen eines jugendlichen Herzens an ihm hing.

„Vater, das ertrage ich nicht," sagte Eduard einige Tage später, als er vom Hause des Bergraths kam, „was ich befürchte, scheint einzutreffen; alles müßte mich täuschen, oder Adeline liebt mich, liebt mit stillem, demüthigem, heiligem Herzen, daß das

meinige fast darüber bricht. Laß mich ziehen, Vater, in die Welt hinaus, ob vielleicht Entfernung die Doppelwunde heilt, die uns ein feindliches Schicksal geschlagen hat."

Der Vater schloß den Sohn mit feuchtem Auge an die Brust. „Reise mit Gott," sagte er, „auch Deine Entfernung, das Schmerzlichste will ich gern ertragen, wenn es Dir Deine Ruhe wiedergeben kann."

„Du siehst ein, Vater," fuhr gerührt der Sohn fort, „daß ich, so lange ich hier bin, keinen Vorwand habe, mich zurückzuziehen, wenn ich auch wollte."

„Vergönne mir einige Tage," bat der Vater, „um mich an den Gedanken zu gewöhnen, Deiner lieben Gegenwart entbehren zu müssen."

„Ich bleibe, so lange Du wünschest, ich bleibe ganz hier, wenn Du es wünschest," erwiederte Eduard.

Ein Kampf der Zärtlichkeit erfolgte, in welchem keiner weichen und doch jeder dem andern den Preis des Sieges zuwenden wollte.

Aber das Schicksal trat ernst und gewaltig zwischen die schwankenden Entschlüsse.

Es war ein schwüler Tag; die Erndte hatte bereits begonnen, und Eduard befand sich bei den Schnittern auf dem Felde. Dunkle Wolken thürm-

ten sich gegen Abend auf, und nicht lange, so zog ein schweres Gewitter über die lechzende Flur. Alles eilte, noch trocken heimzubringen, was bereits geladen war. Der letzte Wagen fuhr eben, schon unter dem Ausbruche des Wetters, in's Dorf, als ein Blitzstrahl unfern der Wohnung des Bergraths Hehr in eine hochliegende, schon halbgefüllte Scheuer schlug und zündete.

Mit furchtbarer Gewalt brach im Augenblicke das Feuer aus; der Sturm brauste in die lodernde Flamme und drohte sie überallhin zu verbreiten.

Alles eilte herbei, um das Unglück abzuwenden. Der wackere Capitän Archbald und sein Sohn standen an der Spitze der Löschmannschaft, schon aus Nachbarlichkeit, denn die Hintergebäude der Wohnung des Bergraths waren zunächst des Brandes, nur ein Stall stand dazwischen.

Niederreißen war das einzige und schnellste Mittel, der Flamme Einhalt zu thun, sie in sich selbst zu ersticken, und es wurde unter Eduard's Commando, der aus Erfahrung einen sehr sichern Takt in solchen Anordnungen hatte, zu dieser Maaßregel geschritten.

Adeline, zitternd vor Schreck und Angst, durch die Abwesenheit des Vaters, der sich auf den Eisenwerken befand, fast ganz hülflos sich fühlend, blickte

aus einem Fenster ihres Hauses auf die Menschenmasse, die in schnell wechselnder Bewegung mit dem vernichtenden Elemente rang. Ihr Auge suchte und begleitete Eduard in dem schaurigen Tumulte, der bald ihren Liebling verbarg, bald ihn wieder an einem andern Orte aus der wogenden Menge erscheinen ließ. Jetzt stand er mit dem Rücken gegen sie gekehrt auf einer Erhöhung; die Feuerhaken wurden angelegt, den brennenden Dachstuhl niederzureißen, schon wankte er, der Gewalt nachgebend, die hunderthändig an ihm zog und wiegte, als er urplötzlich zusammenkrachte, und die brennenden Balken unerwartet auf eine entgegengesetzte Seite niederschossen, gerade hin, wo Eduard stand. Ein gräßlicher Schrei von mehr als hundert Stimmen begleitete den Fall.

„Gott! Eduard!" stieß in gräßlicher Angst Adeline aus, als sie den Geliebten unter Flammen und Dampf verschwinden sah, und sank ohnmächtig in die Arme eines nahestehenden Dienstmädchens, das um Hülfe rief und den Herbeieilenden das Wunder verkündigte, daß Fräulein Adeline die Sprache erhalten habe.

Das Feuer war gelöscht, Eduard unversehrt, kein weiteres Unglück geschehen, das Gewitter vorüber. Capitän Archbald und Bergrath Hehr stan-

den Arm in Arm und blickten mit Wonne auf Adelinen, die in seliger Freude dem theuern Eduard Worte der Liebe, des Dankes, der Freude nachlispelte.

Das Uebel war gehoben, die Väter glücklich, am glücklichsten Eduard und Adeline, die bald darauf vor dem Altare sich ewige Liebe und Treue gelobten.

Der Christbaum.

„So, Mütterchen!“ sagte der alte Oekonomierath Braun zu seiner Gattin, die beschäftigt war, in zierliche Körbe Weihnachtsgeschenke für das Hausgesinde zu ordnen und auf große flache Schüsseln Aepfel, Nüsse, Lebkuchen und dergleichen zu legen, — „jetzt bin ich mit dem Aufstecken der Wachslichtchen auf unsere zwei Christbäume fertig, und ich muß Dir sagen, daß mich bei diesem Geschäfte, so oft ich es verrichte, eine heilige, süße Erinnerung überwallt, die heute wieder sich meines ganzen Wesens bemächtigt hat. Jene Zeit steht wie in schimmerndem Dämmerlichte vor mir, wo ich und meine Geschwister in freudiger Erwartung auf den Ruf der

Eltern harrten: kommt, Kinder! der heilige Christ hat beschеert! Mag man mich für einen Thoren halten, daß ich unserem abwesenden, vielleicht schon längst verstorbenen Sohne immer noch den Christbaum anzünde, als wäre er zugegen; aber ich würde glauben, aller Hoffnung des Wiedersehens selbst entsagt zu haben, wenn nicht die Lichter auf der grünen Tanne flackerten; so habe ich es gehalten, seitdem er fort ist — neun Jahre sind es jetzt, vorüber schon, — und zwei Jahre, daß wir gar nichts mehr von ihm erfahren haben, — und so setze ich es fort, bis mir die traurige Gewißheit wird, daß sein Lebenslicht verlöscht ist, wie das meiner lieben, seligen Tochter Johanna, die keines irdischen Christbaumes mehr bedarf, sondern ihre Weihnachten dort oben feiert unter den ewigen Lichtern des Himmels."

„Vater! Du hättest Dich und mich nicht daran erinnern sollen," entgegnete die Hausmutter mit weicher Stimme; „hat uns doch Gott einen Ersatz für die liebe Selige gelassen, unsere gute kleine Enkelin, deren Baum Du so eben mit Lichtern besteckt hast."

„Es ist der Lebensbaum," versetzte Braun, „der fröhlich aufschießende Lebensbaum, und dieser hier ist der Baum der Hoffnung, der seine grüne Farbe nicht verliert, auch wenn die Winterstürme in

seinem Wipfel brausen und ihn biegen. Gebogen ist noch nicht gebrochen."

Die Mutter legte weg, was sie in Händen hatte, trat zu dem Gatten, eine Thräne im Auge zerdrückend, und sagte: „als Johannens Herz an meinem Herzen brach, da betete ich: nimm, Vater im Himmel, was Du gegeben hast; mein Herz blutet, denn ich bin Mutter; aber ich gebe es, Herr! zurück, und bitte Dich nur, laß' mich nicht ganz kinderlos sterben! — Es war damals, als leuchte ein Hoffnungsstrahl in die Nacht meiner Seele; er milderte den Schmerz über meinen unersetzlichen Verlust, und dieser Trost hat mich bis jetzt erhalten, weil ich ihn festhalte mit mütterlicher Angst und ihn nicht lassen will."

Mit feuchtem Auge schloß Braun die Gattin in die Arme, und drückte einen Kuß auf den treuen, Gott ergebenen Mund.

„Ja!" sagte er, „laß' uns hoffen, Mutter! laß' uns trauen auf die Liebe des ewigen Vaters, der schnell Trauer in Freude wandeln kann."

„Sieh, liebes gutes Weib!" fuhr er nach einer Weile fort, „da haben wir, ohne es eigentlich zu wollen, ein heiliges Erinnerungsfest gefeiert, das unsere Herzen sanft erschüttert und mit neuem Muthe erfüllt hat. Gott gebe unserm Wilhelm gute Weih-

nachten, er mag seyn, wo er will. Vielleicht erinnert er sich in diesem Augenblicke auch unserer, und so wären unsere Herzen recht nahe."

„Oder er feiert die heilige Nacht bei der vorangegangenen Schwester."

„Wie Gott will, Mutter! halte Deinen Trost fest. Ich will den Lebens- und den Hoffnungs-Baum anzünden, daß sie hell leuchten in das Dunkel unserer Zukunft."

Er machte sich wirklich daran, während die Hausmutter die Geschenke an Ort und Stelle trug.

„Hast Du nach Hannchen zu Herrn Pfarrers geschickt?" frug er die Wiedereintretende, die es bejahte.

„Daß Magdalene nur vorsichtig ist mit dem Kinde," fuhr er fort; „der Weg zum Pfarrhause ist weit und nicht der beste, zumal bei jetziger Jahreszeit."

„Ich habe den Friedrich mit der Laterne mitgeschickt," erwiederte Frau Braun, und wischte den Frosthauch von den Scheiben, um deutlicher zu sehen; „richtig, sie sind's! hör' nur, was das kleine Mädchen plaudert und lacht. O Du liebes Herz!" Mit diesen Worten eilte sie den Kommenden entgegen.

Die Großeltern hatten Ursache, über das liebe

Kind sich zu freuen; fröhlich, gutmüthig, folgsam, und gesund wie ein Fischchen im Bach. Man wickelte das kleine Engelchen aus dem Mantel und nahm kindlich theil an dem kindischen Jubel, den es erhob, als es die schönen Sächelchen unter dem leuchtenden Baume erblickte. Ein niedliches Wickelkind zog besonders seine Aufmerksamkeit auf sich; es drückte die Puppe an die Brust und liebkosete mit ihr, als hätte sie Leben.

„Siehst Du, Mutter!" sagte Braun, — „die Kindesliebe schon beim Kinde? beim Mädchen nämlich; denn die wilden Jungen fragen nichts nach Puppen."

Während sich der Großvater mit dem Enkelchen unterhielt, hatte die Hausmutter auch unter die Hausgenossen die Christgeschenke reichlich vertheilt, und allgemeine Freude erfüllte das Haus, — als ein Pochen an der Hausthüre gehört wurde.

„Fragt, was man will," befahl der Oekonomierath, und öffnete dann das Fenster, um selbst nachzusehen.

Ein Wagen hielt unten an der in mäßiger Entfernung vorbeilaufenden Landstraße, und an der Hausthüre standen zwei dunkle Gestalten, die so eben eingelassen wurden.

Mutter Braun führte die Fremden herein: ein

verschleiertes, in Tuch und Mantel dicht verhülltes Frauenzimmer mit einem fremdaussehenden Manne.

„Ich bitte recht inständig um Verzeihung, wenn ich störe, wo man sonst nicht gern sich stören läßt," begann der Eintretende, einen Blick auf die beleuchteten und gezierten Christbäume werfend; „mir ist unfern Ihrer Wohnung ein Unfall an meinem Wagen geschehen, der eine kleine Reparatur erfordert, wenn ich weiter kommen will. Die helle Beleuchtung im Hause lockte mich; Sie erlauben wohl, daß ich meine Gattin auf einige Zeit Ihrem Schutze anvertraue, während ich mit dem Kutscher in das Dorf zurückkehre und den Schaden ausbessern lasse?"

„Mit dem größten Vergnügen!" entgegnete Vater Braun, das grüne Samtkäppchen abziehend und einige Schritte entgegentretend; „machen Sie es sich bequem und sehen Sie mein Haus für das Ihrige an."

„Das wird meine gute Isabelle nach so freundlicher Einladung," sagte der Mann verbindlich; „ich weiß sie, wie mich der Augenschein sogleich belehrt hat, nirgend besser aufgehoben. Madame! Ihnen empfehle ich sie besonders an; die Frauen wissen am besten mit Frauen umzugehen. — Adieu, Liebe! bald bin ich wieder bei Dir."

Er entfernte sich, und Mutter Braun half

das junge Weibchen aus ihren Umhüllungen herauswickeln. Ein wunderschönes Gesichtchen wurde sichtbar, als Hut und Schleier sank, und aus den Ueberkleidern schälte sich eine schlanke, schöngeformte Gestalt, äußerst anständig gekleidet, der höheren Klasse der bürgerlichen Gesellschaft angehörend. Sie schien Gefallen an den Bäumen mit Lichtern zu haben, und Hannchens Freude, die durch die Ankunft der Fremden etwas unterbrochen worden, aber bald wieder in vollem Geleise war, theilte sich den lieblichen Zügen der jungen Frau mit, deren Blicke mit schüchternem Wohlgefallen wechselsweise auf den Anwesenden ruhten.

„Nehmen Sie Platz, ich bitte!" sagte mit freundlicher Gastlichkeit die Hausmutter und deutete auf den reinlichen Sopha, der nur zum Gebrauche werther Gäste bestimmt zu seyn schien, — „und haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob ich mit einer Tasse Thee aufwarten darf."

„Es ist draußen kalt," erwiederte die Dame in fremdklingender Aussprache, indem sie sich setzte, „und hier ist es warm und angenehm; wenn ich bitten darf, eine Tasse Thee, wenn es Sie nicht zu sehr belästigt."

Mutter Braun eilte, Veranstaltung zu treffen, und in kurzer Zeit stand das angenehme Getränk

nebst fettem Rahm, Zucker und weißem Backwerke in feinen Gefäßen vor der Reisenden, die sich sogleich dessen bediente.

„Sie haben da ein liebes Kind," begann sie während des Trinkens; „wohl das jüngste?"

Vater Braun zog den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln, und seine Gattin antwortete: „es ist unsere Enkelin, das einzige Kind unserer seligen Tochter."

„O mein Gott! der kleine Engel!" versetzte die Fremde schnell, und man sah es dem lieblichen Gesichte an, daß es ihm weh that, einen schmerzlichen Punkt aus der Geschichte der Hausbewohner berührt zu wissen. —

„Sagen Sie mir," fuhr sie nach einer Pause fort, „warum schmückt man in Deutschland an Weihnachten grüne Bäume mit Lichtern? Ich finde das sehr schön, aber warum geschieht's?"

„Ich muß gestehen," entgegnete Vater Braun, „daß ich den eigentlichen Grund dieses alten Gebrauches selbst nicht recht kenne. Ich denke mir aber, er soll auf das helle Licht hindeuten, was in der heiligen Wundernacht mit dem göttlichen Kinde auf Erden erschien, um die in tiefe Finsterniß versunkene Menschheit zu erleuchten und ihr den Weg zum Himmel zu zeigen. Man steckte die Lichter auf grüne

Zweige, die von jeher ein Zeichen des Friedens waren, denn die Engel hatten ja bei der Heilgeburt gesungen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

„Aber die Geschenke, Vater!" versetzte Frau Braun; „wie mögen die hinzugekommen seyn?"

„Man beschenkte die Kinder zum Andenken an den Welterlöser, der, wie sie, ein Erdenkind geworden, und man sagte ihnen, um in den unschuldigen Herzen der Kleinen die Liebe zu ihrem Heilande auf eine angenehme und eindringende Weise zu erwecken und zu befestigen: seht Kinder! das bescheert Euch heute der heilige Christ an seiner Geburtsfeier, damit Ihr ihn lieben und ihm treu seyn sollt Euer Leben lang. — So entstand endlich der Gebrauch, jedem Kinde des Hauses einen Baum mit Lichtern und Geschenken zu schmücken, und man nannte ihn den Christbaum. — Später, um alle Hausgenossen an der Freude theilnehmen zu lassen, dehnte sich das Geschenkgeben auch auf die Erwachsenen aus."

„Das ist sehr schön," entgegnete die Fremde, welche aufmerksam zugehört hatte; „aber Sie haben zwei Bäume, wo ist das andere Kind?"

„Das ist leider abwesend, und schon seit vielen Jahren," antwortete Vater Braun, von der Frage ergriffen; „es ist mein einziger Sohn, dem diese

Lichter brennen; der helle grüne Baum drückt unsere freudige Hoffnung aus, ihn wiederzusehen, obgleich wir nicht wissen, ob und wo er lebt."

„O er wird gewiß leben," sagte die Fremde, „Gott wird ihn erhalten, um so liebe Eltern zu erfreuen. Wir reisen auch einer solchen Freude entgegen."

„Das wäre?" frug theilnehmend die Hausmutter.

„Ja wohl! und mein guter Mann ist entzückt, seit er weiß, daß seine guten Eltern leben, die er lange, lange nicht mehr gesehen hat, und die er heute noch zu überraschen gedenkt. Er war sehr viele Jahre abwesend, weit von hier über dem Meere — o, man reiset viele Monate von dort bis hieher. Wenn mein guter Mann nur recht bald kommt! Ich kann kaum den Augenblick erwarten, ihn in den Armen der Seinigen zu sehen, von denen er alle Tage mit Sehnsucht gesprochen — die er nicht mehr zu finden gefürchtet hat. Gott macht alles gut, wenn wir vertrauen seiner Führung; Gott liebt alles was liebt mit reinem Herzen; auch Sie werden Ihren lieben Sohn wiedersehen, weil Sie so gläubig hoffen."

„Das gebe der liebe, allmächtige Gott!" sagte mit Thränen im Auge Frau Braun, und die schöne

Fremde drückte ihr die Hand und tröstete: „Sie müssen nicht weinen, liebe Mutter! Gott hat uns erfreut, er wird Sie auch erfreuen."

„Er kommt!" sagte Vater Braun, der an's Fenster getreten war, um seine erwachende Wehmuth zu verbergen.

„Gottlob! er kommt!" rief Isabelle, und sprang vom Sopha auf, ihm entgegen.

Der Fremde trat ein; seine Gattin begrüßte ihn in fremder Sprache, in welcher jener antwortete.

Dann wandte er sich zu Vater Braun und sagte: „ich bin in einiger Verlegenheit, mein Herr! der Schaden an meinem Wagen ist bedeutender, als ich geglaubt habe, wir können heute nicht mehr weiter, oder würden zu spät in der Nacht fortkommen, was mich für die Gesundheit meiner Gattin fürchten ließe. Ich habe sie in so gute Hände gebracht, daß ich Anstand nehme, sie zu entfernen; und doch wage ich kaum die Bitte auszusprechen, uns zu beherbergen."

„Mit allem Vergnügen!" antwortete jener, „wenn Sie vorlieb nehmen wollen, wie Sie es in einem ländlichen Hause finden."

„Sie wollen uns hier behalten, liebes Mütterchen?" frug bittend die schöne Fremde, die Hand der Matrone ergreifend.

„So lange Sie wollen!“ entgegnete die Hausfrau; „nur muß ich bedauern, daß durch den Unfall die langersehnte Freude des Wiedersehens verzögert wird. — Nun, auf etwas gewisses kann man schon eine Weile warten.“

Der Fremde hatte indessen den Mantel abgelegt, und Frau Braun nöthigte ihn, gleichfalls eine Tasse Thee zu trinken, was er dankbar annahm.

Vater Braun beobachtete eine Weile jede seiner Bewegungen, und sagte endlich zu seiner Gattin, die er, während das fremde Ehepaar am Theetische sich unterhielt, beiseite winkte: „Mutter! ich habe einen Gedanken, aber ich erschrecke, ihn laut werden zu lassen, weil er mich betrügen könnte. — Der Fremde ist unser Wilhelm.“

„Gott im Himmel!“ entgegnete jene leise, „hast Du auch solche Gedanken? mir zittert das Herz, so lange die Leutchen unter unserem Dache sind.“

„Ich muß Gewißheit haben,“ sagte der Alte, und trat auf den Fremden zu: „Sie nehmen nicht übel, wenn ich mir Erläuterung über einen Zweifel von Ihnen erbitte, der meiner Ruhe droht, wenn er nicht bald gelöst wird. Sie sind — wahrhaftiger Gott! es ist Wilhelm! Du bist Wilhelm! mein Sohn! mein lieber, verlorner, geretteter, geliebter Sohn! Bist Du's?“

„Ich bin es, lieber Vater!" sprach dieser, — „und das ist meine Gattin. Grüße Euch Gott tausendmal!"

Und er lag mit dieser in der Umarmung der glücklichen Eltern, und Hannchen, die das Wesen nicht begreifen konnte und zu weinen begann, wurde in die Gruppe gezogen und ihr gesagt, daß das der Onkel und die Tante seyen, die gekommen wären, um das Christfest in Deutschland zu feiern.

Es kam zu Erklärungen. Wilhelm war, sein Glück suchend, von Holland nach Virginien gegangen, hatte dort das Vertrauen eines reichen Pflanzers gewonnen, der ihm endlich die einzige Tochter zur Gattin gab. Er hatte das glückliche Ereigniß den geliebten Eltern gemeldet, mehrere Briefe geschrieben; sie mußten verloren gegangen seyn. Der Pflanzer starb; die junge Frau folgte der Sehnsucht ihres geliebten Gatten nach dem theuren Vaterlande. Das Besitzthum ward zu Gelde gemacht und die Reise nach Deutschland angetreten, wo man zu bleiben gedachte.

„Mütterchen will mich also hier behalten?" frug Isabelle liebkosend die freudigbestürzte Hausfrau, die nicht recht wußte, wie sie mit der schönen Söhnerin sich benehmen sollte. „O mein Gott!" seufzte sie aus der Fülle des frohbewegten Herzens, „ob ich

will? Gott hat meine Wunde mit dem kostbarsten Balsam geheilt; sein Name sey gelobt!"

„Noch brennt Dein Christbaum, Wilhelm!" rief Vater Braun, „Gott sey gelobt in Ewigkeit! Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!"

Das Eiland der Liebenden.

Der Sturm hatte ausgetobt; durch zerrissenes, fliehendes Gewölke blickte freundlich die aufgehende Sonne und vergoldete die schäumenden Rücken der Meereswellen, die sich noch heftig brachen an der felsigen Küste.

Ein junges Mädchen lag auf feuchtem Sande inmitten von zwei Jünglingen, welche die Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen versuchten.

Bald kam die Sonne ihren Bemühungen zu Hülfe und erwärmte die von Kälte und Nässe erstarrten Glieder der Betäubten; ein tiefer Seufzer verkündigte das wiederkehrende Bewußtseyn derselben; die Augen öffneten sich und blickten erstaunt und furchtsam auf die Gegenstände umher; und die

Jünglinge, ihr eigenes Unglück vergessend, lagen sich in den Armen und frohlockten über die Errettung des lieblichen Kindes.

Der französische Kauffahrer, die Constantia, auf der Fahrt nach dem Vaterlande begriffen, war bald nach seinem Auslaufen von einem furchtbaren Sturme überfallen worden, der ihn weit von seiner Bahn verschlug und endlich auf die Klippen warf, wo er scheiterte.

Von der ganzen Equipage, die meistens aus Pflanzern und Kaufleuten bestand, welche mit ihren erworbenen Reichthümern nach Europa zurückkehren wollten, schien niemand dem Tode entronnen zu seyn, als die beiden Jünglinge und das Mädchen, die ein Zufall im Augenblicke des Unglücks auf eine Planke des Schiffes zusammengeführt hatte.

Die beiden rüstigen Schwimmer hielten sich und das hülflose Geschöpf mit der größten Anstrengung über den tobenden Wasserwogen, bis eine wohlthätige Welle die Erschöpften an den Strand warf.

Der Gefahr des Todes waren sie entronnen, aber die Freude über das gerettete Leben wurde durch den Anblick von Leichen verbittert, die zwischen Trümmern des zerschellten Schiffes umhergetrieben wurden, und schauderhaft an den erlittenen Verlust erinnerten.

Adele hatte einen zärtlichen Oheim zu bewei-

nen, der sie, die früh Verwaiste, mit väterlicher Sorgfalt erzogen, ihr zu Liebe seine Handelsgeschäfte in Barbados aufgegeben und die Reise nach Frankreich unternommen hatte, um dort die geistige Bildung seiner geliebten Nichte zu vollenden und für ihr Glück zu sorgen; es lag mit ihm in den Wellen begraben.

Antoin, der jüngste der beiden Jünglinge, war in der unglückseligen Nacht eines geprüften älteren Freundes und eines treuen Dieners beraubt worden, die ihm an die Loire folgen wollten, wo das Stammhaus seiner Väter lag.

Nur Franzesko, ein dunkler Krauskopf, italienischer Abkunft, beklagte keinen andern als den Verlust seines kleinen Vermögens, er war daher der Getröstetste und Besonnenste von ihnen und sogleich besorgt, das arme leidende Mädchen von dem traurigen Strande zu entfernen und mindestens für den Augenblick eine freundlichere Unterkunft zu verschaffen, bis ihr Hülfe würde von den Bewohnern der gänzlich unbekannten, ziemlich wild aussehenden Küste.

Seinen spähenden Blicken entging ein sanft anstrebender, mit hohen Palmen bewachsener Hügel nicht, der in geringer Entfernung von dem Strande

lag und einen trockenen und sichern Aufenthalt zu gewähren versprach.

Unterstützt von ihren Beschützern und unter freundlichen Tröstungen derselben gelangte Adele an den anmuthigen Ort, wo jene sogleich ein weiches Lager von Moos, Laub und Kräutern im Schatten blühender Gebüsche für sie bereiteten.

Die Palmen hingen voll süßer Früchte und boten eine willkommene Erquickung dar. Franzesko kletterte leicht an den schlanken Stämmen hinauf und pflückte ein reichliches Frühstück, das ihnen wohl behagte.

Aber nun stellte sich der Durst, durch das verschluckte Seewasser vermehrt, um so dringender und peinlicher ein, und die Jünglinge eilten auf Adelens Klage in verschiedenen Richtungen hinab, um frisches Wasser zu finden, während sie dem Mädchen Gelegenheit gaben, im einsamen dichten Gesträuche ihren ganz durchnäßten Anzug einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Ein entfernter Freudenruf verkündigte nach einiger Zeit das gefundene Labsal, und die Jünglinge kehrten mit wassergefüllten Muschelschaalen zu der Harrenden zurück.

Sie hatten bis jetzt keine Spur menschlicher Bewohner entdeckt, und alles ließ vermuthen, daß sie

auf einer einsamen Insel des großen Oceans sich befänden. — Neuer Stoff zur Trauer für die Unglücklichen, die, entblößt von allem, was Gewohnheit und Bedürfniß ihnen nothwendig und fast unentbehrlich gemacht hatte, zurückgewiesen waren auf den hülflosen Naturzustand wilder Insulaner.

Franzesko fand sich auch hier am leichtesten heraus. „Laßt uns," sagte er seinen Gefährten, „statt zu klagen, das unabänderliche Schicksal mit Gleichmuth tragen und auf Mittel denken, unsere Lage auf alle mögliche Weise zu erleichtern. Ein milder Himmel und ein glücklicher Boden scheinen hier bereits für unsere dringendsten Bedürfnisse gesorgt zu haben; laßt uns dankbar nehmen, was uns die Natur darbeut, und entbehren lernen, was sie uns versagt: vor allem laßt uns auf den hoffen, der uns dem Tode entrissen hat. Noch ist es nicht entschieden, ob wir von aller menschlichen Hülfe verlassen sind; um so mehr ist es unsere Pflicht, durch thätige Sorge für unsere Erhaltung unsere Errettung möglich und uns derselben werth zu machen. Jedenfalls bin ich froh, nicht, gleich einem Robinson, allein auf dieses Eiland geworfen worden zu seyn, sondern Gefährten zu haben, die mit mir fühlen und meine Thätigkeit verdreifachen werden."

Antoin und Adele wurden durch Franzesko's Muth gehoben. In das Unabänderliche sich fügen, ist ohnehin weniger schwer, als unter wenig Dargebotenem das beste zu wählen. Man gewann während der mancherlei Berathschlagungen über die nothwendigsten Anstalten eine ruhigere Fassung, und so wurde dann von den Jünglingen beschlossen, vorerst die vom Schiffe an den Strand getriebenen Sachen zu bergen. Adele sollte indessen zu ihrer völligen Erholung der Ruhe pflegen; eigentlich aber wollte man ihr den traurigen Anblick der ausgeworfenen Leichname ersparen, unter welchen wohl auch eine ihr theure Person seyn konnte, — und unter dem Versprechen baldiger Rückkehr eilten die Jünglinge hinab an's Meer.

Von einer vorragenden hohen Klippe hinausschauend in das nun ganz beruhigte, unermeßlich vor ihnen sich ausdehnende Wasserreich, überzeugten sie sich bald, daß außer denen an's Land gespülten Trümmern keine Spur des Schiffes mehr vorhanden war. Ob sich von ihren Reisegefährten irgend noch jemand auf einen entfernteren Theil der Küste gerettet hatte, war zweifelhaft und wurde um so unwahrscheinlicher, als sie zwischen Klippen und Gesträuche auf den Leichnam des Steuermanns stießen, der, durch eine lange Reihe von Jahren dem furcht-

baren Elemente trotzend, endlich doch von demselben besiegt seinen Untergang gefunden hatte.

Mit stillem Schauer betrachteten sie die gleichgültigen harten Züge des ihnen wohlbekannten Gesichtes, die auch im Tode keine Veränderung erlitten hatten. Sie schienen zu sagen: nun ich sammt meinem Schiffe gegen meinen Willen hieher geschleudert worden bin und solches mit mir verloren ist, kann es mir gleich seyn, wo ich verwese.

Nur wenige Schritte von ihm lag der Leichnam eines Mannes, der durch rohe Sitten und Geiz vor allen Schiffsgenossen sich ausgezeichnet hatte. Krampfhaft war die linke Hand in die Brusttasche des schlechten Rockes eingeklammert, die rechte hielt ein Bretstück, das, von einem größeren abgebrochen, an das sich der Unglückliche gehalten haben mochte, ihm keine Hülfe mehr gewähren konnte. Sein Gesicht hatte den Ausdruck der furchtbarsten Angst behalten und erregte Grauen.

„Laß' sehen," sagte Franzesko, „welchen Schatz er am Herzen birgt, den er auch im Tode nicht lassen wollte."

Mit großer Mühe zog er die starre, verkrummte Hand von der Brust und brachte einen ledernen Beutel aus der Tasche, mit Edelsteinen und Perlen von hohem Werthe gefüllt.

„Armseliger und unnützer Gegenstand der menschlichen Eitelkeit, des kindischen Vergnügens am Glänzenden!“ fuhr er fort, — „wahrscheinlich die Frucht unsäglicher Mühen und Entbehrnisse, um Dich zu erlangen, vielleicht mit dem Verluste von Ehre und gutem Gewissen erkauft; und konntest doch Deinen Besitzer nicht retten vom Tode, bist wahrscheinlich ein Hinderniß seiner Rettung gewesen, weil Du ihm eine seiner Hände zum Schwimmen unbrauchbar machtest! Welchen Werth hast Du nun? Wie gern vertauschten wir Dich gegen ein Stück schwarzen Brodtes, während Dein Herr sich vielleicht Deinetwegen das tägliche Brod abdarbte oder andern schmälerte. — Kehre zurück in das ungetreue Element, dem die Menschen zu viel vertrauen, aus dem Dein Besitzer mit dem Verluste des eigenen Lebens Dich in Sicherheit brachte!“

Er wollte den Beutel in's Meer werfen; Antoin hielt ihn zurück. „Bedenke, Franzesko, daß es nicht unser Eigenthum ist; daß wir vielleicht in der Folge jemanden finden, der gerechte Ansprüche an das uns vertraute Gut hat.“

„Du hast Recht!“ entgegnete Franzesko; „die Ehre gebietet, einen Schatz zu bewahren, der durch unsere Hände, gegen den Willen des früheren Besitzers, in die Hände anderer übergeht, die ihn wohl

sonst nie erhalten würden; wenn anders nämlich uns das Glück zu theil wird, in einen bewohnten Welttheil zurückzukehren. Aber Du wirst nichts dagegen haben, wenn wir uns in den Besitz der übrigen Habseligkeiten der beiden Verunglückten setzen, auf welche niemand gerechtere Ansprüche hat, als wir, die wohl vor keinem Gerichtshofe angefochten werden dürften. Ich selbst würde unter andern Umständen für Frevel halten, was jetzt Gebot der Nothwendigkeit ist und eigentlich ein an uns selbst begangener Raub wäre."

Antoin, damit einverstanden, leistete mit geheimem Schauer Hülfe bei dem für sie ganz neuen Geschäfte. Was sie sehnlich zu finden hofften, ein Feuerzeug, war bei keinem der Ertrunkenen vorhanden; dagegen trug der Steuermann am Gürtel ein breites Haumesser in einer ledernen Scheide, dessen Besitz ihnen erwünscht kam.

Mit Hülfe desselben und eines zurechtgehauenen Bretstückes warfen sie in dem lockeren Sande ein Grab auf, legten die Leichname hinein, bedeckten sie mit frischen Zweigen und dem ausgeworfenen Sande, und häuften dann Steine darauf.

Nun wandten sie sich an die übrigen, zerstreut umhergeworfenen Gegenstände; aber auch hier war die Ausbeute gering. Außer einer Kiste, die allerlei

feine Gewürze und einige Stücke kostbaren Zeuges enthielt, dann einer Hangmatte, die, an einem Bohlenstücke befestigt, am Gestrüppe hängen geblieben, fanden sie auch nicht das geringste Brauchbare, bis auf das angespülte Holzwerk, das sie sorgfältig sammelten und zu Hauf' trugen. Antoin entdeckte noch während dieses Geschäftes ein mit Schlamm beinahe überdecktes niedliches Kistchen, das ein Dutzend zierlicher Flaschen mit wohlriechenden Essenzen enthielt, welche lächelnd für Adelen bestimmt wurden.

Von der wachsenden Hitze gedrückt und sich sehnend nach einem Labsal, beluden sie sich mit einem Theile der gewonnenen Gegenstände und kehrten zu Adelen zurück, von dem einsamen Mädchen freudig bewillkommt, das sich vollkommen erholt hatte.

Die Palmen lieferten wieder freigebig ein einfaches Mittagsmahl. Drei der gefundenen Essenzflaschen wurden nach allgemeinem Beschlusse ausgeleert und zu Wassergefäßen bestimmt, die Antoin zu füllen ging, während Franzesko, mit dem Haumesser bewaffnet, im nahen Busche schlanke Stangen hieb, um den Platz zu umzäunen, der wegen der Nähe am Meere und seiner freien, heiteren Lage zum Wohnorte am schicklichsten schien.

Mit vereinten Kräften ging man nun an dieses Geschäft. Franzesko hieb die Pfähle spitzig, die

Antoin mit Hülfe eines schlegelförmigen Steines in die lockere Erde schlug, und Adele trug Zweige herbei, die dann so dicht als möglich eingeflochten wurden, so, daß binnen einigen Stunden ein ziemlich starker Zaun den abgesteckten Raum umschloß und wenigstens gegen wilde Thiere Schutz versprach.

Die Hangmatte, an die schlanken Palmenstämme befestigt, wurde zu Adelens Nachtlager bestimmt, und zugleich von den Jünglingen beschlossen, die erste Nacht wechselsweise zu durchwachen.

Unter diesen Vorkehrungen überraschte sie die Dunkelheit, die in jenen Gegenden unmittelbar nach dem Untergange der Sonne eintritt.

Adele bestieg mit Hülfe der Jünglinge schüchtern ihr luftiges Bettchen, die Wünsche derselben für ihre nächtliche Ruhe freundlich erwiedernd, und Franzesko, sein großes Messer mit den geschmeidigen Schossen eines sehr zähen Gewächses an einen derben Stock als Waffe befestigt, trat in Antoin's Gesellschaft, der nicht schlafen mochte, die Wache an.

Eine feierliche Stille verbreitete sich über die Gegend; nichts war hörbar als das majestätische Rauschen der Meereswellen, die am Ufer sich brachen. Die Sterne funkelten in wundervoller Pracht an dem dunkeln Gewölbe des Himmels. Von Zeit zu Zeit klangen aus den hinter ihnen liegenden Wäldern

sonderbare, nie gehörte Töne hervor, und einigemal glaubten sie sogar menschliche Stimmen zu vernehmen, die sich wieder in die tiefe, schaurige Stille der Nacht verloren. Aber in ihrer Nähe blieb alles ruhig, und so wurden endlich die müden Wächter vom Schlummer überwältigt, der sie in seine beruhigende Arme nahm, bis die Sonne aus dem Meere stieg.

Gestärkt begrüßten sie den jungen, neues reges Leben um sie her verbreitenden Tag.

Die Gegend, von der Morgensonne zauberisch beleuchtet, gewährte einen äußerst reizenden Anblick, der gestern die Aufmerksamkeit der von Schreck und Trauer erfüllten Ankömmlinge nicht zu fesseln vermocht hatte.

Der Hügel, auf dem sie standen, bildete gegen das Meer hin einen freien Vorsprung aus den waldigen Höhen, die rückwärts in sanften, wellenförmigen Biegungen und Einschnitten sich hinaufzogen gegen eine ansehnliche Bergreihe, welche die Insel von Süden nach Norden durchschnitt und in schroffen Abdachungen rechts und links gegen die Küste sich herabsenkte.

Nachdem sie eine Weile im Anschauen sich verloren hatten, machte Franzesko den Vorschlag, sogleich zum Baue einer Hütte zu schreiten, die ihnen

mehr Gemächlichkeit gewähren sollte, als ein Nachtlager unter freiem Himmel.

Man begab sich zu dem Ende an den Strand, um das zusammengetragene Holzwerk herbeizuschaffen.

Vier Palmenstämme im Bereiche der Umzäunung, die in ziemlich gleicher Entfernung von einander standen, mußten die lebendigen Pfosten des neuen Gebäudes bilden.

Das gezimmerte Holzwerk wurde nun ringsum als Sockel mit eingeschlagenen Pfählen und den Nägeln befestigt, die man aus demselben gezogen hatte.

In der Gegend des Baches gegen das Meer hin wuchs Bambusrohr in erstaunlicher Menge und Stärke; dieses gleiche, leichte und doch sehr feste Material wurde zu den Wänden benützt, mit den zähen Ruthen jenes gefundenen weidenartigen Gewächses zusammengebunden, und mit Zweigen und Moos so dicht als möglich durchgeflochten und ausgestopft. Als Thüre diente der Deckel der gefundenen Kiste, den man statt der Angeln mit den aufgedreheten Stücken eines gefundenen Schiffseils befestigte.

Auf dieselbe Weise verfuhr man mit dem Dache, dessen Sparren gleichfalls aus Bambusrohr bestanden, das mit den zusammengebundenen dünneren, mit Blättern besetzten Zweigen des Rohres gleich

den Strohdächern gedeckt und endlich noch mit breiten Palmenblättern belegt wurde, deren Stiele man oben auf dem Firsten befestigte.

Mit wahrer Freude betrachteten die jungen Insulaner ihr schnellgefördertes Werk, das, so ungekünstelt es auch war, doch vollkommen dem Zwecke entsprach, den es haben sollte.

Die Hangmatte war natürlich in den Plan des Gebäudes mitaufgenommen worden und bildete gleichsam die Decke desselben. Eine Leiter, aus starken Bambusstäben zusammengefügt, erleichterte Adelen das Hinaufkommen.

Nun sammelte man in den schattigen Tiefen der Gebüsche Moos und Gras, um den Jünglingen zur Lagerstätte zu dienen; dann verzehrte man ein einfaches Nachtmahl, zum erstenmale unter dem Dache des neuen Gebäudes, das ihnen, von Arbeit und Hunger gewürzt, besser schmeckte, als die künstlichsten Speisen ihres Vaterlandes. Mit dem Eintritte der Nacht, schon vertrauter mit dem Gedanken der Abgeschiedenheit, streckte man sich auf's sichere Lager und genoß ungestört des sanftesten Schlafes.

Der natürliche Trieb, mit der Gegend ihres neuen Wohnorts bekannt zu werden, und zugleich die durch die nächtlichen, Menschenstimmen ähnlichen Töne neuerregte Hoffnung, dennoch Bewohner auf der wüst-

scheinenden Insel zu finden, bewog sie zu einem Ausfluge in die entfernteren Theile derselben.

Um Adelen den Weg zum Bache zu zeigen, die in Zukunft das Geschäft des Wasserholens übernehmen wollte, zugleich aber auch, um einen sicheren Wegweiser auf der Rückkehr zu ihrem Wohnplatze zu haben, begab man sich zuerst dahin und nahm sich vor, das Wasser bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die der natürlichen Lage nach nicht zu entfernt seyn konnte.

Eine herrliche Natur umgab sie, je weiter sie aufwärts in das Thal drangen. Der Bach hüpfte und stürzte in sanften Fällen über bunte Steine herab, oder wand sich durch überhängendes Gebüsch. Mit herrlichen Blüthen und Früchten prangten die Stauden und Bäume umher; ein balsamischer Wohlgeruch erfüllte die vom Morgenwinde gekühlte Luft. Muntere Papageien und Ara's gaukelten auf den Aesten und Zweigen, unbekümmert um die Fremdlinge, die an ihnen vorüberwandelten; niedliche Aeffchen spielten in den gewaltigen Blättern der Pisangs, oder kletterten, sich verfolgend, von Zweig zu Zweige; bunte, glänzende Colibris schwirrten um die Blumenkelche der prachtvollen Magnolia, welche die kleinen Näscher aufnahmen und mit ihrem Honigthaue tränkten; überall das froheste, bewegteste Leben, das

üppigste Wachsthum einer jungfräulichen Erde, die noch von keines Menschen Hand berührt worden zu seyn schien. Das Auge wurde entzückt durch das mannigfaltigste Farbenspiel der Blumen, Blüthen und Blätter, und der bunten gefiederten Bewohner des Waldes, während das Ohr schwelgte in den flötenden Tönen unbekannter kleiner Sänger, die in den grünen duftenden Hallen ungestört ihr Morgenlied sangen. — Sie glaubten in eine Zauberwelt versetzt zu seyn.

So waren sie auf dem immer sanft ansteigenden Wege einige Stunden fortgewandelt, als sie an eine Felsenwand gelangten, auf deren Scheitel ein Riesenbaum prangte, zwischen dessen Wurzeln die Quelle hell und stark hervorsprudelte und sich herabstürzte in ein weites Becken, aus dem sie in das Thal hinab sich ergoß.

Sie stiegen aus dem Kessel auf die kleine waldumgebene Ebene, die der herrliche Baum beschattete, von wo aus man durch den schmalen Thalschnitt, den das Bett des Baches bildete, einen Theil des Meeres erblicken konnte.

„Hier laßt uns ruhen!" sagte Franzesko, sich in das tiefe, feine Gras werfend; „laßt mich erholen von den wunderlieblichen Eindrücken des

göttlichen Morgens und von den Schönheiten, die dieses irdische Paradies schmücken."

Man labte sich an der köstlichen Quelle; man pflückte mancherlei Früchte von den Bäumen, die damit beladen waren, und überzeugte sich mit jeder Minute mehr, wie reichlich hier die Natur für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gesorgt hatte.

Nach einigen Stunden genossener Ruhe, während die größte Hitze vorüberging, trat man endlich den Rückweg an und gelangte, als die Sonne schon gegen das Gebirge sich neigte, auf das grüne Schloß, wie Franzesko scherzend ihre neue Hütte nannte.

Vertrauter mit ihrem Schicksale, wurde den jungen Colonisten der Aufenthalt täglich angenehmer. Man vergaß über die leicht zu befriedigende Sorge für das tägliche Bedürfniß die Entbehrung des Gewohnten und Unnöthigen.

Adelens Verhältniß zu den Jünglingen, das anfangs in so manchen Beziehungen für sie etwas Beengendes hatte, obgleich jene mit der schonendsten Zartheit ihr Geschlecht und ihre Hülflosigkeit ehrten, nahm den Charakter geschwisterlicher Vertraulichkeit an. Mit Vergnügen unterzog sich das Mädchen den kleinen häuslichen Verrichtungen, wenn man sie so nennen konnte, die freilich weniger Mühe

machten, als die kleinste europäische Haushaltung; während Antoin, dessen stilles Gemüth zu ruhigen Beschäftigungen sich neigte, allerlei Flechtarbeiten verfertigte, oder mit dem Anbaue eines kleinen Gärtchens sich beschäftigte, das er am Abhange des Hügels angelegt hatte. Franzesko dagegen unternahm kleine Streifzüge nach allen Richtungen, und machte täglich neue Entdeckungen des Nützlichen und Erfreulichen. So fand er z. B. einen willkommenen Ersatz für etwas lange und schmerzlich Entbehrtes — einige Brodbäume, dessen Früchte und ihren Gebrauch er kannte. Leider fehlte das Feuer, um den Genuß derselben zu erhöhen und mannigfaltiger zu machen; aber auch hier ersetzte das Nachdenken den Mangel des freilich unschätzbaren Elements; die Sonne mußte mit ihrem kräftigen Strahle in's Mittel treten, und die Haltbarkeit der Frucht an sich setzte sie in den Stand, eine kleine Vorrathskammer für den Nothfall und hauptsächlich für die Regenzeit anzulegen, deren Eintritt nach dem Sonnenstande demnächst zu erwarten war.

Ueberhaupt hatte der unternehmende und nie rastende Franzesko auch daran gedacht, ein schützenderes Obdach für die stürmische Jahreszeit zu finden, und er war so glücklich, nicht zu entfernt von ihrem jetzigen Wohnplatze eine Höhle zu finden, die

mit einiger Nachhülfe eine trockene und geräumige Wohnung zu gewähren versprach.

Die Jünglinge, gleich zur Ausführung schreitend, kamen — trotz der Entbehrniß schicklicher Werkzeuge, früher damit zu Stande, als sie erwarten konnten, so, daß sie schon nach wenigen Tagen das Vergnügen hatten, Adele in den neuen Winterpallast, wie sie ihn nannten, einzuführen und sie förmlich Besitz davon nehmen zu lassen. Antoin hatte den Boden mit Schilfmatten von seiner Arbeit recht zierlich belegt; ein von starkem Bambusrohre zusammengefügtes Gestelle mit Moos und Schilfmatten bedeckt, diente zum Sitze und zur Lagerstätte. Den schmalen Eingang beschützte ein starkes, zwischen Pfählen befestigtes Flechtwerk von Zweigen, das von innen mit einer einfachen Vorrichtung geschlossen werden konnte.

Antoin und Franzesko behielten einstweilen das grüne Schloß zu ihrer Wohnung, weil man von hier aus die freie Aussicht auf das Meer hatte und nichts versäumen wollte, einem etwa in der Nähe erscheinenden Schiffe sich bemerkbar zu machen; obgleich der Glaube an ein solch' glückliches Ereigniß nicht recht Wurzel fassen wollte. Für diesen dennoch möglichen Fall befestigten sie ein Stück von dem in der Kiste vorgefundenen Zeuge als Flagge auf

eine hohe Stange und pflanzten dieses Signal auf den höchsten Punkt des Hügels auf, das von der See aus wohl gesehen werden konnte.

So war unter den täglichen Beschäftigungen, begünstigt von der heitersten Witterung, mehr als ein Monat verflossen, als sie eines Abends von einem heftigen Gewitter überrascht wurden, das bald mit voller Wuth über der Gegend ausbrach. Kaum hatten Franzesko und Antoin noch Zeit, aus ihrer Hütte, in welche sie bereits zur Ruhe gegangen waren, in die Höhle sich zu flüchten. Der Sturm tobte fürchterlich; Blitz auf Blitz zuckte aus den schweren Wolken, der Donner rollte und krachte unaufhörlich und der Regen fiel in Strömen herab. Es war ein solcher Aufruhr in der Natur, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, die Höhle werde zusammenstürzen und ihre Bewohner begraben.

In banger Erwartung hatten die Insulaner einige angstvolle Stunden zugebracht, als endlich die Heftigkeit des Ungewitters nachließ und nur der Regen sanft herabrieselte.

Beruhigt und ermüdet suchte endlich jedes sein Ruheplätzchen und sank dem Schlaf in die Arme.

Am folgenden Morgen regnete es noch sehr und hielt einige Tage damit an; dann aber klärte sich der Himmel auf, das Wetter wurde wieder ange-

nehm und beständig, und es schien, als wären sie in Beziehung auf die gefürchtete Regenzeit mit dem nächtlichen Schrecken und einigen Tagen Hausarrest durchgekommen.

Das grüne Schloß hatte, zur Ehre seiner Erbauer, den Sturm glücklich ausgehalten und nur einen Theil des Daches verloren, das freilich bei seiner Leichtigkeit einer solchen Gewalt nicht widerstehen konnte; indeß war der Schade nicht groß und gab Veranlassung, es um so dichter und fester wieder herzustellen.

Am schlimmsten war es der armen Flagge ergangen, von der nur noch einige Fetzen an der Stange flatterten.

„Laßt sie verloren seyn!" sagte Franzesko, „ich glaube, daß wir von der See — wenigstens von dieser Seite her keine Hülfe zu gewärtigen haben, denn die furchtbaren Klippen, auf deren einer unser Schiff den Untergang fand, verwehren jede Annäherung; und wenn ja: so wird es keines anderen Zeichens bedürfen, als diese von ziemlich ungeübten Händen aufgeführte Hütte, um die Aufmerksamkeit der Landenden auf sich zu ziehen. Mit größerer Hoffnung blick' ich nach den nahen Bergen hin, die uns vielleicht eine neue, ungeahnte Welt verhüllen, und ich habe mir fest vorgenommen, eine

Wallfahrt dahin zu unternehmen, die entweder meine Vermuthung bestätigt, oder doch wenigstens Gewißheit über die Form und Lage unseres Wohnorts giebt."

Antoin und Adele waren sogleich entschlossen, theilzunehmen an der Fahrt, die ihrer Wißbegierde und ihren Hoffnungen ein neues Feld eröffnete.

Nach einigen Tagen, während welcher die Spuren des Regens gänzlich verschwunden und die nöthigen Vorbereitungen getroffen worden waren, schickte man sich, von dem schönsten Wetter begünstigt, zur Reise an.

Franzesko, mit seinem Haumesser bewaffnet, eröffnete den Zug; ihm folgte Adele, im Binsenkörbchen einigen Proviant tragend; Antoin, mit einem gewaltigen Stocke bewaffnet, trug die Wasserflaschen in einer Art von Jagdtasche und schloß die Karavane.

Ihr Augenmerk war auf den höchsten Punkt des Gebirges gerichtet, das hier seinen kahlen Rücken über die niederern waldbedeckten Nebenberge herausstreckte.

Vorsichtig drangen sie durch die Wildniß, die in mannigfaltiger Schönheit immer neue Scenen, aber auch Hindernisse aller Arten darbot, die oft unüberwindlich schienen. Bald hemmten schroffe Fel-

senwände und schauerliche Abgründe den Weg, oder das Gebüsch wurde so undurchdringlich, daß Franzesko mit Hülfe seiner Waffe den Durchgang öffnen mußte. Aber mit fröhlichem Muthe ertrugen die Wanderer alle Mühseligkeiten eines völlig ungebahnten Pfades; selbst Adele, das zarte Mädchen, wetteiferte mit ihren Gefährten in Munterkeit und Ausdauer.

Was sehr zu ihrer Beruhigung diente, war die Bemerkung, daß ihnen bis jetzt kein gefährliches Thier begegnet war.

Auf einem offenen, anmuthigen Platze am Fuße des Gebirges, der schon so hoch lag, daß man von hier aus die Gegend bis ans Meer hinab übersehen konnte, wurde Halt gemacht, um sich zu erfrischen und auszuruhen.

Der größte Theil des Weges war zurückgelegt; ihnen blieb nur noch der kleinere aber mühsamere, immer steil bergauf führende übrig. Nach kurzer Rast brach man daher wieder auf, und gelangte endlich mit fast erschöpften Kräften auf den ersehnten Gipfel des Gebirges.

Das Ziel war erreicht! Eine unbegränzte Aussicht dehnte sich vor ihnen aus, — aber die forschenden, staunenden Blicke kehrten erschrocken auf sich selbst zurück; denn rings umwogte sie das Meer.

Keine freundliche Ebene, mit heiteren Städten und Dörfern geschmückt, wie sie geträumt hatten, breitete sich vor ihnen aus; dichte Wälder zogen sich, wie dießseits, hinab bis an die Küste; das schärfste Auge erblickte kein nachbarliches Land an dem im Nebel sich verlierenden Horizonte. Es war gewiß, das Schicksal hatte sie auf ein unbewohntes kleines Eiland geworfen, das kein Schiffer der Erde kannte oder ahnte; — ein grüner Punkt in der unendlichen Wasseröde!

Lange starrten sie hinaus in das Unermeßliche! die hoffnungslose Gewißheit, hier, auf dem verlassensten Flecke der Erde, ihr junges Leben einsam vertrauern zu müssen, sank wie ein schweres Gewicht auf die erschrockenen Gemüther. — Verloren in trübem Anschauen standen sie auf der Höhe, die noch kein menschlicher Fuß betreten hatte, und in Adelens Auge zitterte eine Thräne.

Aber die Größe des Anblicks, die anfangs so niederdrückend auf sie gewirkt hatte, erhob nun auch die sich erholenden Herzen in dem unbeschreiblichen Reize, den die zum Untergange sich bald neigende Sonne um sie her verbreitete. Das ganze Eiland schwamm in einem röthlichen Goldlichte; millionen Glanzpunkte blitzten auf dem sanftfluthenden Meere!

„Gott ist groß!" sprach Franzesko mit leuch-

tenden Augen; „laßt uns diese Insel, die er uns anwies, zu einem Wohnplatze des Friedens und des innigsten Vertrauens machen! Entfernt von dem Wechsel eines unstäten, drangvollen Lebens wollen wir hier in stiller Eintracht uns der Gaben erfreuen, die ein milder Himmel mit verschwenderischer Hand um uns her ausgebreitet hat. Unser ist dieses Paradies! Dieser Gedanke erhebt mich über alle Bekümmernisse. Hier sind wir die alleinigen Herren und Gebieter, kein anderes Gesetz anerkennend, als was Natur und Gefühl in unsere Herzen schrieb. In ungetrennter herzlicher Ergebenheit wollen wir ein Leben genießen, dem es nie an Reiz mangeln wird, so lange wir diesem Gesetze treu bleiben."

Antoin und Adele schlossen den Redner gerührt in die Arme, und alle drei gelobten sich Treue bis zum Tode.

Man übernachtete auf dem Berge und kehrte mit dem Morgenrothe, ärmer zwar an Hoffnungen, aber beruhigt zu der freundlichen Niederlassung zurück, die nun erst die rechte Heimath geworden zu seyn schien.

Unter dem anmuthigen Wechsel von Arbeit und Erheiterungen floß leicht und harmlos ihr Leben dahin; Franzesko streifte in den Wäldern, während Antoin den Garten baute und mit Adelen die

Geschäfte der kleinen gemeinsamen Haushaltung theilte.

Die Reize des jungen, schönen Mädchens hatten sich indessen im Genusse der freien Natur, entfernt von allem Zwange, zur lieblichsten Vollkommenheit entwickelt.

Antoin fühlte die süße Gewalt, die ihn näher zu Adelen zog, und diese schien mit gleichen Empfindungen mehr und mehr sich an den stillen Jüngling zu schließen, dem sie als Landsmann schon früher ein näheres Recht auf ihr Vertrauen eingeräumt hatte.

Dem raschen Franzesko, der sonst in unbefangenem Muthe ausgezogen und heimgekehrt war, konnte dieses traulichere Verhältniß seiner Gefährten nicht entgehen, und in seinem Wesen trat eine sichtbare Veränderung ein. Seine brennenden Blicke, auf Adelens erblühter Schönheit weilend, hätten dem Beobachter sogleich verrathen müssen, zu welcher Flamme der seit kurzem entglommene und stillgenährte Funke aufloderte. Aber Antoin und Adele, mit sich selbst beschäftigt und dem sanften Zuge ihrer Herzen folgend, ahnten nicht, welche Wunde sie dem Freunde mit jeder zärtlichen Miene schlugen, der in sich gekehrt und düster ihre Gesell-

schaft floh und in den dichtesten Wäldern ganze Tage, sogar Nächte zubrachte.

Es war nicht mehr der muntre, thätige Franzesko; sein Angesicht zeigte die Spuren eines nagenden Kummers oder einer nahen Krankheit, und Antoin und Adele, die endlich seinen Zustand gewahrten, wurden mit Besorgnissen erfüllt, die sie theilnehmend laut werden ließen.

Doch je mehr diese nun wetteiferten, den Leidenden zu erheitern und für seine Bequemlichkeit zu sorgen, desto verschlossener wurde er; denn gerade diese vereinte Sorgfalt derselben, die von einer innigen Uebereinstimmung ihrer Gesinnungen zeugte, drückte immer neue Stacheln in seine wunde Brust.

Er hatte den Willen, über eine Leidenschaft zu siegen, die ihn oder seinen Freund, oder beide mit Adelen zugleich unglücklich machen mußte; aber er kämpfte vergebens! Ein Blick auf das blühende Mädchen, das ihm täglich reizender erschien, zerstörte alle seine Vorsätze, und es sammelte sich in ihm eine Bitterkeit gegen Antoin, die ihn selbst erschreckte, als er auf ihre Spur kam.

So konnte — so durfte dieser unheildrohende Zustand nicht fortdauern, das fühlte er täglich mehr; aber wie einen Ausweg finden aus diesem Labyrinthe? — Liebte Adele — und er zweifelte nicht, daß

sie Antoins Liebe erwiederte — so hatte seine Liebe nichts zu hoffen; aber diese Hoffnung aufgeben, wo sonst nirgend Ersatz blühte für seine mit dem ersten Feuer der Jugend und seines Temperaments erwachten Empfindungen, — das vermochte er nicht.

Wenn Antoin nicht wäre! dieser Gedanke, der das erstemal ihn schaudernd überraschte, kam öfter, und verlor nach und nach von seiner Schrecklichkeit. Sein guter Geist hatte bis jetzt den Einflüsterungen einer verderblich werdenden Leidenschaft widerstanden, aber diese wuchs mit furchtbarer Gewalt und verfolgte ihn in die finsterste Einsamkeit.

Entschlossen endlich, sich volle Gewißheit zu verschaffen und den Kampf in seinem Innern auf die eine oder andere Art zu enden, kehrte er eines Abends spät zur Hütte zurück, wo er Antoin zu treffen gewohnt war.

Diesesmal hatte ihn seine Erwartung getäuscht, — die Hütte war leer!

Gefoltert von den Bildern, die sich seiner Phantasie von dem Glücke des Nebenbuhlers aufdrangen, der nirgend sonst als bei Adelen seyn konnte, schlich er auf einem Umwege in die Nähe der Höhle.

Der Mond beleuchtete die Gegend so hell, daß jeder Gegenstand zu unterscheiden war.

Vor dem Eingange der Felsenwohnung, auf einem Grashügel saßen wirklich Antoin und Adele, und, wie es schien, in traulichem Gespräche.

Franzesko horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, um zu vernehmen, was gekoset wurde; aber die Entfernung war zu groß.

Vorsichtig suchte er unbemerkt näher zu kommen, die Hand mechanisch an den Griff seines Messers gelegt. Er glaubte seinen Namen nennen zu hören, — heiß und kalt durchlief es ihn. — Adele lehnte ihr Haupt an Antoins Schulter; die Stimmen verloren sich in leiseres Geflüster; — seiner nicht mehr mächtig, wollte er eben aus dem Gebüsche hervorstürzen, das ihn barg, als Adele und Antoin, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, um sich blickten, und, Franzesko erkennend, ihm entgegen eilten.

„Kommst Du endlich, lieber böser Flüchtling!" redete sie ihn in Tönen des sanften Vorwurfes an, — „der Du seit zwei Tagen in der Wildniß umherschweifst, uns hier in Sorgen für Dich lässest und stündlich unsern Kummer mehrst? Komm' in unsere Mitte, aus der wir Dich gar nicht mehr fortlassen wollen."

Sie schloß den Ueberraschten in ihre Arme und zog ihn sanft auf den Rasensitz.

„Du warst so eben der Gegenstand unseres Ge-

spräches," fuhr sie fort, — „ich berathschlagte mit Antoin recht ernstlich, was zu beginnen sey, Dir die Heiterkeit wiederzugeben, die unsern kleinen Kreis sonst so glücklich machte. Jetzt bist Du wieder bei uns, und wir flehen Dich nun an bei dem Versprechen, das wir uns auf der Berghöhe im Angesichte des Himmels gaben; bei der Treue, die wir uns dort gelobten, — beschwören wir Dich, Franzesko, uns zu entdecken, was die Ruhe von Dir scheucht, was Dich von uns treibt hinaus in die Einsamkeit, und ich werde nicht eher nachlassen, Dich mit Bitten zu bestürmen, bis Du wieder unser freundlicher, guter Franzesko geworden bist!"

Mit der liebenswürdigsten Unschuld umschlang sie ihn bei diesen Worten, und Thränen rollten über die schönen Wangen.

Franzesko fühlte im tiefsten Innern sich bewegt, — er duldete einige Minuten die Liebkosungen des Mädchens, die ihn unter andern Verhältnissen beseeligt hätten, dann wand er sanft sich los und sprach: „es wird besser werden, Adele! es soll besser werden; das verspreche ich Dir bei der Treue, die wir uns gelobten!"

Er erhob sich, sagte gute Nacht, und ging langsam dem Hügel zu.

Antoin drückte Adelen still die Hand und

folgte dem Räthselhaften, der stumm an seiner Seite ging und, in der Hütte angekommen, sich sogleich auf das Lager warf, auf dem er schlaflos sich wälzte und auf Antoins Fragen nichts erwiederte, als: „laß mich ruhen — ich bedarf der Ruhe!"

Mit der Sonne stand er auf und trat vor Antoin, der noch sanft schlummerte, ihn lange betrachtend.

„Liebst Du Adelen?" frug er den Erwachenden.

„Wie mein Leben!" antwortete dieser und sprang vom Lager auf.

„Ich finde das natürlich," versetzte Franzesko, — „denn sie ist liebenswerth. Aber auch ich liebe sie, und mit gleichem Rechte. Wir dürfen beide sie lieben, aber sie kann keinem von uns den Vorzug geben, ohne einen schmerzlich — bis in den Tod zu verletzen."

„Das also Dein Geheimniß?" rief der erstaunte Antoin.

„Das ich tief verschlossen habe in der Brust," fuhr Franzesko fort, „das aber gewaltig sich emporddrängt und seinen Kerker brechen will."

„Du liebst Adelen!" unterbrach ihn Antoin, — „o das ahnt' ich nicht! das ahnt Adele nicht!"

„Freilich habe ich mich zu Adelen nicht gedrängt," entgegnete Franzesko mit einiger Bit-

terkeit, — „doch liebe ich sie so heiß wie Du, nur nicht so glücklich, wie es scheint. Wie nun den Knoten lösen, ohne ihn zu zerhauen?"

Antoin stand in tiefer Bewegung. — „Adelens Glück ist meines Lebens höchster Wunsch," sagte er nach einigem Bedenken, — „wie sie es wird, ist gleich, — Adele soll entscheiden!"

„Und zu Deinen Gunsten, wie Du hoffst?" fiel Franzesko ein; „doch sie entscheide wie sie wolle, so möge sie vorher bedenken, daß unser aller Wohl an das Wohl jedes einzelnen von uns geknüpft ist; daß ich hier ein gleiches Recht habe, glücklich zu seyn, und daß ich diesem Rechte zum Vortheile eines andern nicht so leicht entsagen werde."

Mit diesen Worten verließ er rasch die Hütte und eilte zur Küste hinab.

Antoin blickte ihm gedankenvoll nach, und ein Seufzer entquoll der gepreßten Brust.

Er fühlte tief, wie innig er Adelen liebte, wie glücklich ihre Liebe ihn machen könne, — doch wurde seinem redlichen Gemüthe klar, daß, unter solchen Verhältnissen glücklich seyn zu wollen, nicht möglich und ein Verrath an dem Freunde und Schicksalsgefährten wäre. Sollte — konnte er Adelen von Franzesko's Neigung unterrichten? und was sollte werden, wenn er's that und wenn — sein

Herz schlug stärker — wenn Adele ihm den Vorzug gab?

Im Kampfe widerstrebender Gefühle ging er — anstatt wie sonst zur Höhle — in den Wald, und irrte planlos umher.

Umsonst harrte Adele auf ihn, den sie jeden Morgen zu sehen gewohnt war, der selten auf sich warten ließ; als aber der Mittag herankam und er noch nicht erschien, so stiegen Besorgnisse von Unglück in ihr auf, die sie bisher nicht gefühlt hatte. — Franzesko's sonderbares Benehmen, seine düstere Zurückgezogenheit, sein unerwartetes Erscheinen am gestrigen Abende, die Heftigkeit seines Temperamentes — alles das trat in scharfem Lichte vor die Seele Adelens und vermehrte ihre Bangigkeit. Wie, wenn Antoin und er uneins geworden, im Zorne aneinandergerathen und — sie wagte den Gedanken nicht auszudenken; der ganze Jammer der entsetzlichsten Verlassenheit fiel auf ihr Herz bei der fürchterlichen Möglichkeit ihrer Vermuthung.

In ängstlicher Eile verließ sie ihre Wohnung und begab sich zu der Palmenhütte, um den peinigenden Gefühlen zu entfliehen, aber sie fand sie leer. Forschend blickte sie umher vom Hügel; da trat eben Antoin aus dem Gebüsche und schlich, in Gedanken verloren, herab.

Ihn sehen und ihm entgegenfliegen, war Sache eines Augenblicks.

„Wo bleibst Du, Antoin? Wo bist Du gewesen? Warum habe ich Dich heute noch nicht gesehen?" mit diesen Fragen stürmte sie auf ihn ein; aber sie erschrack, als sie näher kam und sein bleiches, ernstes Gesicht erblickte.

„Was ist Dir begegnet?" frug sie theilnehmend, seine Hand ergreifend.

Er drückte die ihrige und schwieg.

„Antoin, Du peinigst mich!" klagte das Mädchen; „Dein Blick verräth, was Dein Mund verschweigen will. O reiße mich aus dieser furchtbaren Ungewißheit und sage, was Dir begegnet ist."

„Du sollst es erfahren," versicherte Antoin und ging mit ihr zur Hütte.

„Adele!" begann er dort, „ich kenne nun Franzesko's Geheimniß. Er selbst hat es mir entdeckt und sein Schicksal liegt in Deinen Händen."

„In den meinigen?" frug rasch Adele; „was fehlt ihm? kann ich ihm helfen?"

„Du kannst," sprach Antoin leiser; „er liebt Dich, Adele! er erwartet von Dir seines Lebens Glück und hat mir sein ganzes Herz vertraut."

Adele stand erbleichend mit herabgesunkenen Armen und blickte zu Boden.

„Du haſt mich ſchmerzlich überraſcht mit dieſer Nachricht," ſagte ſie nach kurzem Schweigen; „Franzesko iſt mir werth und theuer wie ein Bruder, aber — ſeine Gattin werden kann ich nicht."

„Du ſchlägſt ſeine Hoffnungen nieder?" verſetzte Antoin — „das wird ihn ſehr unglücklich machen, denn er liebt Dich heiß."

„Das iſt ſehr traurig für mich und ihn," entgegnete ſie, „aber dem Herzen kann man nicht gebieten."

„Dein Herz — es hat gewählt?" frug Antoin ſchüchtern.

„Es hat gewählt!" antwortete ſie mit dem liebevollſten Blicke, und ein hohes Roth überflog ihre Wangen.

„Adele!" rief Antoin mit hochklopfendem Herzen, und breitete ahnend die Arme aus.

„Es liebt Dich, Antoin!" liſpelte ſie und ſank an ſeine Bruſt; „nie kann ich eines andern ſeyn!"

„So wäre ich denn abgefertigt!" ſprach eine Stimme hinter ihnen, und Franzesko ſtand drohenden Antlitzes an der Hüttenthüre.

Adele richtete ſich aus Antoins Armen auf und trat dem Zürnenden entgegen.

„Ich liebe Antoin," ſagte ſie mit würdevoller

Ruhe, — „ich liebte ihn, ehe ich wußte, daß in Deinem Herzen eine Leidenschaft für mich Wurzel fassen würde. Einem nur kann ich gehören, und wahrhaft weh thut mir's, Dich betrüben zu müssen. Genügt Dir nicht an meiner schwesterlichen, aufrichtigen Hinneigung, so ist — das fühle ich wohl — der Friede meiner Seele, unser aller Friede gestört. Doch nimmst Du mich als Schwester an, willst Du mein Bruder seyn, so soll mein letzter Athemzug Dich segnen. — Unser Schicksal liegt nun in Deiner Hand."

Finstern Blickes starrte Franzesko zu Boden; seine Seele kämpfte mit einem Entschlusse. —

„Ich kann Dir nicht entsagen!" rief er endlich, „ich bin nicht stark genug, von einer Hoffnung mich loszureißen, die meine ganze Seele mit allen Freuden einer wonnereichen Zukunft erfüllt hat. Dir entsagen hieße der immerwährenden Folter eines schmerzvollen Daseyns mich preisgeben, und das kann ich nicht, das kannst Du — das kann Antoin nicht wollen!"

Ein banges Stillschweigen erfolgte.

„Höre mich, Adele!" fuhr Franzesko sanfter fort, „meine Seele hat in schwerem Kampfe gerungen, einen Ausweg aus diesem Irrsal zu finden. Das Schicksal hat unser Daseyn unauflöslich an-

einander geknüpft, auf uns allein sind wir beschränkt, in uns, in Dir liegt unsere Hoffnung, unsere irdische Glückseligkeit; einen begünstigen hieße den andern in den Abgrund stoßen — oder beide! — Sey mein, Adele! sey meines Freundes! so löst sich — und nur so — der Knoten sanft."

Adele bedeckte mit den Händen das bleiche Gesicht.

„Was auch Convenienz und Sitte dagegen einwenden mag," fuhr Franzesko fort, — „der Fall ist einzig, wie unsere Lage. Ich theile mit dem Freunde, was er mit mir, was Du mit Deinen Freunden theilst. Zu einer glücklichen Familie vereint sey nichts, was wir nicht gemeinschaftlich unser nennen. Ueberlege, was zu Deinem — was zu unserm Frieden dient, und entscheide gütig!"

„Ich bin entschlossen!" sprach Adele mit edlem Muthe. „Es mag auf Erden alles sich theilen lassen — nur Liebe nicht. Ich entsage ihr, um Euch als treue Schwester anzugehören. Franzesko! Antoin!" — sie reichte beiden die Hände; — „seyd Freunde! Brüder! nehmt mich als Eure Schwester an. Muthet mir Unwürdiges nicht zu, daß schaamroth ich nicht mich selbst verachten und beweinen müßte. Ein schwaches Mädchen bin ich,

das von Eurer Großmuth den Frieden hofft, den ich, unschuldig zwar, Euch raubte."

Die Jünglinge schwiegen; in ihren Gesichtszügen drückte sich der Gang ihrer Empfindungen aus.

Antoins Antlitz erheiterte sich zuerst. Er nahm Adelens Hand und sprach: „nicht beschämen sollst Du mich, Adele! Meine Liebe ist unsterblich wie meine Seele! den einsamsten Winkel der Erde hättest Du mir zum Paradiese umgeschaffen, — doch eben diese Liebe, die nur in Deiner Ruhe ihr Glück findet, sie erhebt mich über alle irdische Verhältnisse. Beglücke meinen Freund! beglücke ihn, der heiß und innig Dich liebt; nimm mich zu Deinem Bruder, zu Deinem treuen, in heiliger Liebe Dich verehrenden Bruder an, der heute das erste Opfer der Entsagung mit freiem, redlichen Herzen an Deinem häuslichen Altare niederlegt."

Adele stand, ein Bild des tiefsten Schmerzes, und zwei große Thränen perlten aus den zum Himmel gerichteten Augen, die ihr Leid zu klagen schienen.

Da trat Franzesko rasch zu Antoin und legte seine Hände auf dessen Schultern. „Das wolltest Du?" sagte er bewegt; — „das sieht Deinem stillen, großen Herzen ähnlich! Nicht zurückstehen

mag ich in dem edlen Wettstreite Eurer Tugend; liebt Euch und lebt beglückt!"

Er küßte Antoin und ging.

„Wohin, Franzesko! edler Mensch — wohin?" frug Antoin.

Jener wandte sich an der Thüre um, und einen Blick auf Adelen werfend, antwortete er: „Ruhe suchen!" und entfernte sich schnell.

„O möchte er sie finden!" seufzte Adele ihm nach; „denn eher kehrt mir der Friede nicht zurück. Bis dahin bin ich Deine Schwester, Antoin!"

„Dein Bruder, theure liebe Seele!" sprach dieser und drückte ihre dargebotene Hand an seine Brust.

Die Liebenden gelobten, das wunde Herz des Freundes auf alle Art zu schonen, ihn sehen zu lassen, wie sehr sie die Größe seiner Entsagung erkannten und ehrten.

Aber er kehrte nicht mehr in ihre Mitte; zwei Tage waren verflossen, und er hatte sich nicht blicken lassen. Antoin durchzog allein und in Adelens Gesellschaft die Küste, die Wälder; keine Stelle blieb unbesucht, die er sonst zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Franzesko's Namen rief umsonst das Echo nach, — er war verschwunden.

Adelen fielen seine letzten Worte schwer auf's Herz. „Wenn er dort Ruhe gefunden hätte, wo die

Qual des Lebens endet!" sprach sie, im Innersten erschüttert, und je mehr sie dem Gedanken folgte, desto wahrscheinlicher wurde ihr, was sie befürchtete.

„Laß' uns den Leichnam suchen!" bat Adele, „um ihn mit unsern Thränen zu benetzen, und eine stille Ruhestätte zu bereiten."

Mit der ängstlichsten Sorgfalt forschte man auf's neue nach einer Spur des Verlorenen; oft schien es, sie gefunden zu haben, aber sie verschwand, wie er verschwunden war.

In stummer Trauer saßen oft Adele und Antoin, und beklagten das herbe Schicksal des Armen und ihr eigenes Schicksal, das ihnen härter däuchte als je.

„Wenn ich dereinst hier abgeschieden von der Welt an Deinem Grabe weinen müßte!" jammerte Adele; „wenn ich in furchtbarer Einsamkeit mein elendes Daseyn verseufzen müßte, und keines Menschen Hand endlich die müden, brechenden Augen zudrückte!"

Antoin schloß die Klagende an seine Brust und vermochte sie nur mit der Hoffnung zu trösten, daß unerwartet der Himmel Hülfe senden könne, und daß sie mit festem Vertrauen an diesem Glauben hängen wollten; dem einzigen Ankergrunde eines frommen hingebenden Herzens in Gefahr und Noth.

Aber von Adelen war die Heiterkeit gewichen, so viel sie sich auch Mühe gab, ihren Seelenzustand vor Antoin zu verbergen; kein Lächeln schmückte das sonst blühende Angesicht, still und in sich gekehrt wandelte sie umher wie eine Träumende, so, daß Antoin für ihre Gesundheit — für ihr Leben zu zittern begann.

Mit der liebevollsten Aufmerksamkeit suchte er alles hervor, was sonst ihr Freude gemacht hatte; in dankbarer Anerkennung drückte sie seine Hände und schien ruhiger zu werden, aber nur auf kurze Zeit, — und als er einst mit Thränen bat, ihm zu entdecken, was so quälend auf sie wirke, so antwortete sie leise: „Franzesko's Schatten folgt mir Tag und Nacht. Ich bin die Ursache seines frühen Todes; ich trage Schuld an seinem Untergange."

Was auch die zärtlichste Liebe für ihre Beruhigung aufzufinden bemüht war, Antoin sah mit unendlichem Schmerze die Lebenskraft des geliebten Mädchens täglich mehr schwinden und mit ihr neigte sich der Hoffnungsstern zum Untergange in die grauenvolle, seine Seele verfinsternde Nacht.

Stumm saß er an Adelens Lager, das diese endlich nicht mehr verlassen konnte, und bat mit Thränen Gott um seine Auflösung zugleich mit der Geliebten.

Da richtete eines Abends die Kranke sich auf. — „Hörst Du nichts, mein Antoin?“ frug sie, sich an ihn schmiegend, — „mir däucht, Franzesko ruft!“

Antoin, der diese Aeußerung für die Ausgeburt ihrer kranken Phantasie hielt, wurde endlich aufmerksamer, als sie wiederholt versicherte, sie höre ihren und Antoins Namen rufen; und wirklich vernahm er nun auch deutlich eine Stimme, die er für Franzesko's Stimme erkannte.

„Er ruft uns, mein Geliebter!“ sprach sie, seine Hand suchend, „er ruft uns hinüber in jenes selige Land, wo keine Trennung mehr droht. — Wir kommen, theurer, vorangegangener Freund!“

Da rief es deutlich: Antoin! Adele! ganz in der Nähe, und ein düsterer Lichtstrahl streifte an der Felsenwand der Höhle.

Antoin sprang auf und eilte hinaus; — Adele richtete sich auf; — hell war die Gegend beleuchtet und: er ist's! Franzesko ist's! erschallte es draußen laut und freudig.

Da trat an Antoins Arme Franzesko ein, eine lodernde Fackel tragend, an seiner Hand ein Mädchen, das neugierig in der Felsenwohnung umherblickte, — und Antoin stürzte mit dem Ausrufe: „Franzesko lebt! er ist's!“ zu den Füßen

der Geliebten nieder, die zweifelhaft nach der Erscheinung blickte.

„Ich bin es, theure Adele!“ sprach Franzesko, seine Begleiterin näher führend, „und das ist meine neue Freundin, die ich wie durch ein Wunder gefunden, die nun kommt, Dich zu sehen, Dich als theure Schwester zu begrüßen.“

Und das Mädchen schloß die Erstaunte in ihre Arme und sprach in fremder Mundart: „Du meine Schwester seyn — Du gut — Du mich lieb haben!“

Adele erwiederte die Liebkosungen des Naturkindes, und ein sanftes Roth färbte die erbleichten Wangen.

Unterdeß hatte Franzesko von Antoin alles erfahren, was seit seiner Abwesenheit hier sich begeben hatte.

„Du gutes, liebevolles, tugendhaftes Wesen!“ rief Franzesko, und kniete an Adelens Lager nieder, ihre Hand an seinen Mund drückend, und Schiama, seine Geliebte, kniete neben ihm und streichelte die andere Hand Adelens, während Antoin mit freudigen Blicken die schöne Gruppe betrachtete.

„Gottlob!“ sagte Franzesko, „der Knoten hat sich sanft gelöst. Er, der Allgütige! der meine wankenden Schritte aus dem düstern Thale der Verzweiflung zum neuen, freudenvollen Daseyn leitete,

er wird auch Dir, geliebte Schwester! Gesundheit wiederschenken."

„Ich fühl' es," lispelte Adele, „der dunkle Schleier, der mein Leben überflorte, ist zerrissen, ein neuer, schönerer Tag geht meinem Herzen auf, — ich bin genesen!" —

„Erzähle, theurer, schmerzlich beweinter Bruder!" fuhr sie nach einigem Stillschweigen fort, „erzähle, wie es Dir seither ergangen."

Man lagerte sich um Adelen, und Franzesko begann also:

„Mit Schauer gedenke ich des Augenblicks, als ich Euch verließ. Entschlossen, Euer Glück nicht zu stören und fern von Euch mein freudenloses Daseyn hinzuschleppen, stürmt' ich in den Wald, gleichviel wohin, nur weit, recht weit weg von Euch. So schwankte ich einige Tage in der Wildniß umher, und einigemal — ich gesteh' es jetzt mit Beschämung — wandelte mich der Gedanke an, meinem Leben, das seine Bedeutung verloren zu haben schien, ein Ende zu machen."

„Ach! das hatten wir befürchtet!" unterbrach ihn Adele.

„Doch mein besseres Gefühl siegte. So kam ich endlich auch an das Gebirge, wo es sich zur Küste neigt, und schnell entschloß ich mich, es zu übersteigen

und auf der andern Hälfte des Eilandes meinen einsamen Wohnsitz aufzuschlagen. Ich drang verwegen durch die unbetretene Wildniß, überstieg die Berge und suchte, dem Meeresstrande folgend, einen bequemen Platz, mein Vorhaben auszuführen."

„Vier Tage war ich bereits von Euch entfernt; am fünften kam ich an einen Fluß, und schlummerte ermüdet an seinem schattenreichen Ufer ein. Denkt Euch mein Erstaunen, als ich, durch ein Geräusch erweckt, die Augen aufschlug und ein Mädchen vor mir stehen sah, das mit neugierigen Blicken mich betrachtete. Es war meine Schiama, die, als ich sie anredete, schüchtern wie ein Reh davon sprang, mir aber in einiger Entfernung freundlich winkte, ihr zu folgen. Nicht lange, so stand ich vor einer gutgebauten Hütte, vor deren Thüre ein rüstiger Indianer, der Vater meiner Schiama, saß, der aufstand und mich nach seiner Weise begrüßte. Mein bischen Malaiisch, das er ziemlich sprach, machte mich ihm verständlich, und so erfuhr ich, daß er nebst seinem Weibe und seiner Tochter, um den Verfolgungen eines Feindes seines Stammes zu entgehen, auf einem Kanote seine Geburtsinsel verlassen, um auf einer entlegeneren seinen Wohnsitz aufzuschlagen; daß ein Sturm das leichte Fahrzeug wie eine Kokusschale auf den Wellen her-

umgeworfen und nach zweien gefahrvollen Tagen endlich an dieses Eiland getrieben habe, wo er seit einigen Jahren mit den Seinigen in stiller Ruhe lebe."

„Der fremde Gast wurde freundlich in der Hütte aufgenommen; wir lernten uns bald näher kennen und lieb gewinnen. So befand ich mich einige Monate unter den gutmüthigen Seelen, die miteinander wetteiferten, mir den Aufenthalt angenehm zu machen; vorzüglich aber Schiama, die in ihrer holden Natürlichkeit mir nicht verbarg, welchen Eindruck der Fremdling auf sie gemacht hatte." —

„Vergieb, Adele! Dein Bild, das ich zu vergessen mich bemühte, verschwand allmählig, oder vielmehr, es schien mit Schiama zu verschmelzen; bis ich, von ihrer Anmuth gerührt, sie als meine Braut, gesegnet von den Eltern, in meine Arme schloß."

„Ausgesöhnt mit dem Schicksale — oder vielmehr in dankbarer Rührung sein allgütiges Walten verehrend, hatte ich nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als meiner Schiama von Eurer Gegenwart auf der Insel Kunde zu geben und den Entschluß auszusprechen, Euch zu besuchen und von dem glücklichen Ereignisse zu unterrichten. Schiama ließ sich's nicht nehmen, mich zu begleiten, und so sind wir nun hier, um Euch zu bitten, Eure Hütte

bei der unseren aufzuschlagen und die glücklichste Kolonie der Erde gründen zu helfen; es versteht sich, daß wir so lange bei Euch bleiben, bis Adele im Stande seyn wird, die Reise anzutreten."

Mit gerührter Theilnahme hatte man den Erzähler angehört, und Adele und Antoin erklärten sich mit Freuden bereit, Franzesko's Wunsch zu erfüllen.

Gepflegt von der zärtlichsten Sorgfalt der Jünglinge und unter den Liebkosungen der reizenden Schiama erholte Adele sich schnell, die mehr geistig als körperlich gelitten hatte.

Nach kurzer Zeit trat das Doppelpaar seine Wanderung an, und gelangte wohlbehalten an den Ort der neuen Niederlassung, herzlich begrüßt von den Eltern der lieblichen Schiama, die Adelen bald wie ein höheres Wesen verehrten.

Ein inniges Band der zartesten Liebe und Freundschaft umschlang die glücklichen Bewohner des stillen Eilandes, dem Franzesko den Namen: „das Eiland der Liebenden" gab.

106945